This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Der

Ersatz der Religion

durch Vollkommeneres

und die

Ausscheidung alles Judäerthums

durch den modernen Völkergeist.

Von

Dr. E. Dühring.

Zweite neubearbeitete Auflage.

Berlin.

Verlag von P. Kufahl,
Koch-Strasse 19.

1897.

— Alle Rechte vorbehalten. —

VYŘAZENO

ZÁKLADNÍ KNIHOVNA ČSAV PRAHA

Z-2968

Vorwort.

Die vorliegende Schrift ist nicht blos für die höchsten Bildungsschichten, sondern für Jedermann bestimmt, der dem Durcheinandertreiben heutiger Meinungen und Meinungslosigkeiten einen festen Anhalt vorzuziehen gewillt ist. Steht ihm auch weniger landläufige Bildung zur Verfügung, so wird er sich dennoch von dem Gehalt des Buchs Vielerlei aneignen und sich von der Unsicherheit freimachen können, mit deren Element er sich heute Allerorten umspült findet. Auch würde dies Buch seinen Beruf schlecht erfüllen, wenn es blos dazu da wäre, auf die zu wirken, welche es lesen. Die Leser der verschiedensten Stände und Schichten sollen vielmehr daraus die Veranlassung nehmen, die Gedanken selbständig weiterzutragen und den gemeinverständlichsten Theil davon auch an Solche zu bringen, welche zu der Schrift selbst nicht gelangen.

Das Ziel der Gedanken und Antriebe, welche in diesem Buch niedergelegt sind, reicht weit über die Schranken hinaus, in denen sich alle Religion bewegt hat. Es gilt einer Geisteshaltung und Geistesführung, die nicht erst von einer bessern Gesellschaft und einer bessern Politik abhängt, sondern umgekehrt die bessere gesellschaftliche und politische Organisation erst möglich macht. In Rücksicht auf das Wegschaffen richtet es sich bezüglich des hier entscheidenden Europa auf die Religionen, die vom Judenthum abstammen, als auf Racenreligionen, die dem angestammten und edleren Naturell moderner Völker fremd sind. Rücksichtlich des Schaffens nimmt es seine Ansatzpunkte im Verstand und Gemüth neuerer Völker, insbesondere auch germanischer und nordischer. Es will keine gestiftete Religion, im Sinne der ausschliesslichen Stiftung durch die Willkür eines Einzelnen, eine Stiftung etwa, wie sie bei den Hebräern im Mosaismus und Christenthum, bei andern Semiten im Muhamedanismus und wie sie überhaupt bei unfreien asiatischen Völkern, nicht aber bei Griechen und Römern und als eigne nationale Schöpfung auch nie bei neuern Völkern, vorhanden gewesen ist. Es hebt den

echten und bessern Geist aus unserm eignen freien Völkerwesen empor und hält den neuern Nationen, sowie speciell den Deutschen einen Spiegel vor, in welchem sie ihre tiefern Anlagen unentstellt erblicken und nunmehr mit vollem Bewusstsein zum Compass nehmen können.

Diese Hinweisung der modernen Nationen auf die eignen Tiefen des neuern Völkercharakters als auf die Quellen des Vollkommeneren ist sicherlich ein nothwendig sachlicher und kein persönlich willkürlicher Ausgangspunkt. Der Person aber ist die Aufgabe zugefallen, im Namen des neuern Völkergeistes die noch schlummernden Triebe wachzurufen und mit verständlichem Wissen auszustatten. Die Initiative eines ausgeprägten Einzelcharakters ist für die Propaganda einer gerechten Seins- und Weltauffassung nichts Gleichgültiges, und ohne individuelle Organe vollzieht sich im Völkerleben Nichts, geschweige etwas Grosses.

Die vorliegende Schrift hat schon eine längere Wirksamkeit hinter sich; sie erschien zuerst Herbst 1882. Seit mehreren Jahren war sie bereits vergriffen und nur noch im antiquarischen Buchhandel zu stark vervielfältigtem Preise gelegentlich einmal ausnahmsweise zu haben. Inzwischen habe ich sie wiederholt überarbeitet, mit meinen seitdem erschienenen Schriften durch Weglassungen des anderwärts weiter Ausgeführten in Beziehung gesetzt und den so verfügbar gewordenen Raum zu neuen Darlegungen benützt.

Schliesslich bemerke ich noch bezüglich der äusserlichen Einrichtung dieser Schrift, dass sie als zugehörigen Bestandtheil ein Verzeichniss meiner andern Schriften enthält, damit der Leser sich die im Text verkürzten Titelanführungen erforderlichenfalls ergänzen könne. Auch ist der in frühern Vorreden von mir begründeten und geübten Gewohnheit gemäss wiederum jedes Exemplar mit Federunterzeichnung versehen.

Neuendorf bei Potsdam, im November 1896.

E. Dühring

Inhalt.

Vorwort . . . . . Seite III

Erstes Capitel.

Freiheit von der Religion.

1. Thatsächliche und praktisch nächste Beschränktheit der Religionsfragen der heutigen Culturvölker auf das Christenthum. Weitere Perspective auf eine universelle Völkerbefreiung von jeglichem religionistischen Joch. 2. Die zweite Seite zur modernen Religionsauflösung. 3. Schattenhaftigkeit der Religionsreste und zugehöriger Wendepunkt . . . . . Seite 1

Zweites Capitel.

Selbstverwerfung des Judenthums in der Christuslehre.

1. Vorgebliche Ergründungen des Wesens des Christenthums oder sogenannte Kritiken der Christuspersönlichkeit im 19. Jahrhundert. 2. Das Christenthum nur als die Lehre einer potenzirten Einzelpersönlichkeit begreiflich. 3. Reformationsversuch gegen das Judenthum. 4. Sinn und Widersinn der Feindesliebe. 5. Jüdisches Formgepräge auch in dem das Judenwesen verwerfenden Kerngehalt der Grundsätze von Christus. Schliessliche Nothwendigkeit, die Hypothese der Blutgemischtheit fallen zu lassen und grade in der persönlich urchristischen Lehre die eines reformatorischen Stammesjuden zu erkennen.
Seite 15

Drittes Capitel.

Loslösung der modernen Völker von aller Judenüberlieferung.

1. Abstossung alles Asiatismus. Gemischtheit des Christenthums. Humanität des neuern Völkergeistes. 2. Die Züge jüdischer Ueberlieferung bei Dante und Tasso. 3. Milton und andere Proben des Einflusses der alten Judenschriften. 4. Bemerkung zu den neusten Jahrhunderten . . . . . Seite 35

Viertes Capitel.

Unverträglichkeit des jüdischen Sinnes mit dem neueren Völkergeist.

1. Jüdische Verkörperung der Selbstsucht in religiöser Beurkundung. Die zehn Gebote als Zeugniss für die Judeneigenschaften. 2. Entstehung des Monopolgottes. Racensinn der Idee vom alten wie vom neuen Bunde. Stockjüdisches im neuen Testament. 3. Nationale Religion im schlechten und im guten Sinne. Deutsche Grundeigenschaften. 4. Religionsbezügliche Charaktereigenschaften der alten Deutschen in Auszeichnung vor den celtischen Stämmen und im Gegensatz zu den Juden. Sinn der ursprünglichen Priesterlosigkeit. 5. Vorstellungsart in den nordischen Göttergeschichten. Sittliche Vorzüge der in der Religion bekundeten deutschen Weltanschauung. Unvereinbarkeit mit den entsprechenden Vorstellungen des Judenthums und palästinensischen Christenthums. 6. Nationaler Sinn des Gothischen der kirchlichen Bauwerke. Entsprechende Erhabenheit des Germanischen über die Artung des christlichen Hauptgebots. Mangel eines Begriffs des Guten bei der Judenrace durch Spinozas Lehre bestätigt. 7. Gesteigertes Hervortreten der vollen Menschheitswidrigkeit der Judentriebe bei Zurücktreten des rohern Aberglaubens. Oekonomische und literarische Verjudung. Rolle eines schöpferischen Selbstbewusstseins der modernen Völker . . . . . Seite 51

Fünftes Capitel.

Surrogate und Abschaffung der Religion.

1. Rolle des Epikureismus und Stoicismus im Alterthum. Mangel an socialer Allgemeinheit. Beschränktheit auf individuelle praktische Lebenszwecke. 2. Unnachhaltigkeit der blos mit der Befreiung vom Aberglauben verbundenen Genugthuung. Unzulänglichkeit auch der tiefern alten Philosophie zu einer positiven Schöpfung und zwar nicht blos des griechischen Nationalcharakters wegen. 3. Moderne Lage. Encyklopädisten. Im Gegensatz zu ihnen Rousseau. Reaction gegen die Religionsabschaffung in der Revolution. 4. Socialpositive Richtung im 19. Jahrhundert. St. Simon. August Comtes Religionsentwurf als Anzeichen der Unzulänglichkeit der Wissenschaften. Gleichzeitige Verkennung der Untauglichkeit der Gelehrtenclasse und des Unwesens sogenannter Wissenschaft. 5. Neuste Recepte aus dem Bereich der blasirten Verlehrtheit. Empfehlung von falschen Wissenschaftsabfällen. Demgegenüber Kennzeichnung der Wissenschaft als eines blossen Organs unter der Leitung höherer Charakterantriebe. Dirne Wissenschaft mit ihrer verschiedentlichen Garderobe. 6. Die Kunst als angebliches Religionssurrogat. Specialfrage nach der Musik. Eine hieher gehörige Velleität. Auch Dichtung kein Religionsersatz . . Seite 86

Sechstes Capitel.

Ursprung und Artung des Vollkommeneren.

1. Das Hervortreten des physiologisch Vollkommeneren als allgemeine Thatsache in Natur und Geschichte. Ausseres Verhältniss zum Asiatismus.

Solidarität der ganzen gutgesinnten Menschheit in ihren niedern und höhern Typen. 2. Sonstige Grundbeziehungen der höhern Völkertypen zu den niedern. 3. Mangel der vollen Wechselseitigkeit zwischen den Geistesarten höherer und niederer Racen. Degradirung des neuern Völkergeistes durch die Ansteckung von Asiatismus. 4. Freiheit als erster Grundzug in der vollkommeneren Anlage des neuern Völkergeistes. Herabwürdigung durch den orientalischen Knechtssinn. 5. Vertrauen als zweiter Grundzug in markirtester Gestalt im deutschen Charakter. 6. Gerechtigkeit und Treue als weitere wesentliche Grundzüge im Gegensatz zu den religiösen Giftquellen verderblicher Racen. Initiative zur bessern Geistesführung . . . . . Seite 115

Siebentes Capitel.

Gestaltung der Hauptbegriffe.

1. Kennzeichnung der gemeinen Religionsannahmen. Der Unsterblichkeitsglaube und sein gemeinster Beweggrund. Spiritismus. 2. Die gewöhnliche Gottesannahme. Judäischer Charakter des Gegenstandes. 3. Sittliche Eigenschaften im Charakter des Weltfundaments. Uebereinstimmung der religionsersetzenden Grundvorstellung und der bessern Menschenmoral. 4. Gerechtigkeit in der Seinsordnung. Ein Böses nicht ohne Gebundenheit und Rückwirkung seitens des maassgebenden Guten. 5. Fassung und Benennungsart des Grundbegriffs. Grund und Boden der Dinge. 6. Kennzeichnung des Fundaments der Dinge an Stelle der Gottesannahme. 7. Naturgesetzliche Specialvorsehung. Mitgefühl mit dem Leben ausser und nach uns. 8. Fernhaltung alles Mystisirens und der Selbstmystificationen der Schwäche. Betonung des Affirmativen in den Ersatzbegriffen . . . . . Seite 148

Achtes Capitel.

Cultusersatz und neueres Märtyrerthum.

1. Stufengang im Verfall des Cultus. 2. Zäher Cultus des Judencharakters. Liebesheuchelei. Märtyrerthum in Beziehung auf die Judenrace. 3. Zusammenwirken von Charakter und Verstand im Cultusersatz moderner Völker. 4. Gestalt und Gehalt von Lehre und Anregung. 5. Gemeinwesen, Cultus und Kunst in Bezug auf natürliche Veranschaulichungsforderungen. 6. Brücke von einer moralischen Weltanschauung zum echten Märtyrerthum. 7. Sichtung der Bestandtheile im Märtyrerthum. Rolle des Wahns. Lug, Trug und Phantastik als Elemente von semitischen Racenreligionen. 8. Die Nothwendigkeit des Märtyrerthums ein Zeichen von Barbarei und Corruption. Moderne Ersatzforderung.
Seite 189

Neuntes Capitel.

Geistesführung in Staat und Gesellschaft.

1. Sinn der Wortbezeichnung des Religionsersatzes. Der Staat in zweiter Linie nach dem Einzelnen. 2. Das Gemeinwesen nicht auf Religion gebaut, aber in der Geistesführung zu vollenden. Herausschälung des Gemeinwesens

aus der Religion. Nothwendigkeit der Geistesführung in der religionsfreien Schule. Unmöglichkeit indifferenten Unterrichts. 3. Geistiges im Staat. Heutige Unzuverlässigkeit des Eides. Verwesung staatlicher Zustände. 4. Verzweigung der gesellschaftlichen Aufgaben der Geistesführung. Beschaffenheit der Generationen nach Fleisch und Blut. Rangstellung der Erziehung. Berufsgewissen. 5. Verhältniss der Wirklichkeitsideale zum Niveau der gemeinen Antriebe. Poesie im Sinne der Geistesführung. 6. Anlehnungspunkte der Umschaffung. Punkt des längsten Widerstandes. Einziger Ersatz für den beseitigten Jenseitswahn. 7. Abschneidung neuer Religionsstiftungen. Geistesführung im Namen des modernen Völkercharakters. Nothwendigkeit einer Verbindung. Gestalt einer Berufung auf Individuelles. Probleme und Aussicht . . . . . Seite 227

Anhang.

I. Schriften desselben Verfassers . . . . . Seite 263
II. Bemerkung zum Schriftenverzeichniss über Plagiirungen der Neuen Grundgesetze zur Physik und Chemie . . . . . „ 272

Erstes Capitel.

Freiheit von der Religion.

1. Wird im Leben der modernen Culturvölker die Religion praktisch in Frage gebracht, so kann es sich um keine andere als um die christliche handeln. Diese reicht nämlich soweit, wie die thatkräftigen Völker selbst. Sie ist die herrschende in Europa und in Amerika. Ausnahmen von ihr haben keine Bedeutung. Auch die orientalischen Völker mit ihren verschiedenen Religionen sind fast überall schwach. Es sind niedrige Racen, und erst von den Europäern und ihren Pflanzstaaten her hat die weitere Geschichte der Menschheit ihre Gestaltung zu gewärtigen. Dagegen ist noch nirgend in Asien davon zu merken, wie dort etwas Tonangebendes für die Menschheit erstehen sollte. Beispielsweise ist der Buddhismus mehr eine Wirkung als eine Ursache der Schwäche der ihm verfallenen Inder und sonstigen Völkergruppen. Man ist ihm verfallen, weil man lebensversumpft war; nicht aber umgekehrt etwa, dass man seiner lebenbetäubenden Lehre erst den Verlust der Thatkraft zuzuschreiben hätte. Der Orientalismus ist eine niedrigere Phase des Menschheitslebens gewesen und jetzt sozusagen ein Rückstand. Europa und seine Ableger sind edler und entwickelter, trotzdem auch hier die jetzt herrschende Religion in der Hauptsache, wenn auch nicht ihrem ganzen Inhalt nach, ein verpflanztes orientalisches Gewächs ist. Könnte überhaupt eine fremde Religion ernstlich und auf die Dauer gegen den Racencharakter der Völker, die ihr in ihrer unerfahrenen Kindheit anheimfallen, etwas ausrichten, so müssten die europäischen Culturvölker längst ihre Thatkraft eingebüsst haben. Das Judenthum als Religion ist kaum einer besondern Erwähnung werth. Es ist in Europa als Schleppe des Christenthums nach-

gezogen worden. Seine Duldung gründet sich hier ausschliesslich auf das Christenthum, als dessen Ursprungsstätte es noch das meiste Ansehen gewonnen hat. Die jüdische Race würde inmitten der modernen Culturvölker weit schlimmer daran gewesen sein, wenn sie diesen Rückhalt nicht gehabt hätte. Noch jetzt flüchtet sie sich hinter christliche Duldung, wo ihr die germanischen und slavischen Völker ihr bisheriges Fremdenrecht beschränken wollen oder zu nehmen Miene machen. Die jüdische Religion an sich fällt daher nicht ins Gewicht; sie zählt nur als Raceneigenschaft der Juden mit. Das Christenthum bleibt also der entscheidende Hauptgegenstand, sobald die Religion in Bezug auf die weiteren Menschheitsgeschicke zu erörtern ist.

Religion ist aber trotzdem mit dem Christenthum nicht zu verwechseln. Schon das Wort ist lateinisch und eine Ueberlieferung des ältesten Römerreichs. Mit der altrömischen Politik ist es über die Welt verbreitet worden und hat sich gleich den verdorbenen Resten der lateinischen Sprache durch das Mittelalter hindurch bis in die neuste Zeit erhalten. Man hat sich sogar an die ursprüngliche Bedeutung des Worts, oder vielmehr an das, was man dafür hielt, geklammert. Man hat den Wortsinn des Wiederverbindens darin finden wollen. Die Religion soll danach ein Band sein, welches verknüpft, wo ein Riss eingetreten ist. Sie soll eine Verbindung bilden, wo sich der Mensch vom Grunde des Ganzen und dem bessern Geist, der darin waltet, getrennt hat. Sie soll eine Entfremdung überbrücken oder, mit andern Worten, eine Aussöhnung mit der Grundlage aller Dinge vermitteln. Sicher ist jedoch weder der angenommene Ableitungssinn des Wortes noch die erwähnte Vorstellung, die sich an diese Etymologie geheftet hat. Das Wort Religion bedeutete in der ältesten Zeit des Römervolks nichts als das Bedenken und die Scheu, die Jemand in Beziehung auf eine Handlung im Hinblick auf den Willen der vorgestellten Götter, also im Hinblick auf eine übermenschliche Macht hegte. Eine Art Gewissensscheu und nichts weiter, — das hiess Religion und konnte nur im persönlichen, subjectiven Sinne so heissen. Der Gebrauch des Wortes im sachlichen und gegenständlichen Sinne für einen Inbegriff von Lehren und Mitteln gehört erst weit späteren Zeiten an. Die Erinnerung an den Wortursprung sollte hier auch nur dazu dienen, die Eitelkeit der Orientalen in ihre Schranken zurück-

zuweisen. Diese haben nicht einmal das herrschende Wort erfunden. Wie wenig Antheil sie aber auch an der Sache selbst haben, davon soll diese ganze Schrift Zeugniss ablegen.

Was wir jetzt als christlich bezeichnen, ist oft himmelweit von dem entfernt, was darunter ursprünglich und auf asiatischem Boden verstanden wurde. Man trifft heute noch hier und da auf einen Sinn und Zusammenhang, in welchem das Wort christlich in einer so guten und haltbaren Bedeutung angewendet wird, dass selbst die schärfste Prüfung daran keinen Anstoss nehmen mag. Alsdann hat es aber weniger den Sinn einer überweltlichen Religion, als vielmehr den werkthätiger Lebensgrundsätze. Mit seinem Nebenmenschen christlich verfahren, heisst in diesem bessern Sinne heute nichts Anderes, als nach den Grundsätzen besserer Menschlichkeit, also nach der Art eines natürlich guten und zum Mitgefühl mit dem Guten entwickelten Charakters verfahren. Auf dem Boden Palästinas blieb so etwas aber ausnahmslos ein blosser frommer Wunsch, der aus dem Gefühl des Mangels der erforderlichen bessern Eigenschaften entsprang. Zu einer Wirklichkeit wurden derartige Gedanken und Gefühle erst bei bessern Stämmen. Die Völker, welche die mittelalterliche Welt auf unserm Boden gegründet haben, sind insbesondere auch diejenigen, die den Namen des Christenthums, den sie ziemlich leer oder falsch ausgefüllt überkamen, aus ihrem eignen Charakter mit etwas Besserem ausstatteten. Sie sind in der neuern Zeit zu bewussteren Nationalitäten ausgewachsen und reifen immer mehr der nationalen Selbständigkeit entgegen. Sie haben die ihnen angestammten Charakterzüge als Bild in den Rahmen des Christenthums eingefügt, und so ist es gekommen, dass man ohne Absicht zweideutig wird, wenn man das Wort „christlich“ ohne weitere Erklärung verurtheilt oder gutheisst. Wer möchte seine angestammte Art besserer Gefühle und Charakterzüge verwerfen! Wer aber könnte auch, wenn er auf dem Boden der modernen Geisteserleuchtung steht, alles das gelten lassen, was uns von Palästina her eingeführt oder vielmehr unsern noch unentwickelten Vorfahren gleichsam angesteckt worden ist! In der That haben wir aus dem Orient schon manche Krankheit annehmen müssen, ohne bisher gelernt zu haben, uns ihrer völlig zu erwehren. Mit den geistigen Ansteckungsstoffen verhält es sich ähnlich. Der Umstand, dass wir davon länger als ein Jahrtausend zu leiden

gehabt haben, beweist noch nicht im Entferntesten, dass es gesunde und wohlthätige Dinge waren, die uns von der orientalischen Luft her anwehten. Wohl aber hat bei uns das Uebel mildere Formen augenommen und ist sogar aus dem Charakter neuerer Völker, und zwar zunächst der germanischen, mit Bestandtheilen versetzt worden, die in ihrem ungemischten Zustand etwas Gutes sind. Dahin gehören beispielsweise Charakterzüge, wie Treue und entsprechendes Vertrauen, von denen man in Jerusalem und Carthago nie einen Begriff gehabt hat. Dort waltete im Gegentheil die sprichwörtlich berüchtigte punische Treue, die nur eine Spielart der allgemeinen semitischen ist. Auch ist um den Anfang unserer Zeitrechnung kein moralisches Wunder geschehen. Die damalige Auflehnung eines einzelnen Geistes gegen die Schäden des Judenthums war ein Versuch, das Judenthum von sich selbst zu erlösen. Welchen Sinn dieser Versuch hatte und wie er erklärlich ist, soll weiterhin gezeigt werden. Hier war nur vorläufig darauf hinzuweisen, dass er keine Ausnahme von der orientalischen Geistesrichtung darstellt. Er hat die Leitsterne besserer Sitte und edelster Gesinnung nicht zu zeigen vermocht. Diese Sterne waren am Völkerhorizont der Geschichte noch nicht sichtbar, geschweige schon im Zenith. Die Völkermacht, welche dem späteren Europa ihr Gepräge aufdrücken sollte, war grade erst im Keimen, und man wusste von ihr noch nicht viel, als sich die ebenfalls dunkeln Vorgänge in Palästina abspielten, die einst den Namen für eine europäische Religion liefern sollten.

Man könnte sich helfen und, um der Zweideutigkeit zu entgehen, das Wort christlich für die besseren Züge der Sache behalten und alles Uebrige christisch nennen. Allein eine solche Auskunft ist nur für den Zusammenhang vorhanden, in welchem sie zugleich erklärt wird. Die Doppelseitigkeit der Sache müssen wir vorläufig ja doch noch ertragen. Selber dagegen wahrt man die Energie der entscheidenden Auffassung am besten, wenn man sich vorzugsweise und in erster Linie gradezu und ohne Scheu an das Wort christisch hält und darauf verzichtet, jenes Bessere mit dem leicht irreführenden Namen „christlich“ als angemessen bezeichnet anzusehen. Wie wegen der Thorheit der göttischen Natur- und Seinsauffassungen das Wort Gott das üble aber verdiente Schicksal gehabt hat, gänzlich und für immer unbrauchbar geworden zu sein, um irgend etwas geistig Lebendiges im

Wesen des Seins und der Naturgesammtheit zu bezeichnen, ebenso ist auch vom wirklich Aufgeklärten und wahrhaft Gutgesinnten das Wort „christlich" überall da ungebraucht zu lassen, wo ohne Missdeutbarkeit auf irgend etwas thatsächlich Gutes hingewiesen werden soll.

Negativ hat man es auf dem Erdboden stets mit Christischem zu thun, und diese üblere Seite stimmt auch zu Allem, was auf dem Planeten sonst als Religion sich ausgelegt hat und auslegt, um nicht zu sagen der Menschheit als Joch auflegt. In der Befreiungsarbeit wird unser Norden entscheidend sein; aber es giebt keine nachhaltige und dauerhaft gesicherte Befreiung ohne Verallgemeinerung. Der Asiatismus muss auch in Asien selber von seinen Ausgeburten entlastet werden; sonst bleibt unsere eigne geistige Emancipation immer noch einigermaassen precär. Das neuerdings zu etwas politischer Selbständigkeit und Regsamkeit aufgelebte Japan, in welchem der Buddhismus vorwaltet, legt den Gedanken nahe, es könnten auch asiatische Völker einmal das Religionsjoch abschütteln. Dann erst könnte die menschheitliche Geistesfreiheit eine vollständige und allerseits ungefährdete werden, namentlich aber der Alt- und Neuhebraismus, d. h. der jüdische und christliche, von seiner eignen asiatischen Nachbarschaft belehrt werden, wess geringeren Geistes Kind er ist; denn das Indische, und zwar sogar in seinem Verfall, steht mit seiner Ausgeburt des Buddhismus immer noch hoch über dem hebräischen Typus, der im Christischen seine weitestreichende Ausprägung erhalten hat. Das Endergebniss unserer Ueberlegungen besteht also darin, dass wir im Kampfe mit allem Religionistischen im Bereich der Culturvölker wesentlich nur auf das Christische stossen (hinter dem auch das ausschliesslich Jüdische je länger desto mehr seine Deckung sucht), übrigens aber die verschiedenen religionistischen Gewächse auf asiatischem und ähnlichem Boden als wegzuschaffendes Unkraut nicht ausser Acht zu lassen haben. Die Verbürgung sicherer Geisteshaltung ist etwas menschheitlich Solidarisches; der freie Geist ist nur vollkommen frei, wenn er sich überallhin erstrecken und auch in den personalistisch niedriger belegenen Völkertypen gehörig regen kann. Andernfalls bliebe eine gemeinschädliche Kluft bestehen, ähnlich wie innerhalb derselben Nation die zwischen Aufgeklärten und Volk. Auch die Völkergesammtheit soll nicht für immer in zwei Stücke

zerfallen, in ein solches, in welchem der freie Gedanke waltet, und in eines, das im Dunkel verbleibt.

2. In der germanischen Welt des Mittelalters ist das Christenthum allmälig germanisirt worden. Das Gepräge der nachrömischen Zeit der Geschichte der wichtigsten Culturvölker ist nämlich nicht etwa das Christenthum an sich selbst, sondern die Racenmacht der neuen Stämme, die sich mit der Völkerwanderung regten. Von diesen neuen Bevölkerungen erhielt die neue Geschichtsära und zunächst das Mittelalter seinen Stempel, und die angenommene fremde Religion war nur wie ein Umhang zu betrachten, während der lebendige Körper in den neu waltenden Nationalitäten bestand. Daher ist es auch erklärlich, dass mit der volleren Entwicklung dieser Nationalitäten jener mittelalterliche Umhang als fremdes Gewand empfunden wurde, und dass die Regungen der neueren Jahrhunderte auf eine Abstreifung der fremden Religion und zwar zunächst auf eine bessere Anpassung derselben an das eigne Wesen hinausliefen. Die reformatorischen Bewegungen hatten zum soliden Kern nichts, als die nationalen Rückschläge des Gefühls gegen die dem germanischen Wesen auf die Dauer unerträgliche Theokratie. Man regte sich gegen das zweite Rom; aber dieser Weltsitz der Priesterherrschaft war nach dem Ebenbilde des jüdischen Priesterreichs, d. h. nach dem Muster der jüdischen Theokratie, gemacht, wie sie auf dem Boden Palästinas bestanden hatte. War man sich auch nicht deutlich dieser Beziehung bewusst, so hatte man doch unter den deutschen und nordischen Völkern den Instinct der Selbständigkeit. Man wollte auch in der Religion unabhängig sein und den eignen bessern Gefühlen ungehindert folgen. Dies ist der Schlüssel zu allen reformatorischen Wendungen, wie sie beispielsweise auch bei Slaven in Böhmen, am nachhaltigsten aber bei den Deutschen eintraten.

Die deutsche Reformation, so viel Aberglauben sie auch noch in sich schloss, war eine Erschütterung, die weit über die Länder hin ähnliche veranlasste. Sie war thatsächlich ein Emancipationsact des nationalen Geistes, der seinen mittelalterlichen Umhang zwar noch nicht abwarf, sich aber doch bequemer zurechtlegte. Sie fiel zusammen mit dem Hervortreten einigen Selbstgefühls der Nationalitäten in Politik, Sprache, Literatur und Wissenschaft. Auch wurde dieses Maass von Selbstgefühl nicht

etwa dadurch völlig verdunkelt, dass gleichzeitig die Reminiscenz des classischen Alterthums zu walten begann. Die Geister der verschiedenen Nationen wurden dadurch freilich noch etwas an eine fremde Schule gefesselt; aber diese Schule half ihnen zugleich, den Sinn des mittelalterlichen Religionsumhangs von einem neuen Standpunkte zu würdigen. Blieb auch ihre nationale Eigenart auf diese Weise, namentlich in den höhern Regionen der Literatur und Wissenschaft, noch einige Jahrhunderte etwas bevormundet, so entfernten sie sich doch in der Religion immer mehr von jenem gemissbrauchten Zutrauen, mit welchem sie ursprünglich das Christenthum und mit ihm die jüdischen Ueberlieferungen in gutem Glauben aufgenommen hatten. Sie hatten dieses fremde Element nach der Beschaffenheit ihres eignen Herzens ausgelegt und in dieser Beziehung etwas Besseres daraus gemacht, als es je gewesen war. Nun kamen sie dahinter, dass in den aufgenöthigten Dingen etwas für sie im Geiste und in der äussern Herrschaft nicht länger Erträgliches enthalten war. Sie rüttelten an der äussern Religionsherrschaft und richteten sich zunächst einigermaassen häuslich bei sich selbst mit eignen Kirchengestaltungen ein. Mit diesem Schritt zerfiel die Katholicität oder zu deutsch die Allgemeinheit der fremden Religionsherrschaft.

Die neuern Jahrhunderte sind in religiöser Beziehung nichts als eine fortschreitende Befreiung von dem durch das Christenthum dargestellten Aberglauben. Dieser Befreiung zur Seite geht aber, was gemeiniglich von den nichtsalsliberalistischen Beobachtern übersehen wird, eine Vertiefung, mit welcher die modernen Völker und insbesondere die Deutschen sich immer mehr ihres eignen Wesens bewusst werden. Diese moderne Selbstvertiefung der Nationalitäten hat nun freilich oft genug ein christlich romantisches Aeussere erhalten, oder ist vielmehr mit dem christisch Romantischen über sich selbst getäuscht worden. Doch bleibt ihr Wirklichkeitskern, ungeachtet dieser falschen Umhüllungen, nichtsdestoweniger eine stille Macht, und diese Macht wird um so kräftiger eingreifen, je mehr sie die nach dem Mittelalter zurückgewendete Romantik losgeworden sein wird. In den Rückblicken nach dem Mittelalter liegt eine Schwäche. Der berechtigte Trieb, dem aber der Verstand fehlt, um sich in der Richtung nach vorwärts zu genügen, führt zu elenden Rückfällen. Ich meine diesen Trieb selbstverständlich nur da, wo er natürlich, aufrichtig und

ehrlich ist. Von denjenigen Reactionen, die mit bewusstem Lug und Trug das Moderne ersticken möchten, weil sie noch eine Zeit lang im Trüben für ihre Begehrlichkeiten zu fischen gedenken, — von diesen Reactionen rede ich hier nicht. Ueberhaupt setze ich hier nur echte, nicht aber verlogene Antriebe voraus, wenn ich eine Wendung der Gemüther zu etwas Anderem als der Kahlheit blosser Religionsbeseitigung im Sinne habe.

Am unzweideutigsten sichtbar ist allerdings während der modernen Jahrhunderte nur die eine Seite der Sache, nämlich die allmälige Erringung der Freiheit von der Religion. Für sie sind die verschiedenen Stufen der Aufklärung nur Mittel gewesen, um den höchsten Standort zu erreichen. Auch ist dieser noch weit entfernt, von einem sonderlich grossen Bruchtheil der sich für aufgeklärt Haltenden wirklich eingenommen zu werden. Thatsächlich ist noch mehr Freiheit in der Religion als Freiheit von der Religion die Regel. Höchstens in der Gestalt der Blasirtheit und des eitlen Hinausseins über Alles, — also in der Gestalt einer sittlichen Missbildung könnte man, und zwar bei den Gelehrten noch mehr als bei den Ungelehrten, eine Abwesenheit nicht nur aller Religion, sondern auch jedes gemüthshaften Zuges und jeder selbstbewussten Verstandeskraft nachweisen. Die Freiheit von der Religion ist aber etwas Positives und Festes. Sie ist ein Zustand der Ueberzeugung, dem die moderne Geisteserleuchtung zusteuert, wenn sie auch auf dem Wege dahin viele halbwüchsige und unreife Zwischenstadien aufweist. Derartige Zwischenstandpunkte haben sogar etwas an sich, was nichts weniger als anmuthet Auf die blosse Wegräumung des Aberglaubens, die sich in den modernen Jahrhunderten vollzieht, eitel zu sein, steht nicht wohl an. Diese Wegräumung erhält ihren vollen Werth erst, wenn die Freiheit vom Aberglauben dazu dient, etwas Besseres in Thätigkeit zu setzen. Allerdings hat jede Freiheit Werth an sich selbst; aber der Hauptwerth liegt doch immer darin, dass etwas Tüchtiges in Freiheit versetzt wird, sich zu ergehen und sich geltend zu machen. Wer nun dieses Tüchtige nicht hat oder nicht kennt, der hat zwar mit der Freiheit gewissermaassen reinen Tisch; aber es fehlt ihm an Jeglichem, womit er ihn besetzen könnte. Die volle, selbstbewusste Freiheit von der Religion steht aber höher als jene Zwischenstandpunkte. Auch kann sie mit voller Sicherheit gar nicht vorhanden sein, ohne dass zugleich das Bedürfniss entstände,

sie zum Fusspunkt für Weiterreichendes zu machen. Trotzdem bleibt aber diese Freiheit etwas für sich selbst Klares. Sie ist der Bruch mit Allem, was unter der Bezeichnung Religion als Aberglaube und Aberwitz die Gedanken und Thaten der Völker bestimmt hat. Die Religion in dem Sinne, welchen sie in diesem bestimmten Zusammenhange hat, ist hienach eine Summe von Aberglauben; denn von nichts Anderem lässt sich die Freiheit wirklich erringen und auf die Dauer behaupten. Alles Uebrige, was Element der Religion sein oder zu sein scheinen mag, bleibt eine offene Frage.

Die Antwort auf diese Frage giebt sich zunächst der gediegene Mensch selbst, indem er zusieht, was aus seinem Fühlen und Denken wird, indem sich davon nichts als der Aberglaube trennt. Das Gemüth bleibt als Quelle von Vielerlei bestehen, auch wenn die phantastische Decoration weicht, an der es ursprünglich mit ganzem und später mit halbem Glauben hing. Ebenso bleibt der Verstand für Welt- und Lebensganzes, auch wenn die Gespinnste zerrissen sind, die seiner unreifen Thätigkeit angehörten oder mit denen er in seiner Unmündigkeit umgarnt wurde. Hirn und Herz bleiben nicht nur in ihrer Kraft, sondern gewinnen dieselbe erst voll und ganz, wenn sie das Joch voreiliger oder gar fremder Ideen abschütteln. Es ist also keine Besorgniss gerechtfertigt, es möchte mit der Religion im verwerflichen Sinne des Worts auch der Kern verloren gehen, aus dem alles Gute und Wahre in der Lebens- und Weltbetrachtung erwächst. Grade im Gegentheil wird so der Boden geschaffen, um eine edler gestaltete Welt von Gedanken und Gefühlen aufzurichten. Hierin liegt auch die Beruhigung über die anscheinend zerstörenden Wirkungen, von denen die moderne Religionsauflösung begleitet ist. Im besseren Menschen haftet vermöge seines Charakters das Gute. Dieses wird nicht mit dem Aberglauben weggespült, weil es von ihm nicht herstammt. Wohl aber löst sich bei dem schlechten Menschen alle Zucht, weil das Scheingute, zu dem er früher genöthigt wurde, auf abergläubischer Furcht und Dressur beruhte. Hieran ist aber nicht viel verloren; denn mit der schlechten Seite der Menschheit wird man lernen, sich auch ohne die alten Mittel des religiösen Schreckens oder der religiösen Gängelung auseinanderzusetzen. Schon jetzt ist grade bei diesen schlechten Elementen das religiöse Gefühl nicht mehr zuverlässig, weil es schon gar zu oft fast zum

Leichnam geworden und durch die sittliche Zersetzung auch alle sonst noch übrige Fruchtbarkeit zum Guten eingebüsst hat. Auf diesem schlechten Boden kommt daher nichts abhanden, was nicht schon praktisch so gut wie verloren wäre. Vielmehr ist die ganze Hoffnung, alle diese Wüstheiten, die sich mit verkommener Religion und Sitte gatten, durchgreifend zu bemeistern, darauf gegründet, dass der neue, vom Aberglauben befreite Geist auch eine neue Zucht mit wirksameren Mitteln zu entfalten vermögend sei.

3. Ein Umstand, der die Religionsauflösung begleitet, ist das Kahlwerden aller Hauptvorstellungen, die in ihrem christlichen Gewande ein grosses Maass von Bestimmtheit und Individualität an sich hatten. So tritt an die Stelle der Dreieinigkeit ein kahler Gottesglaube, der so wenig bestimmt ist, dass er selbst die Individualität des eigentlichen Judengottes nicht deckt. Er könnte sich mit dem türkischen Allah auf gleiche Weise gatten, wie mit dem Jehovah der Juden. Er ist so verblasst, dass in ihm kaum ein dürftiger logischer Begriff, wie derjenige des Grundes der Welt, geschweige Etwas gedacht wird, woran das menschliche Gemüth mit seinen bestimmten Gefühlen, mit seiner Liebe und seinem Hass, mit seinem Vertrauen und seinem Zweifel, mit seiner Freude und seiner Trauer, irgend welchen Antheil nehmen könnte. Diese leergewordene Gottesvorstellung ähnelt allerdings am meisten einem verallgemeinerten Judenthum und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sich darin thatsächlich eine Rückbildung des Christenthums zu seinem jüdischen Ausgangspunkt vollzogen hat. Eine Verallgemeinerung von Zeus oder Jupiter ist schon darum nicht vorhanden, weil zu der römischen und der griechischen Religion des Alterthums von uns keine Brücke zurückleitet. Die römische sammt der griechischen Welt wurde in ihrer Verkommenheit vom Orientalismus überfluthet, der sich festsetzte, wie der Wurm im morschen Holze. So ist die Stetigkeit der europäischen Völkerentwicklung gleichsam durch asiatische Barbarei unterbrochen worden. Uebrigens wäre es aber auch an sich unmöglich gewesen, beispielsweise aus den Zeusvorstellungen den heutigen kahlen Gottesbegriff zu machen. Wenigstens hätte dazu eine arge Abirrung vom griechischen Nationalgeiste gehört; denn dieser war grade wahr und harmonisch genug, um auch noch über Zeus, wie über allen Göttern, eine höhere, das Götter- und Menschenschicksal gestaltende Macht walten zu lassen. Die jüdische Aufsaugung von

Allem durch einen einzigen Herrn wäre dem bessern Verstande und der edleren Denkungsart des sich noch selbst wahrenden Griechenthums entgegen gewesen und hätte sich überhaupt bei einem natürlich denkenden und wissenschaftlich gebildeten Volke, solange es seine Eigenart bewahrte, nicht festsetzen können. Die nationale Verkommenheit ist daher immer der Boden, wo sich zuerst fremde Elemente und Vorstellungen einnisten, um späterhin, bei der gegenseitigen Zerreibung aller lebendigen Eigenthümlichkeiten, den schlechtesten und kahlsten Allgemeinheiten vom verkehrtesten und dürftigsten Inhalt Platz zu machen. Eine andere Entwicklung entsteht allerdings, wenn an Stelle der civilisirten Verkommenheit die noch unentwickelte Rohheit frischer Völker der Ansatzpunkt für geistige Ansteckungsstoffe wird. Dies ist unser eigner nationaler Fall gewesen, und so sind wir denn erst mit der völligen Verderbniss der religiösen Einrichtungen bei jenen Kahlheiten angelangt, die sich gegenwärtig am besten als ein Verbleichen des Christlichen durch eine Verjudung der Denkweise bezeichnen lassen. Aber wohlgemerkt ist diese Verjudung von neumodischer Art; denn das Judenthum selbst ist mit seinen Vorstellungen im Verbleichen und weit davon entfernt, sich selbst gegen das Kahlwerden seiner ursprünglichen Religionsbegriffe schützen zu können.

Eine ähnliche Bewandtniss wie mit dem Gottesglauben hat es mit den Unsterblichkeitsphantasien. An diesen hing der Mensch noch mehr als an jenem. Grade sie aber sind, wo sie sich noch nicht völlig aufgegeben finden, so schattenhaft geworden, dass an ihnen keine Lebenswärme mehr haften kann. Woran wirklich den Menschen gelegen ist, das leisten diese ausgedörrten Ueberbleibsel nicht. Die einst lebensvollen Phantasien sind jetzt sozusagen blutlos. An ihnen versieht sich kein wirkliches Glaubensbedürfniss; denn sie befriedigen kein echtes Lebensgefühl, welches über seine Grenzen hinausstrebt. Doch hievon an einer andern Stelle. Hier sei nur noch daran erinnert, wie auch die Praxis der Religion, d. h. der Cultus, also die Opfer, Uebungen und Gebete immer mehr den Charakter eines Schattenreichs aufweisen. Das Opfer ist so gut wie ausgestorben; an zauberhafte Abänderungen des Naturganges und des Menschenlooses geht man nicht mehr; das Gebet, der letzte Rest eines verschwindenden Cultus, hat Noth, auch nur bei den Gläubigen mit einer ernsthaften Erwartung prak-

tischer Wirkungen vollzogen zu werden. Die Gläubigsten haben davon eine subjective Genugthuung; aber im Ernste erwartet davon fast Niemand, den herkömmlichen Lauf der Dinge unterbrochen zu sehen. Das Eingreifen von Mächten, die durch das Gebet bestimmbar wären, wird nur noch da erwartet, wo die Rückständigkeit des Wissens eine sehr grosse ist. Abgesehen von diesen tiefsten Sphären zeigt grade die Art, wie man über die Wirkungen des Cultus und des Gebets denkt, dass die praktische Religion, wo nicht zu einem Leichnam, zu einem hohlen Schematismus geworden ist. Die ceremoniellen Schemen sind im Praktischen der Religion dasselbe, was im Theoretischen die verwaschenen Vorstellungen.

Auch in dem Bestreben, eine selbständige Moral aufzustellen, die nichts mit Religion zu schaffen hat, zeigt sich eine Seite der modernen Freiheit von der Religion. In der That steht die Moral in den meisten Angelegenheiten auf eignen Füssen, und sie ist mit der Religion in diesen Beziehungen nur äusserlich verschlungen. Innerlich verwachsen mit den letzten Gesammtüberzeugungen vom Welt- und Lebensganzen kann sie nur in einigen Richtungen sein, die freilich sehr wesentlich sind. Nach dieser letztern Seite schwebt sie aber wirklich in der Luft, wenn ihr nicht nach dem Absterben der Religion eine höhere Perspective hinzugesellt wird, die über ihre nächsten Antriebe und Zwecke hinausweist. Religion und Moral stammen aus der Wurzel des Charakters und speciell des Nationalcharakters. Mit der blossen Moral im Sinne menschlich guter Sitte und entsprechender Verhaltungsgrundsätze ist aber keine volle Befriedigung möglich. Der einzelne Mensch, für sich abgesondert gedacht und etwa Angesichts des Todes, hat mit der Moral nur noch wenig oder nichts, umsomehr aber mit denjenigen Gedanken zu schaffen, in denen kein Verhältniss zu andern Menschen, sondern allein das zum All der Dinge von beruhigender oder beunruhigender Wichtigkeit ist. Auf sich selbst gestellt und mit der Natur gleichsam allein, hat der Mensch noch Gemüthsregungen und Gedanken, die auch nach Abthuung jeglichen Aberglaubens ihr Recht behaupten. Was soll da jene blosse Moral, die für den Zusammenhang der Menschen und für die eigne gute Lebensführung von Bedeutung ist, aber keine Anwendung mehr hat, wo ganz anderartige Fragen, als die ihrigen, beantwortet sein wollen. Es ist daher auch nur eine Kahlheit, wenn man

glaubt, mit einer von der Religion befreiten Moral den Platz ausfüllen zu können, den sonst Religion und Moral zusammen, wenn auch in abergläubischer Verknüpfung, zureichend einnahmen. Ueberdies giebt es Seiten der Moral, die ohne einen Ersatz der Religion nicht vertreten werden können. In den eignen Entschliessungen des isolirt gedachten Menschen, noch mehr aber in denjenigen, die das Verhältniss von Mensch zu Mensch betreffen, muss es Beweggründe geben, die in der Tiefe aller Dinge Anker werfen. Will die Moral in diesen Beziehungen nicht ein Spiel von Wind und Wellen werden, so muss sie im grossen Zusammenhang und Charakter alles Seins ihre festen Anknüpfungspunkte haben. Die Freiheit von der Religion weist also auch hier auf eine zweite Seite und auf die Entwicklung eines Ersatzes hin.

Die Festsetzung eines neuen weltbeherrschenden Aberglaubens, also im eigentlichen Sinne des Worts eine neue Religion, steht nicht in Aussicht. Wenigstens ist diejenige Barbarei, die für so Etwas den Boden bilden könnte, nicht abzusehen. Eine Barbarei frischer Völker, durch welche die alte Civilisation, wie einst das Römerreich, unter die Füsse getreten würde, ist darum nicht in Sicht, weil man nicht sieht, woher die frischen Völker kommen sollten. Alle Völker besserer Race sind jetzt modern civilisirt. Die Slaven, die von Manchen für die Germanen als Popanz ausstaffirt werden, stecken nicht nur in der Civilisationstünche, sondern im Christischen tief genug. Sie sind deshalb nicht mehr, sondern weniger fähig, als die Germanen, sich einem andern geistigen Princip als dem Christenthum zuzuwenden. Ihre Charakteranlage zum Zerstören kann Wüstheiten genug mit sich bringen; aber frisch, wie einst die Germanen zur Zeit des Römerreichs, ist die slavische Race wahrlich nicht. Auch steht sehr dahin, ob im Kampfe zwischen Deutschen und Russen das Prestige des Slaventhums, welches bis jetzt mehr Theorie als Praxis gewesen ist, sich bewähren wird. Wo das Christenthum einmal herrscht, da sehen die Zustände nicht danach aus, dass ein neuer Aberglaube Boden gewinnen könne. Es kann nur eine anderartige Macht sein, die hier überwindet.

Sollte diese Macht nicht aber etwa jene andere Art von Barbarei sein können, die aus einer verderbten Uebercivilisation hervorgeht? Die Civilisationsbarbarei ist ein starkes Auflösungsmittel

aller gesunden Kräfte und giebt den wüstesten Dingen Raum. Einen kleinen Vorgeschmack davon giebt der Schwindel des zuerst in Amerika breiter ausgelegten Spiritismus, der aber auch im Bereich des europäischen Gelehrten- oder vielmehr Verlehrtenthums den passenden Stoff antrifft, um seinen abergläubischen Unsinn und Betrug in den Gehirnen zu verschleissen. Das in Fäulniss Befindliche giebt in der Dunkelheit einiges Licht von sich, und solcher Lichtquelle gleichen überhaupt jegliche Erscheinungen der Uebercivilisation, die nach etwas Geist aussehen, aber doch nur die Begleiter der Zersetzung und des Verkommens einst besserer Gebilde sind. Was also auch an civilisirtem Aberglauben hervorgebracht werden möge, wird ein Ergebniss der Zersetzung, aber keine Macht zur Organisation sein. Die Civilisationsbarbarei kann hiedurch verstärkt werden; aber es ist in der modernen Weltlage noch zuviel Gesundes, als dass man eine so allseitige und völlige Barbarei erwarten könnte, wie sie nöthig wäre, um eine neue Art allbeherrschender Geisteskrankheit in der Gestalt eines für Alles maassgebenden Aberglaubens zu erzeugen. Ein neues Mittelalter schafft sich übrigens auch nicht ohne frische Völker. Eine verderbte Civilisation allein genügt nicht; sie muss erst von frischen Völkerkräften überfluthet werden, ehe etwas Aehnliches entstehen kann, wie das germanische Mittelalter gewesen ist.

Der Weg wird also voraussichtlich ein völlig anderer sein. Die gesunden Triebkräfte der frischesten unter den modernen Völkern haben sich noch nicht ausgelebt. Namentlich haben zunächst die Germanen die Emancipation ihres Volksgeistes zu vollziehen, und dies kann nur durch Entpuppung aus der christischen Larve geschehen. Dieselbe Macht, durch welche die römische Weltherrschaft zu Falle gebracht worden ist, wird auch die judäischen Ueberlieferungen d. h. die christliche Weltreligionsherrschaft zu Falle bringen, sobald jene sich selbst besser verstehen, vollkommener fassen und zusammennehmen lernt. Dieser Geisteskraft wird die morsche Religionswelt keinen nachhaltigen Widerstand zu leisten vermögen, und mit der importirten Religionsherrschaft wird zugleich auch alles Uebrige zusammenbrechen, was auf den Bahnen des neuen Völkergeistes von falschen Ueberlieferungen her im Wege liegt. Die Freiheit von der Religion ist daher nur ein Wendepunkt zur Erfüllung der freien Kraft mit neuen schöpferischen Aufgaben.

Zweites Capitel.

Selbstverwerfung des Judenthums in der Christuslehre.

1. Da das Christenthum das Ueberbleibsel der praktisch entscheidenden Hauptgestalt der Religion ist, und da die modernen Völker erst mit der Ausscheidung desselben ihr eignes Wesen in gehöriger Reinheit erfassen und darstellen werden, so lohnt es allenfalls, die Vergangenheit und den Ursprung des Christenthums etwas näher zu betrachten. Dies muss aber mit Wirklichkeitssinn geschehen; denn die ungläubig gelehrten Verzerrungen des Christenthums sind ebensowenig brauchbar, wie die gläubig phantastischen. Was man im 19. Jahrhundert als vorgebliche Ergründung des Wesens des Christenthums oder als Kritik seiner Theologie zu Markte gebracht hat, ist sowohl unnatürlich verschroben als durch und durch unwahr ausgefallen. Ganz besonders waren es verfehlte oder verdorbene Theologen, die ihre bankerotte oder abgewirthschaftete Theologie in eine Wesensbestimmung oder sogenannte Kritik des Christenthums auslaufen liessen. Diese Leute übertrugen ihre studirte Fachunehrlichkeit und alle schlechten moralischen Ueberlieferungen einer nicht mehr an sich selbst glaubenden, also nur noch im Betruge heimischen Theologie in ihre neue verneinende Rolle. Sie waren überdies auch von persönlichem Charakter wenig werth, ermangelten jeglicher Ehrlichkeit und jeglicher höherer Talente, die über ein wenig Virtuosität im Literatenthum hinausreichten. Mit letzteren Bemerkungen kann ich natürlich nicht Ludwig Feuerbach meinen, der Philosoph zu sein strebte, obwohl er als ursprünglicher Theologe durch eine theologische und unehrliche Philosophasterei, nämlich die Hegelsche, von vornherein sein besseres geistiges Blut verdorben hatte. Die Verschraubtheit und Unnatur in seinem Buch über das Wesen des Christenthums ist handgreiflich; aber er war wenigstens ehrlich genug, selbst einigermaassen davon zurückzukommen und in seinen späteren Schriften einen etwas verständigeren Ton zu versuchen. Er hat einige Verdienste in Rücksicht auf die Kennzeichnung von Grundzügen der naiven Zustände der Religionen Für seine verhältnissmässig beste Bemerkung halte ich die, dass die Götter von Fleisch und Blut, die Menschen sind und mit den Menschen verkehren,

die natürlichsten und erträglichsten Gebilde der religiösen Völkerphantasie vorstellen. Ueberdies hatte er eine Ahnung davon, dass sich in den vielen Göttern mehr Völkerverstand für die Natur und deren Mannigfaltigkeit ausgesprochen hat, als in dem einen kahlen Wesen, wie es der Judengott in allesaufsaugender Alleinherrschaft ist. Seine Grundvorstellung aber, es sei im Christenthum der Mensch für den Menschen der eigentliche Gott, ist eine phantastische Deutung. In diesem Gedanken bekundet sich der Theologe, der das Christenthum in moderne Menschheitsphilosophie und noch dazu in eine anthropotheistische umdeuten möchte, in welcher der Mensch als Gattung oder als Einzelner für den Menschen das Ideal und der Gegenstand des Cultus sein soll. Diese völlig fehlgreifende Wendung schmeckt eher nach einem verirrten Humanismus, als nach christischen Thatsachen, deren Wesen judäische Heuchelei ist.

Wohl aber gehörte zu jener gekennzeichneten verlehrten und zugleich unredlichen Spielart ausgehöhlter Theologen der verstorbene Herr David Strauss, der schliesslich mit seinem neuen Altenweiberglauben die ganze Dürre seiner blutlosen Scheingelehrsamkeit greifbar machte, während er sich früher hinter einem völligen Zwielicht oder vielmehr Halbdunkel von Theologie und Aufklärungsschein versteckt gehalten hatte. Vom Theologen war der predigerhafte Ton sichtlich übriggeblieben, nur dass sich das Gesalbader nunmehr in Darwinabfälle hüllte, und mit einem Gemisch von derartiger Naturwissenschaftelei und von Erbauung an Belletristerei den religiösen Glauben abgelöst wünschte. Für religiös abgewirthschaftete Juden ist dies sichtlich eine zusagende Lectüre gewesen, wie denn der Urheber auch nicht blos in seinem Vornamen jüdisch klang. An dieser Stelle ist jedoch des Herrn Strauss mehr noch als eines Beispiels zu gedenken, wie eine nebelhafte Kritik die Persönlichkeit von Christus gänzlich ins Unbestimmte verzerren, ja in weniger als Nichts verschwimmen lassen kann. Es ist nämlich thöricht, die Annahme, dass Sagenumhüllung das Wesen aller Berichte über Christus sei, für einen Standpunkt auszugeben, von dem aus die ganze Angelegenheit beurtheilt werden könne. Dieser sogenannte mythische Standpunkt ist weder etwas Besonderes noch etwas Zureichendes. Jegliche erhebliche und namhafte Person, gleichviel ob in einer dunkleren oder einer lichteren Zeitumgebung, wird der Gegenstand

von allerlei falschem Gerede und Gesage, mag hiebei das mündliche Wort, die Schrift oder gar der Druck zur Weitercolportirung Hülfe leisten. Das falscheste Gesage wird sogar Geschichte, wenn nur lügnerische Interessen vorhanden sind, es in dieser Art zu fixiren. Lüge und Unwissenheit verbünden sich, um die wunderlichsten Ausgeburten nicht etwa erst an die Nachwelt, sondern schon an die Mitwelt und sogar an die nächste Umgebung zu bringen und trotz Widerspruch festzuhalten. So entstehen die Ungeheuer von Berichten, und Eigenschaften und Vorgänge werden auf diese Weise erfunden. Die Bildung von Sagenkreisen ist etwas ganz Modernes; wie sollte man sie in alten Zeiten verkennen! Aus der Existenz solcher Gewebe folgt aber keineswegs, dass von der Person, der sie gelten, nichts zu wissen sei, oder dass diese wohl gar selbst als Erfindung betrachtet werden müsse. Narren haben die Existenz des alten Arztes Hippokrates geleugnet, weil viele untergeschobene Schriften unter seinem Namen gehen und weil sich in der Ueberlieferung über ihn Vieles widerspricht; und doch lebte dieser Mann im wahrlich nicht dunklen Zeitalter des Sokrates! Auch letzterer blieb nicht davon verschont, schon bei Lebzeiten und zwar öffentlich auf dem Theater vom talentvollsten der Possenmacher und Zotenreisser, von Aristophanes, in verleumderischer Absicht mit einem Lügengewebe umgeben zu werden, welches nicht einmal die Aehnlichkeit einer Caricatur hatte. Dieses Lügengewebe nebst anderm Aehnlichen wirkte, und obwohl der Athenische Weise nicht blos alle Tage auf der Strasse zu sehen war, sondern auch im eigentlichen Sinne des Worts öffentlich vor allen Leuten lehrte, so hat man ihn dennoch bis zur Unkenntlichkeit verleumden und auf die so künstlich gemachte Meinung hin schliesslich noch im hohen Alter zum Tode verurtheilen können. Trotzdem wissen wir von Sokrates einiges Zuverlässige, und selbst die eitlen Entstellungen von Schülern und sogenannten Freunden, namentlich der phantastische Missbrauch, den Plato mit Sokrates Namen zu Gunsten seiner eignen Ideologie trieb, hat die grosse Gestalt des Athenischen Volksweisen in Beispiel und Lehre nicht völlig beschatten können. Von Sokrates haben wir kein einziges selbstgeschriebenes Wort; er ist ungeachtet der verhältnissmässig hellen Zeit- und Ortsumgebung schon bei seinem Leben in Sagendunst gehüllt worden; trotzdem können wir uns auf Grund verständiger zeitgenössischer

Berichte, wie der Xenophontischen, mit etwas gesunder Kritik von ihm ein Bild machen, welches auf Wirklichkeitszüge und Geschichtlichkeit Anspruch hat.

Freilich sind wir in Beziehung auf Christus, obwohl er mehr als vier Jahrhunderte später lebte, nicht gleich günstig gestellt. Die Judenumgebung war nicht zuträglich, und wir haben keinen einzigen zeitgenössischen Buchbericht über ihn. Alles ist später und sichtlich im Verlaufe einer Anzahl Generationen niedergeschrieben. Das neue Testament ist bezeichnenderweise griechisch, also nicht in der Judensprache verfasst. Irgend welche andere Ueberlieferung hat die Erzählungen von Generation auf Generation gebracht, bis sie durch verschiedene Zusammenstellungen und Niederschriften buchmässig fixirt wurden. Hieraus folgt aber nicht, dass sich garnichts Zuverlässiges wissen lasse. Die Eitelkeit auf die Schrift und heute gar auf den Druck ist zu gross geworden. Sie vergisst, dass durch Schrift und Druck oft noch mehr gefälscht oder geirrt wird, als durch das mündliche Wort. Letzteres ist freilich, wo es Fixirung gilt, recht unsicher und wandelbar. Die unwillkürlichen Täuschungen durch dasselbe sind nicht gering, und auch für die absichtliche Entstellung oder für die völlige Erfindung ist es bequem zu handhaben. In einer übercivilisirten Zeit wird aber durch Schrift und Druck, Angesichts der uncontrolirbaren Massenhaftigkeit der gedruckten Conversation, Lüge und Tradition, dasselbe, ja in einzelnen Richtungen noch mehr geleistet. Unter halbwegs günstigen Umständen kann die mündliche Fortpflanzung einfacher Thatsachen und Gedanken besser gerathen, als unter schlechten Verhältnissen die gedruckte. Auch kann eine lebendige Theilnahme die Mängel des mündlichen Worts ersetzen und durch feste Einprägung in das Gedächtniss zuverlässiger überliefern, als etwa, man denke an heute, eine von Treulosigkeit und Lüge bediente Presse und Literatur es thun wird. Allerdings stand etwas Aehnliches, ja Schlimmeres in Gestalt der hebräischen Falschheit dem Wurzelfassen einer leidlich wahren Tradition entgegen, und die ganze Umgebung des hebräischen Reformators sah nicht nach Bürgschaft für eine gute und richtige Ueberlieferung aus. Trotzdem kann aber die feste Einprägung einzelner Thatsachen und Züge immerhin ein paar Generationen vorgehalten haben, ohne allen thatsächlichen Kern einzubüssen. Untermischt mit noch gesteigerter Phantastik kann

sie doch factische Bestandtheile enthalten und vor der Vergessenheit geschützt haben.

2. Unter den geschichtlichen Erscheinungen lassen sich zweierlei Gattungen unterscheiden. In dem einen Falle handelt es sich um Gesammt- und Massenthätigkeit, in dem andern um die Einflüsse und Schöpfungen besonders potenzirter Persönlichkeiten. Nur das Durchschnittliche und Gemeine wird aus ersterem Bereich producirt; zu dem Ueberlegenen und Hervorragenden aber gehören, im Schlimmen wie im Guten, eben auch entsprechende Einzelmenschen als die es allein zureichend erklärenden und hervorbringenden Ursachen. Dies gilt vom Richtigen, wie vom Verkehrten, ja selbst von gewissen Arten Verrücktheit. Die Nutzanwendung in unserm speciellen Falle ist die, dass sich kein Christenthum, wie man auch über dasselbe denken möge, ohne einen Christus als eigentlichen Urheber vorstellen lässt. Was hat aber nicht die moderne Verlehrtheit an Gegentheiligem zu Markte gebracht! Da sollten beispielsweise die Zustände der römischen Welt und namentlich philosophische Lehren, wie der Stoicismus, die neue Religion erzeugt haben. Andere haben zwar eine Person zum Urheber gestempelt, aber, um Christus zu vermeiden und dem verlehrten Judenthum recht gründlich zu huldigen, den philosophirerischen Juden Philo, der etwa um den Anfang unserer Zeitrechnung und zwar in Alexandrien lebte, zum Stifter des Christenthums auserlesen. Dieser Jude symbolisirte an den überlieferten jüdischen Dogmen herum und deutelte an ihnen im philosophastrischen Sinne, selbstverständlich unter Weglassung des gröbsten, für einen Gelehrten, wie er war, und auch für seine ein wenig gebildete Judenumgebung nicht mehr schmackhaften Aberglaubens. Ein saft- und kraftloser Gelehrter als angeblicher Stifter des Christenthums, das ist noch eine schlimmere Entstellung, als wenn man die neue Religion aus dem Sumpfboden des römischen Reichs ganz von selbst als eine Sumpfpflanze aufschiessen lässt. Nicht einmal der corrupte Boden Palästinas wäre an sich selbst dazu ausreichend gewesen. Nur eine besondere persönliche Kraft, die sich gegen die Verderbniss einigermaassen auflehnte, war im Stande, Gemüthskräfte von der fraglichen Tragweite zu bethätigen. Anders konnte eine Secte von weltgeschichtlicher Lebensfähigkeit nicht entstehen. Auch bei Muhamed beruhte zunächst Alles auf der

persönlichen Kraft. Dieser war gewiss Betrüger und Phantast; aber solche Eigenschaften heben den Begriff einer mächtigen Persönlichkeit nicht auf.

Die Entfernung vom Persönlichen und individuell Lebensvollen ist ein Grundzug der liberalistischen, durch Mittelmässigkeit gekennzeichneten Lehren. Wer ernsthaft und gründlich urtheilt, muss die Tragweite des Persönlichen wieder in ihre Rechte einsetzen. Jede wirkliche Geistesschöpfung und Geistesführung geht von besondern Individuen oder, wenn man nüchtern naturwissenschaftlich reden will, von besonders ausgerüsteten Exemplaren der Gattung aus. Bei den Religionsstiftungen ist diese Wahrheit sichtbar genug, und nur die grösste Verkehrtheit einer verlehrten Verwirrung, verbunden mit dem Eigendünkel untergeordneter Existenzen, konnte sie verkennen oder wegzulügen versuchen. So ist es denn auch trotz aller moderner Afterkritik in der Ordnung, die Persönlichkeit von Christus als eine volle Wirklichkeit zum Mittelpunkt der Betrachtung zu machen, und sich durch den Umstand nicht zu beirren, dass die kennzeichnenden Züge für jene Persönlichkeit nicht als eigentliche Geschichte mit zeitgenössischem Urkundenbeweis, sondern nur als Bestandtheile einer sehr gemischten Ueberlieferung zu haben sind. Die Entmischung dieser Ueberlieferung, also wesentlich die richtige Verwerthung des im neuen Testament wirklich Glaublichen, muss der Ausgangspunkt für eine gesunde Beurtheilung werden. Praktisch haben die Völker auch nichts Anderes als das neue Testament in der Hand. Aus ihm schöpfen sie ihre Vorstellung vom Christenthum, und andere Vorstellungen, die sich auf ein dunkle Tradition der Priester berufen, sind einer Erörterung nicht werth. Auch der Katholicismus, der sich auf eine solche, schon durch ihre Dunkelheit hinfällige Quelle beruft, hat heute in den gebildeten Schichten kein Publicum mehr, welches nach einem andern Christenthum ausschaute, als demjenigen des neuen Testaments. Nähme man also auch einen Augenblick an, die verhältnissmässig besten Züge der Christuslehre, die sich aus der Mannigfaltigkeit von verschiedenen Erzählungen und Auffassungen des neuen Testaments wahrnehmen lassen, wären Erdichtungen, so würden die Urheber dieser Erdichtungen die ganze Aufmerksamkeit verdienen; denn auch zum Erdichten des Originalen gehört eine nicht gemeine Erfindungskraft. Die Thatsache, dass

die modernen Völker sich in diese charakteristischen Züge nicht wenig hineingelebt haben, macht diese Züge schon allein zu Wirklichkeiten des Geisteslebens. Wie wir also auch vorläufig urtheilen, so führt Alles immer wieder darauf zurück, dass der Christus des neuen Testaments mit seiner dort sichtbaren Lehre der einzige Gegenstand ist, für oder gegen den sich das Gemüth einer modernen Nation interessiren mag. Er allein hat auch weiteres geschichtliches Interesse; denn ausser ihm kann nur noch Art und Sinn in Frage kommen, in welchem die neuern Völker seine Lehre aufgenommen und nach ihrem eignen Gefühl und Wissen entwickelt haben. Die Kirchengeschichte ist dabei ziemlich gleichgültig; denn in den ersten Satzungen der Hauptconcilien verkörperte sich ein Religionsasiatismus, der sich um die wesentlichen Züge der Christuslehre nicht kümmerte. Um der Kirche willen hat man heute nicht mehr nöthig, theoretisch auch nur eine Hand aufzuheben. Die Erledigung ihres Daseins ist nur noch eine Angelegenheit der praktischen Politik; freilich müssen da noch viele Hände aufgehoben werden, um zum Ziele zu gelangen.

Wer natürlich und geschichtlich die Vorgänge begreifen will, die einige dreissig Jahre nach dem Anfang unserer Zeitrechnung Jerusalem wegen der dabei bekundeten Judenniedertracht mit unvergesslicher Schande bedeckt haben, — der muss von durchaus persönlichen Vorstellungen ausgehen. Er muss Christus als den Reformator des Judenthums im Auge behalten, und darf sich weder durch blosse Mythenannahme noch durch eine judenromantische Idylle, wie sie der judenseitig kanonisirte Orientalist Renan für ein Leben Jesu ausgegeben hat, täuschen lassen. Die beiden eben erwähnten falschen Wendungen, nämlich die Auflösung in Mythennebel, oder aber die judäische Idyllisirung der Sache durch ein falsch sentimentales Bildchen, welches die ernstesten Hauptzüge umgeht, — beide aufgeklärt seinwollende und doch so ungründliche Manieren, sich mit Christus abzufinden, sind den heutigen Hebräern angenehm, und dies allein wäre schon des Urtheils genug. Wer der immerhin als weltgeschichtlich anzuerkennenden Angelegenheit auf den Grund kommen will, darf sich auch dadurch nicht beirren lassen, dass die christliche Religion noch nicht zu den gänzlich abgelegten Dingen gehört. Der Buddhismus herrscht auch noch und zwar in einem grossen Theil Asiens, von seinen philosophirerischen Reflexen in Europa,

also von dem weltwegzaubernden narrenhaften Aberglauben eines Schopenhauer nicht zu reden. Dennoch behält man dem Buddhismus gegenüber, der ebenfalls von einer ausgezeichneten Persönlichkeit ausgegangen sein muss, volle Unbefangenheit. Es imponirt Einem nicht im Mindesten, dass jener seine Bekenner nach Hunderten von Millionen zählt. Die Geisteszustände der Menschen pflanzen sich eben fort wie die Körperzustände. Die asiatischen Krankheitszustände zählen ihre Opfer schliesslich ebenfalls nach Hunderten von Millionen. Das Einzige, was einen Augenblick stutzig machen könnte, ist der gewaltige Racenunterschied. Wir verachten die asiatischen Racen und befinden uns dennoch vor der geschichtlichen Unannehmlichkeit, die bessern europäischen Völker nicht blos von orientalischen Wüstenwinden, sondern auch schmachvollerweise von orientalischen, insbesondere judäischen Geistesströmungen afficirt zu wissen. Das bleibt, wie man es auch erklären möge, ein missliebiges geschichtliches Schicksal. In der Gattung des Betrugs hat der stärkste zunächst doch die meisten Chancen, besonders unerfahrenen Völkern gegenüber. Allein mit der Zeit wird er demaskirt und fällt dann um so jäher in die gebührende Verachtung.

3. Die Christuslehre ist ein Reformationsversuch des Judenthums, der freilich auf diesem Boden so gut wie fehlschlug. Anderwärts hat er aber die bekannten, uns heute noch so lästigen Folgen gehabt. Nicht aber blos gegen das Judenthum, sondern auch aus dem Judenthum heraus wurde dieser Reformationsversuch unternommen. Die Annahme, dass Christus von einer andern Race oder wenigstens nicht Vollblutjude gewesen, ist, obwohl grade keine Unmöglichkeit, doch einerseits zu wenig begründbar und andererseits zu wenig nütze, um einer Erörterung auf die Dauer werth zu bleiben. Sie würde das wesentlich Jüdische im Geiste der Person nicht fortschaffen. Auch wenn Christus kein Racenjude gewesen wäre, ja selbst wenn er Blut eines europäischen Volkes in sich gehabt hätte, so war er doch in jüdischer Umgebung aufgewachsen und zum Lehrer nach der äussern Berufsart eines Rabbi geworden. In dieser Form, die allein zu Gebote stand, entwickelte er seine Thätigkeit; aber auch sachlich ist Alles, was man von ihm berichtet, mit Zügen jüdischer Ueberlieferung getränkt. Ein Theil ist freilich auf Rechnung der Berichterstatter zu setzen. Ein anderer Theil lässt sich aber von Christus

eigenster Lehre und Person nicht trennen. Wäre dem anders, so wäre dies noch ein unglaublicheres Wunder, als alle physischen Zauberwerke. Wie sollte ein Geist, von woher er auch stammen möge, sich ganz und gar des Elements entschlagen, in welchem er sich fortwährend bewegt, und an welchem er seine Kräfte bethätigt! Christus wollte die Religion, an welche die jüdischen Schriftgelehrten nicht mehr glaubten, ernstnehmen, und er gestaltete sie daher aus der Tiefe seines eignen Herzens und aus der Einsicht seines eignen Kopfes so gut wie neu. Er schmolz sie um, indem er ihren starren Satzungen eine aus bildsamerem Stoff geprägte Form entgegensetzte.

Der Charakterzug des Judenthums war von Anbeginn die starrste Selbstsucht, die niederträchtigste Grausamkeit, die schamloseste Wollust und die frechste Heuchelei. In meiner Schrift über die Judenfrage habe ich dies näher nachgewiesen und die Spiegelung davon in der Judenreligion und Judenmoral gezeigt. Bei der Vergleichung der Sitte und Denkart besserer europäischer Völker mit der Racensitte und Racendenkart der Juden wird dies später noch mehr ins Licht gesetzt werden. Hier bedarf es nur einer allgemeinen Hinweisung auf das racenmässig schlechte Naturell und die entsprechende sogenannte Cultur oder vielmehr auf die Uncultur des Judenstammes, der nur im Raffinement des Schlechten eine Art Surrogat der Cultur aufzuweisen hat. Dieses Raffinement hat ihn auch schliesslich dahin geführt, mit der Bethätigung der Selbstsucht den Schein von Liebe und Mitleid zu verbinden. Die Heuchelei von Nächstenliebe und Mitleid ist schon sehr früh, lange vor dem Anfang unserer Zeitrechnung, eine Domäne des Judenthums gewesen. Christus nahm das, was Andere heuchelten, gewissermaassen ernst und aufrichtig, wie er denn überhaupt auch die ganze jüdische Religion ernstzunehmen versuchte. Hiemit stellte er sich in einen Gegensatz zu den frivolen Gewerbsgelehrten Jerusalems, den sogenannten Schriftgelehrten, die er mit vollstem Recht ein Otterngezücht nannte. Der giftige Hass, den er dafür einerntete, ist begreiflich, und man sollte es nicht vergessen, unter welchem Vorwande ihn die jüdischen Schriftgelehrten hinrichten liessen, nämlich wegen angeblicher Gotteslästerung, — ein Vergehen, welches auch heute noch im deutschen Reichsstrafgesetzbuch figurirt und davon zeugt, wie sich die jüdischen vorchristlichen Ueberlieferungen trotz Christus er-

halten und auf neuere Völker verpflanzt haben. Wäre es also nicht zum grössten Theil Judenthum, was sich unter dem Namen Christenthum bei den neueren Völkern gleich den Juden selbst verbreitet hat, so müsste schon der allergeringste Anstand gelehrt haben, nicht grade diejenige Wendung immer zu wiederholen und diejenige Verbrechenserdichtung zu verewigen, durch deren Anwendung auf Christus eines der niederträchtigsten Verbrechen verübt worden ist, wovon die Welt allgemeine Kunde hat.

Doch von dieser Bethätigung des jüdischen Nächstencultus an ihrem eignen Landsmann und Nächsten nur nebenbei! Die Heuchelei heutiger jüdischer Schriftsteller hat sogar die Feindesliebe im Sinne von Christus als früheren Bestandtheil der Judenreligion geltend machen wollen und sich dabei auf den Talmud berufen, der aber bekanntlich ein paar Jahrhunderte später redigirt und aus allem möglichen Vorangegangenen, Jüdischem und verjudetem Fremden zusammengestückt ist. Was liesse sich daher nicht Alles im Talmud in irgend einer schwachen Spur auftreiben! Selbstverständlich fehlen darin auch ein paar Reflexe des von Christus vertretenen reformatorischen Geistes nicht; denn die Juden eignen sich Alles an, freilich in ihrer Art, so dass bei der Verjudung von dem ursprünglichen Sinn fast Nichts unentstellt bleibt. Was aber die Feindesliebe betrifft, so kann nicht blos zugestanden, sondern muss gradezu darauf bestanden werden, dass sie in Gestalt der Heuchelei eine natürliche Beigabe der jüdischen Selbstsucht gewesen sei. Diese letztere affichirte eben da Liebe und Mitleid, wo sie sich am raffinirtesten maskirte. Falschheit ist schon von der sagenhaften Schlange her, die gleichsam an der Wiege des Judenstammes stand und ihr Wesen in ihn hineintrieb, ein charakteristischer Grundzug. Die Erfindung der Liebesheuchelei ist von altem Datum und daher auch alttestamentlich illustrirbar. Christus wollte aber einmal die Sache aufrichtig und ernst genommen wissen; er wollte, dass trotz der Feindschaft und selbstsüchtigen Gesinnung etwas durchaus Entgegengesetztes zu einer nicht heuchlerischen, sondern wahren Wirksamkeit gelangte. Wieweit er hiemit Mögliches angestrebt und wieweit er sich in Unmögliches, ja Widersinniges verloren habe, das ist eine andere Frage. Soviel muss aber für den Ausgangspunkt feststehen, dass seine Feindesliebe eine Zumuthung war, mit welcher, ernstgenommen, die Judenrace ihre eigne Selbstsucht gleichsam kasteien, ja kreuzigen sollte

4. Die Juden verstehen sich nicht nur, wie auch ihr heutiges Benehmen zeigt, auf Mitleidsheuchelei und wickeln ihre ärgsten Niedertrachten oft in den Anschein des Mitleids und aller möglichen Tugenden ein, sondern diese Race beruft sich auch, wenn man ihre Schlechtigkeiten nicht dulden will, dreist auf die christliche Liebe, mit deren Mantel alles jüdische Unwesen in einer für das letztere profitabeln Weise fein stille zugedeckt werden soll. Sie wird schliesslich auch noch die Judenfeinde selbst angehen, die christliche Feindesliebe auf die Mitglieder der Judenrace anzuwenden und auf diese Weise wehrlos dem Juden, wenn die rechte Tasche bereits ausgeräumt ist, auch noch die linke zur Ausleerung darzubieten. Man hat hienach alle Ursache, sich die Paradoxien, mit denen Christus den schlechtesten Punkt des Judenthums treffen wollte, näher anzusehen.

Von Liebe wird im allgemeinsten Sinne gesprochen, wenn man sie dem Hass entgegensetzt. Geschlechtsliebe ist beispielsweise eine Erregung, die bei edlerer Gestaltung auch einen Bestandtheil hat, der zu allgemeinerem Wohlwollen stimmen kann, wie dies jede gutartige Affection und Freude vermag. Einzelne Verkünder des Christenthums, wie jener Saulus Paulus, haben sogar sichtlich einige Eigenschaften der Geschlechtsliebe für religiöse Affecte genommen und diesen untergeschoben; aber ein solches confuses Verhalten sieht auch einem ehemaligen Pharisäer und einem Renegaten aus dieser Species ähnlich genug. Die von Christus gemeinte Nächstenliebe soll der Selbstliebe gleich sein; Selbstliebe ist aber, und zwar nicht erst in ihrem höheren jüdischen Grade, nur ein anderer Ausdruck für Interesse an sich selbst und für Selbstsucht. Wenn also durch Christus das Verhalten des einzelnen Menschen zu sich selbst Liebe genannt und als solche zur Bestimmung der Nächstenliebe gebraucht wird, so ist hier offenbar kein natürlicher Trieb, sondern eine künstliche Verstandeshaltung in Frage, vermöge deren jeder Jude sich so für den andern interessiren sollte, wie er sich mit seiner eignen Selbstsucht für sich selbst interessirt. Die Selbstsucht sollte also genöthigt werden, sich gleichsam auf den Kopf zu stellen und so zu thun, wie wenn der Andere nicht ein Anderer, sondern das eigne liebe Ich wäre. Eine solche Vorschrift ist nicht die Veredlung irgend eines Naturtriebes, etwa des Mitleids oder überhaupt irgend einer Art des Mitgefühls, sondern die Kopfstellung

des natürlichen Menschen, dem sich sonst der Nebenmensch erst sehr entschieden bemerklich machen muss, um auch nur einigermaassen berücksichtigt zu werden. Christus wollte diese natürliche Doppelheit nicht blos überbrücken, sondern auslöschen. Offenbar hat ihn hiezu die Wahrnehmung getrieben, dass mit der Selbstsucht, wie er sie bei den Juden fand, nichts anzufangen und dass Rettung und Heil nur in ihrer völligen Austilgung zu suchen seien. Demgemäss wollte er die Selbstsucht entwurzeln, indem er etwas der Selbstliebe Gleiches, aber auf den Nächsten Gerichtetes als Pflicht auferlegte.

Wieweit ist nun aber nicht ein solches aus der verstandesmässigen Beobachtung der üblen Folgen der Selbstsucht entsprungenes Pflichtgebot von einer positiven Regung entfernt! Es ist immerhin möglich, dass in der Gesinnung von Christus auch eine positivere Seite vorhanden gewesen, und dass so Etwas, wie wir es im menschlichen Charakter Herzensgüte nennen, oder aber auch eine überströmende, jedoch individuell gegenstandlose natürliche Liebe einen der Ausgangspunkte für die Betonung der Nächstenliebe gebildet habe. Dennoch lässt sich aber consequenterweise die Entstehung des Christenthums inmitten des Judenthums, wie abweichend geartet auch die Person des Urhebers gewesen sein möge, nicht begreifen, wenn man nicht annimmt, dass eine Selbstverwerfung der jüdischen Selbstsucht das Wesen der neuen sogenannten Liebe sei. Diese Liebe ist etwas Vorgeschriebenes und durchaus Künstliches; sie muss einen vorzugsweise negativen Ursprung haben. Sie ist eine Frucht des Gegensatzes, in welchen das seiner Elendigkeit innewerdende Judenthum mit seinen eignen angestammten Antrieben gerieth. Sie ist aus der tiefen Erkenntniss des an seiner Selbstbefriedigung verzweifelnden Wesens der Judenrace entsprungen. Sie ist ein letzter Nothanker, um die vor dem Schiffbruch stehenden Triebe der Selbstsucht zu fesseln, wie sie einst durch Schrecken, nach der alten Weise mit Blitz und Donner vom Sinai, ein wenig gezügelt worden waren. Dieses Schreckenssystem war bereits zum Popanz geworden, und Christus versuchte es nun, theilweise durch eine innere Macht etwas mehr zu erreichen. Der blosse Verstand, der die Selbsterkenntniss gegen die heillose Selbstsucht zu wenden sucht, will uns freilich, nach den uns angewöhnten Vorstellungen, als Eigenschaft von Christus nicht sofort in den

Sinn. Dennoch ist es aber allein dieser Verstand, dessen Annahme die ganze Nächstenliebe vor dem Vorwurf schützen kann, nichts als Judenheuchelei zu sein. Persönlich bei Christus möchte immerhin, wie schon erwähnt, ein Drittes, aber doch erst an zweiter Stelle in Frage sein, nämlich die Ueberschwenglichkeit eines natürlichen Liebestriebes, der in Ermangelung eines einzelnen geeigneten Menschen sich auf sehr viele überträgt. Indessen muss man sich gegen diese Nebenannahme solange wehren, als noch eine andere Erklärung übrigbleibt. Diese geziemendere Erklärung ist nun die Ableitung der Vorschrift aus dem Verstande, der die Selbstsucht zu ertödten unternimmt, indem er das grade Gegentheil von dem zu thun vorschreibt, wozu die Natur und hier speciell die Judennatur antreibt. Die Nächstenliebe ist also hienach gleichbedeutend mit Ausrottung der Selbstsucht. Da jedoch die Triebe an sich nicht verschwinden, so kann es sich thatsächlich nur um eine Niederkämpfung, also im christlich jüdischen Sinne um eine Kasteiung handeln.

Nun gar den Feind nicht hassen, also sich gegen ein Naturgesetz der Triebe verhalten, kann offenbar nur einen einzigen verständlichen Sinn haben, nämlich den, in der verstandesmässigen Ueberlegung den Trieb des Hasses verurtheilen und es ebenfalls mit dem Verstande versuchen, ob nicht ein Verhalten wie gegen Freunde zum allgemeinen Heil führe. Es versteht sich, dass ich diese Wendung wesentlich für einen Irrthum halte, in welchem nur ein einziges Körnchen Wahrheit miteingeschlossen ist. Diese wenige Wahrheit besteht eben darin, dass der Verstand eine mässigende Macht hat und in seine Herrschaft über die Antriebe auch die lebendige Vorstellung von dem Unheil eines blossen Hass- und Racheregimes aufnehmen kann. So mag er in einigem Maasse über die Gemüthsregungen Meister werden, sie einschränken, ihnen eine edlere Haltung ertheilen, aber nicht etwa sie austilgen. In den Vorschriften der Christuslehre erscheint freilich die Ausrottung aller feindlichen Erregungen als die eigentliche Aufgabe. Wie sollte sonst die Zumuthung möglich sein, den Hass des Feindes in Liebe zu ihm zu verwandeln! Wundern dürfen wir uns über solche ausschweifende Paradoxien nicht; denn sie sind oder sollen vielmehr ein Gegengift gegen das Judenwesen sein, und ausserdem sind sie auch überhaupt leichter aufzustellen und auszusprechen, als sich etwa die Gesetze

einer wirklich maassvollen Moral auffinden und an die Menge mittheilen lassen. Das Judenwesen ist hier in doppelter Hinsicht im Spiele. Erstens erfordert es vermöge seiner Unbändigkeit äusserste Mittel und will sozusagen in seinen wüsten Rücksichtslosigkeiten scharf angefasst sein. Eine Kreuzigung seiner Lüste und Begierden liegt aber im weiteren Sinne auch darin, dass ihm eine vollständige Tödtung seiner Natur zugemuthet wird, und diese liegt in der Abthuung des grausamen Hasses, welcher dem Racenjuden unveräusserlich anhaftet. Zweitens ist es dem Juden aber auch entsprechender, in Verstand wie in Gemüth etwas Extremes und gleichsam eine vollständige Kopfstellung anzunehmen, als irgend ein Maass einzuhalten. Von solcher orientalischen Spitzigkeit, Ueberschwenglichkeit und überhaupt Uebertreibung zeugen fast alle Wendungen, die wir in der nationaljüdischen Literatur antreffen. Das neue Testament macht hievon keine Ausnahme, wenn es auch in griechischer Sprache abgefasst worden ist. Auch ist es kein Wunder, dass die Wendungen und Worte, welche von diesen Berichten Christus selbst zugeschrieben werden und ihm zum grössten Theil und im Kerne wirklich angehören mögen, doch ebenfalls den Stempel des racenjüdischen Geistes tragen. Es überrascht dies so wenig, dass vielmehr das Gegentheil davon ein unerklärliches Wunder sein würde.

Uebrigens vergleiche man die Thatsachen mit den Lehren, die Handlungen mit den Worten; derselbe Christus, dem die Vorschrift zugeschrieben wird, diejenigen zu segnen, die uns fluchen, donnerte gegen seine eignen Feinde, die Schriftgelehrten, mit Scheltworten wie Otterngezücht. So Etwas war offenbar kein Wohlthun gegen Feinde, ebensowenig als es auf den Hass verzichten hiess, wenn Christus die Wechsler mit ihren Tischen aus dem Tempel jagte. Hass und Zorn gegen das Schlechte müssen bestehen bleiben; sonst hört alle Moral auf. Ueberhaupt haben die Gemüthsbewegungen auch in ihren feindlichen Gestaltungen ihren guten Sinn, und nicht das Feindschaftsverhältniss an sich ist schlecht, sondern nur die Feindseligkeit gegen das Gute. Den Feind nicht hassen ist ein logischer Widerspruch und die fundamentalste Unwahrheit, die sich erdenken lässt. Ein solcher Begriff ist widersinniger als der von Eisen, welches Holz sein soll, oder der einer ungraden Zahl, die grade wäre. Wohl aber sagen derartige Extreme, in welche der haltungslos werdende Gedanke

verfällt, dem eckigen und durchaus nicht harmonischen Judäerverstande zu. Dieser alterirt jede Wahrheit, indem er sie verzerrt, und so mag es gekommen sein, dass eine Lehre, die in ihren tiefsten Motiven doch wohl nicht von vornherein auf lauter Widersinnigkeit angelegt war, in ihrer Ausprägung die gekennzeichnete Zerfahrenheit des Denkens bekundete. Es ist dies eben eine Frucht der Nothwendigkeit, in welcher sich Christus befand, dem racenjüdischen Wesen beizukommen. Um Verwerfung dieses Judenwesens handelte es sich; aber nur indem dieses gleichsam mit seinen eignen Ecken gestossen wurde, konnte es aufgerieben werden. Eine Selbstaufreibung der Judentriebe liegt also in jener Zumuthung der Feindesliebe, aber zugleich auch ein Heuchelkeim, wie er zu dem hebräischen Wesen oder vielmehr Unwesen ganz wohl stimmt. Das Christische hiebei stammt eben auch aus dem Judäischen; nur ist es eine der bessern Rückwirkungen gegen dessen schlechte und zugleich aus dessen unzulänglicher Beschaffenheit.

5. Man beherzige es wohl. In jener Frage der Feindesliebe hat man wesentlich nur die Wahl zwischen Verstandesmässigkeit und Heuchelei. Die thatsächliche Geschichte des Christenthums von seinem ersten Anfang bis auf den heutigen Tag zeigt 999 Theile Heuchelei und nur einen einzigen, der dies nicht ist. Jedoch auch dieses eine Tausendstel ist nur durch die Einmischung einer Naturregung entstanden, die mit der eigentlichen Liebe nichts zu schaffen hat. Es ist dies das Mitleid mit dem Elend und der Hülflosigkeit. Diesem Naturantriebe, der bei den modernen Völkern vermöge der bessern Racenbeschaffenheit auch mehr hervortrat, sind die Einrichtungen der Barmherzigkeit zu verdanken, die man, wie die uneigennützigen Seiten der Krankenpflege, dem Christenthum zuschreibt. Soweit diese Einrichtungen nicht blosse Maske des Eigennutzes ihrer interessirten Leiter, Faiseurs und Schmarotzer sind, wurzeln sie allerdings im Mitgefühl mit dem Leiden und in der Erkenntniss, dass es für den Wohlthäter wie für den Empfänger der Wohlthat gleich heilsam sei, dass solche Werke der edelmenschlichen Theilnahme geübt werden. Hievon abgesehen, bleibt aber für das thatsächliche Christenthum nur Liebesheuchelei übrig; denn die Verstandesmässigkeit, mit der sich das Judenwesen gegen sich selbst wenden sollte, ist selbst nicht verstanden worden, weil sie von vornherein zu umdunkelt war und auch

nicht zu der späteren Verstandesnacht passte, in welcher die Religion vorzugsweise ihr Wesen trieb.

Kehrt man zu Christus persönlichem Verhalten zurück, so bekunden auch andere Züge als die Anempfehlung der Feindesliebe, dass es sich überall um eine recht sichtbare Umkehrung des Judenwesens handelte. So ist jener Demuthsact oder vielmehr jener Act absichtlicher Selbsterniedrigung, in welchem Christus seinen Jüngern die Füsse wusch, sichtbarlich darauf angelegt gewesen, als thatsächliche und handgreifliche Paradoxie zu lehren, wie sich die Anmaassung durch Selbstkasteiung auszutilgen habe. Dieser Act sollte ein Beispiel für diejenigen sein, die sich mit ihrer Eitelkeit nicht zu lassen wüssten. Er sollte zunächst die Jünger selbst beschämen und ihnen ausserdem zeigen, wie sie sich künftighin von ihrem Dünkel zu heilen hätten. Trotz dieser guten Seiten der Sache kann man aber doch nicht umhin, die Nothwendigkeit zu bedauern, vermöge deren es Juden gegenüber und für Juden kein anderes Mittel gab, als es mit einer solchen paradoxen Umkehrung und Kopfstellung des natürlichen Verhältnisses zu versuchen. Es zeigt sich hierin wiederum, dass die Juden Alles in das Aeusserste übertrieben haben wollen, und dass eine Wahrheit für sie auch nicht die geringste Aussicht hat, zugänglich zu werden, wenn sie nicht auf die Spitze gestellt wird und sich in irgend einer orientalischen Hyperbel, d. h. in einem asiatisch übertriebenen, wörtlichen oder thatsächlichen Ausdruck geltend macht.

Wer solchen Hyperbeln nachgehen wollte, würde in den eignen Worten von Christus eine ganze Anzahl auffinden. Auch die überstarken Ausdrücke von mehr als blossem Selbstgefühl gehören hieher. Inmitten der Judenrace nehmen sie sich ganz heimisch aus. Es würde sogar überraschen müssen, wenn sie anders ausgefallen wären. Himmel und Erde sollen vergehen, aber die Worte von Christus nicht. Dieser Ausspruch im Munde von Christus selbst ist von einer orientalischen Bildlichkeit, deren Rahmen über die natürlichen Grenzen hinausreicht. Inmitten anderer Völker, die mehr Maass halten, würde ein solcher Ausdruck der Zuversicht nicht angemessen gewesen sein. In der orientalischen Umgebung gehört er aber noch zu den gelindesten Wendungen. Der Weg, die Wahrheit und das Leben zu sein, ist auch nicht wenig; dennoch gehört dieser Ausspruch zu den

verhältnissmässig natürlichen und bemessenen. Inmitten der Judennation waren sehr starke Bethätigungen der Ueberzeugung nothwendig; denn der Racenjude ist seinem Naturell nach daran gewöhnt, mit der ungeheuerlichsten Dreistigkeit Alles abzuschütteln, was ihm nicht gleich spitzig und eckig in sein Fleisch fährt. Auf diese Weise kann man sich die Sitte erklären, mit colossalen Metaphern und ganz einseitigen Gedanken und Wortzuspitzungen auf ihn einzudringen. Die Propheten hatten in dieser Hinsicht wahrlich nicht wenig geleistet und einige ihr Volk ärger gezüchtigt, als es irgend ein moderner Judenfeind gethan hat. Der offenbar milde Christus beschränkte sich darauf, die gedankliche Selbstverwerfung des jüdischen Wesens und ausserdem die Festigkeit der Ueberzeugung von seinem eignen persönlichen Beruf in derartige überschwengliche, aber judengemässe Wort- und Thatformen zu kleiden. Er musste sich als Geistesführer bei einem Volksstamme Ansehen verschaffen, der nicht gewillt war, Etwas gelten zu lassen, was nicht in der jüdischen Art und Weise starken Eindruck machte.

Uebrigens dürfen wir überhaupt in Christus eignen oder ihm wenigstens zugeschriebenen Worten und Thaten eine Anzahl racenjüdischer Züge nicht verkennen. Wir würden sonst das ganze Christenthum in das moderne Völkerwesen hinein missdeuten. Wir würden das, was an dem mittelalterlichen Christenthum und an den heutigen Resten volkslebendiger Vorstellungen von der Christuslehre beispielsweise germanisch ist oder überhaupt den modernen Culturvölkern angehört, fälschlich als eigentliches und ursprüngliches Christenthum ansehen. Sogar das Gedankenbild über Christus selbst, welches sich die neuern Völker nach ihren nichtjüdischen Ideen und Gefühlen gemacht haben, weicht erheblich von demjenigen ab, wie es durch eine unbefangene Betrachtung aus den doch vorzugsweise jüdischen Ueberlieferungen des neuen Testaments entworfen werden kann. Jenes neuere Völkerbild von Christus ist weit edler geartet, und man sollte es sich auch noch heute stets angelegen sein lassen, dieses Bild in den Gemüthern mit derjenigen Achtung zu behandeln, auf welche eine solche Idealbildung europäischer Völker schon um des Charakters dieser Völker selbst willen Anspruch hat. Vielleicht ist es auch nur unser eignes besseres Völkerselbst, welches Viele so treu an jenem Christusbilde festhalten lässt und

ihnen Alles zuwidermacht, was mit diesen sie anmuthenden Zügen nicht stimmt. Wir werden widerlich berührt von der heutigen jüdischen Unverschämtheit, die sich mit niederträchtigen Worten an Christus vergreift und nur die Fortsetzung der einstigen Hinrichtung des grössten unter den Juden aufgestandenen Propheten und Reformators ist. Noch widerwärtiger hat mich aber immer die Manier der getauften Juden berührt, welche sich alle racenjüdischen Züge im Christusbilde des neuen Testaments zunutze zu machen versuchen, um in ihrer christischen Maske das Racenjudenthum nur um so ungenirter zu verherrlichen und zu fördern.

Dem gegenüber ist es am Orte, sich vor der Untersuchung derjenigen Züge nicht zu scheuen, die in Christus eigner Lehre ein racenjüdisches Gepräge offenbaren. Nach Christus soll das ganze Gesetz und die Propheten der Juden durch zwei Gebote ersetzt werden. Das an erster Stelle genannte ist das, Gott seinen Herrn von ganzem Herzen zu lieben. Das zweite aber, welches diesem gleich sein soll, ist das, seinen Nächsten zu lieben wie sich selbst. Angesichts dieser fundamentalen Vorschriften, die über alles Andere entscheiden, bemerke man wohl, dass Gott als Herr vorgestellt und demgemäss auch als Herr geliebt werden soll. Dieses Herrenthum und dieses Verhältniss von Herr und Knecht ist noch echt racenjüdisch gedacht. Allerdings mildert es sich da, wo der Gott als Vater Aller vorgestellt wird, wie in dem Gebet von Christus, welches nach den Anfangsworten Vaterunser heisst und schon in diesem Anfang ein edleres Bild darbietet. Jedoch auch in diesem Gebet hat der Schluss schon wieder eine andere Signatur; denn dort ist der letzte Grund und im eigentlichen Sinne des Worts die ultima ratio bekanntlich, dass sein, nämlich Gottes, das Reich, die Kraft und die Herrlichkeit, d. h. die Herrschaft, sei. Hierin bekundet sich offenbar ein Zug jüdischer Machtanbetung, die ja sonst aus dem ganzen Judenwesen und beispielsweise auch aus der jüdischen Lyrik in den Psalmen hervorleuchtet. Zwischen den Bildern vom Herrn und Knecht einerseits und vom Vater und Kind andererseits ist überdies bei den Juden kein so grosser Gegensatz, wie bei uns und überhaupt bei gemüthvolleren, zu einer milderen Sitte be
wickelten Völkern. Das Vaterverhältniss ist l
weit mehr ein crasses Herrschaftsverhältni

die jüdische Familie das nicht kennt, was neueren Völkern und insbesondere den Deutschen als Innigkeit hohen Werth hat. Es ist auch hier bei den Juden mehr Selbstsucht und Herrschaft und, trotz der Verwandtschaftsbande, weniger natürliches Mitgefühl. Wenn wir also heute das Bild vom Vater und seinen Kindern nach unsern Begriffen zur Erläuterung des christlichen Verhältnisses von einem Gott und den Menschen brauchen, so machen wir das Christenthum besser, als es thatsächlich war. Wir legen nämlich in seine Ideen etwas hinein, wovon es, Angesichts des Judenstaates und der Judenfamilie, keine Ahnung hatte und haben konnte.

Christus Verhältniss zu seiner eignen Familie ist hiebei auch nicht zu vergessen. Er wollte bekanntlich weder von seinen Eltern noch Brüdern etwas wissen und liess sie, wenn er unter seinen Jüngern lehrte, nicht zu sich, sondern gradezu abweisen. Seine Jünger seien seine Angehörigen. Wenn nun auch dieses Missverhältniss bei grossen Naturen, die ihren eignen reformatorischen Weg gehen, nichts Ungewöhnliches ist, so hatte es doch im Falle von Christus den besonders schroffen Charakter, den die jüdische Art und Weise der Familie seitens der mit Christus Thätigkeit unzufriedenen Familienglieder mit sich brachte. Ein Prophet gilt am wenigsten in seinem Vaterlande und am allerwenigsten in seiner Familie; dieser Satz, welcher aus begreiflichen Gründen zwar nicht immer aber doch vielfach zutrifft, erklärt in der That die Isolirung von Christus gegen die Familie, der er angehörte, oder vielmehr das selbstische Verhalten der Familienglieder, die mit Missfallen auf seine Reformatorrolle sahen, weil sie dadurch in ihren herkömmlichen Interessen gestört wurden und sich selbst gefährdet glaubten. Einem Muhamed gelang es, seine Angehörigen auch zu Anhängern seiner Lehre zu machen. Christus dagegen hat sich offenbar in einem schroffen Gegensatz gegen seine Angehörigen befunden, und nicht dieser Gegensatz überhaupt, sondern die Schroffheit desselben ist es, was auf Rechnung der jüdischen Familienselbstsucht zu setzen ist, die keinen höhern Beruf, als den herkömmlichen Dienst des Judenthums, dulden wollte. Hat doch auch Christus selbst vorausgesagt, dass seine Lehre einst dahin wirken müsse, die Glieder der Familie gegeneinander zu empören!

Ueberhaupt hat diese Lehre etwas Zersetzendes und Zer-

fahrenmachendes. Sie ist ein in den Heuchelbestandtheilen ernstgenommenes, aber so auch desorientirtes Judenthum. Ihr verhältnissmässig Bestes und Natürlichstes ist die Auflehnung gegen das heuchlerische Verlehrtenthum; aber diese relativ gute Seite haftete an der Person von Christus, und die bessere Sache wurde bereits durch Paulus wieder einigermaassen in das Gegentheil verdorben. Man vergleiche hierüber sowie überhaupt bezüglich des Urchristischen die vierte Auflage meiner Judenfrage (Cap. 2 Nr. 7 und 8). Was aber die sogenannte Nächsten- und gar Feindesliebe mit ihrem alten heuchlerischen Ursprung und mit ihrem unmittelbaren, auch von Christus aus weiter fortwirkenden Heuchelkeim betrifft, so ist nur ein ganz kleiner Bestandtheil davon dadurch in besserem Lichte zu zeigen, dass man ihn auf eine, allerdings auch quergerathene, Verstandesvelleität zurückführt. Die thatsächliche Frucht ist demgemäss, trotz immerhin persönlich besserer Absichten des Urhebers der Lehre, weltgeschichtlich nichts weiter als Judenheuchelei und deren Nachahmung, sowie in neuerer Zeit daneben auch heuchlerische Philanthropie, aber nie eine echte und natürliche Humanität gewesen. Im Gegentheil stehen die bessere Menschlichkeit und der aufrichtige Sinn mit aller derartigen Ueberlieferung auf gespanntem Fuss. Wie sich diese Unverträglichkeit mit der fortschreitenden Geschichte der neuern Völker immer mehr offenbaren müsse, wird sich in der Darlegung der praktischen Auseinandersetzung zeigen, die sich der Judenüberlieferung gegenüber seitens der frischen und culturfähigen Völker theils bereits vollzogen hat, theils demnächst vollziehen wird.

Die Auseinandersetzung mit der Persönlichkeit aber, die in diesem Capitel sich als Nebenproblem ergeben hat, möchte, das ist zuletzt der Schluss von Allem, am einfachsten sein, wenn man jeden Anklang an eine etwaige Hypothese von gemischtem Blut fallen lässt. Alsdann hat der fragliche Stammesjude als besonders hervorragend unzweifelhaft nur die eine gute Eigenschaft, sich gegen die Verlehrten von damals als gegen ein Otterngezücht aufgelehnt zu haben. Im Uebrigen mag aber seine ganze Lehre auch vom Gesichtspunkt der Racenkritik aus beurtheilt und daher fast in allen ihren Zügen und Formen verworfen werden. Jedwede Paradoxie erklärt sich alsdann theilweise auch aus dem Bestreben, sich durch etwas recht Ungewöhnliches auszuzeichnen

und sich dem Herkommen gegenüber eine neue Position oder wenigstens den Schein davon zu geben. Auch der Ausbruch der einseitigen Leidenschaft kleidet sich in Paradoxien; ja sogar die persönliche Selbstgenugthuung eines Sectenführers, um in diesem Falle nicht zu sagen Eitelkeit, mag dabei unter Umständen, zumal wenn er Hebräer ist, im Spiele sein können. Christus und sein Christisches standen eben auch unter den Naturgesetzen des Empfindens, Fühlens und Denkens, und noch dazu unter denen, die der hebräischen Natur anhaften. Die Folgerungen hieraus bringen mehr Klarheit und Einheitlichkeit in die Betrachtung; aber wir haben ursprünglich lieber davon abstrahiren und der Hypothese von der Mischlingsnatur auch jetzt noch ein Bischen vorläufigen Spielraum offengelassen. Unsere Erörterungen sind dadurch zweischneidig geworden, nämlich auch verbindlich für oder gegen Diejenigen, die auf die Blutmischungsannahme nicht verzichten wollen. Wir allerdings haben schliesslich diese Annahme, obwohl wir sie selber streiften, als ein Verlegenheitserzeugniss durchschauen gelernt. Jene pure Verlegenheitshypothese von der nicht racenjüdischen Natur von Christus ist nämlich, genauer untersucht, pure Willkür, und wäre nie aufgestellt worden, wenn man nicht das heutige Christenthum moderner Völker vor der Missliebigkeit hätte bewahren wollen, auch persönlich einen rein racenjüdischen Ursprung und überdies zum Gegenstande seines Cultus oder wenigstens der moralischen Achtung einen Stammesjuden zu haben. Ueber Letzteres können sich nun aber die modernen Völker hinwegsetzen, sobald sie nur entschlossen sind, dem Christischen den Rücken zu kehren und die eignen bessern Eigenschaften zu einer höheren religionsersetzenden Geisteshaltung zu entwickeln.

Drittes Capitel.

Loslösung der modernen Völker von aller Judenüberlieferung.

1. Den bisherigen Darlegungen zufolge ist das Christenthum in zwei Bestandtheile zu zerlegen. Der eine desselben ist wesentlich racenjüdisch, der andere rührt von den modernen Völkern her. Wenn man beispielsweise auf deutschem Boden und zwar

vorzüglich in den Kreisen der Conservativen oder der Romantiker vom christlich Germanischen redet, so ist die Verknüpfung dieser beiden Worte allerdings geschichtlich gerechtfertigt. Nicht minder gerechtfertigt ist aber ihre Trennung; denn das Germanische muss sich von dem Christlichen scheiden. Nur so kann der deutsche und überhaupt der moderne Völkergeist seinen Beruf erfüllen. Er muss mit allen Judenüberlieferungen brechen, wenn er sich selbst vollständig gewinnen und in seinem edleren Wesen ausleben will. Das sogenannte Christenthum in seinem bessern Bestandtheil ist aber nur ein Name für Elemente des neueren Völkergeistes, die mit der Judenrace und dem, was diese anging, nichts zu schaffen haben. Was die persönlich achtungswerthe That auf dem Boden Palästinas, also den Versuch einer Reformation des Judenthums betrifft, so dient sie, je ernstlicher sie gemeint war, nur um so mehr zum Beweise, dass an der Judenrace, wie der Volksausdruck sagt, Hopfen und Malz verloren war. Jener Versuch beweist, dass aus der Umgebung des Judenstammes heraus und in Anknüpfung an seine Ueberlieferungen nichts zu retten und nichts zu verbessern gewesen ist. Das Misslingen war nur eine Bestätigung der Unmöglichkeit, aus dem Judenwesen etwas Gutes zu machen und, um auch einmal einen hier passenden eignen Ausdruck des Reformators zu gebrauchen, Trauben zu lesen von den Dornen. Eine Dornenkrone liess sich davon pflücken, aber nichts Anderes, und im Uebrigen ist jener Opfertod höchstens in der Gesinnung anderer besserer Völker geistig fruchtbar geworden. Jedoch auch hiebei hat ein Missverständniss obgewaltet. Die bessern Völker haben nicht begriffen, dass sie nur das Surrogat waren, und dass ursprünglich die ganze Lehre und der ganze Versuch doch an Juden gerichtet und auch ausschliesslich für Juden bestimmt war. In diesem Sinne war das Christenthum in seinem Ursprung ein an sein Ende und bis zur Verzweiflung an sich selbst gelangtes Judenthum. Hiefür zeugt auch die Beschaffenheit des neuen Testaments. Neben dem Versuch zum Guten, den es beurkundet, offenbart es auch viele Zerflossenheit, wie sie von den Schülern und Anhängern der neuen Lehre ausging. Dahin gehört die zweideutige, an Verwerfung streifende Behandlung der Ehe und überhaupt der zerfliessende Communismus mit seinem Terrorismus und seinen Gewaltthaten gegen diejenigen, die ihre Güter vorzuenthalten

wagten. Es deuten diese Züge auf eine zerrüttete Gesellschaft und auf eine entsprechend zerrüttete Denkweise. Der zerfliessende Geist, der sich in vielen Theorien des neuen Testaments nicht verkennen lässt, war offenbar eine Wirkung der allgemeinen Zersetzung und Zerfahrenheit, die damals nicht blos die Judengesellschaft, sondern auch die ganze Culturwelt des verkommenen Griechenthums und des ebenfalls schon gesunkenen Römerthums ergriffen hatte.

In der Völkergeschichte ist es eine alte und sehr begreifliche Erfahrung, dass die äusserlich triumphirenden, frischeren, darum aber auch unentwickelteren Völker von den Besiegten mit einiger Bildung und Cultur auch viele Verbildung, allerlei Laster und neben diesen auch geistige Verderbtheiten annehmen. So gerieth das Griechenthum mit seiner Asiatisirung vollends in Verfall, und so wurden die Römer erst recht corrumpirt, als sie die griechische Welt und einen Theil des Orients überwanden. Wirklich frische Völker sind in diesen Beispielen allerdings nicht vertreten; aber die Nationen der Völkerwanderung und unter ihnen die Germanen, welche sich über das römische Reich erobernd ergossen, konnten der Ansteckung um so weniger ausweichen, je unkundiger sie in den Künsten der raffinirten Civilisation waren. Ihr Zustand war geistig rückständig im Verhältniss zu dem, was ihnen geboten wurde. Sie nahmen an, was sich ihrer Fassungskraft am ebenbürtigsten aufdrängte. Zu höherer Bildung waren sie zunächst unfähig; so Etwas kam erst fast ein Jahrtausend später mit der Wiedererweckung der Wissenschaften und Künste aus den griechichen und römischen Literaturresten. Wohl aber fielen sie einer andern Macht anheim, die, anstatt wissenschaftlich und künstlerisch zu sein, vielmehr die Feindschaft gegen Wissen und Kunst zum Princip hatte. Dies war das Christenthum in seiner überlieferten, wesentlich jüdischen Gestalt. Allerdings war es auch mit anderm Asiatismus versetzt, wie namentlich mit der Lehre von der Dreieinigkeit, der man einen indischen Ursprung zuschreiben muss. Dies thut aber nichts zur Sache. Die anscheinend neue Religion empfahl sich wenigstens durch jüdischen Mangel an Sinn für Wissenschaft und Kunst, und so mag sie dem brutalen Wesen der noch in ihrer Kindheit befindlichen Völker durch scheinbare Naivetät zugesagt haben. Der herrschende rohe Aberglaube, den die Fäulniss der alten Welt mitsichgebracht und den die bunte

Völkermischung colossal vermehrt hatte, steigerte die Empfänglichkeit für jeden zusagenden Widersinn. Die angestammten Götter der frischen Völker waren zu rohe Vorstellungsgebilde, um auf dem Boden fremder besiegter Nationen aushalten zu können, und so verschaffte sich das Christenthum weitern Einfluss, nachdem es zuvor aus dem jenseitsbedürftigen Elend der alten zersetzten Griechen- und Römerwelt seine Nahrung gezogen hatte. Die entfernteren nordischen Völker, die auf eignem Boden hausten, sind aber dem Christenthum nicht freiwillig zugefallen. Sie mussten erst durch das Schwert anderer bereits bekehrter Völker zum Christenthum gleichsam gepresst werden. Wir auf unserm norddeutschen Boden sind Beispiele dieser Art, und die Skandinavier haben das Christenthum fast erst im Uebergange zum zweiten Jahrtausend zugelassen. Ob es bei ihnen dafür auch am längsten dauern werde, ist eine andere Frage. Es steht dieser Annahme wenigstens entgegen, dass mit der kürzeren Zeit auch das Wurzelschlagen kein allzu tiefes sein kann. Es wird also dabei weniger auf eine Selbstauflösung des Christenthums, als vielmehr auf das Wiederhervorbrechen der Macht des germanischen Urgeistes zu rechnen sein.

Wie aber auch der Stoff in unser Fleisch und Blut gedrungen, er wird in jedem Falle wieder ausgeschieden werden müssen, sollte auch das Heilverfahren einige schmerzhafte Operationen einschliessen. Eine solche Ausscheidung der in der Unmündigkeit angenommenen fremden Elemente ist überhaupt eine menschheitsgeschichtliche Nothwendigkeit. Sie gilt für alle Gebiete und nicht blos für das der Religion. Andere, uns naheliegende Beispiele sind das römische Recht, die römischen Literaturüberlieferungen und die ganze geistige Erbschaft vom Griechenthum her. Was gut ist und dem bessern neuern Völkergeist nicht widerspricht, wird natürlich in der Sache beibehalten werden, wenn auch das fremde Gewand, in welches sich die neuere Bildung nun schon ein halbes Jahrtausend lang gehüllt hat, abgelegt werden muss. Zu diesem Guten gehört besonders das rein Verstandesmässige; denn der Verstand kann in seinen wirklich gelungenen Hervorbringungen am ehesten von Nation auf Nation übergehen. Rein wissenschaftliche Züge, also auch diejenigen der Rechtstheorie und namentlich einige Seiten des sogenannten Obligationenrechts, können angeeignet werden, wie mathematische Sätze; aber sie

dürfen eben darum nicht im Gewande abgelebter Sprachen verbleiben. Dagegen ist Alles, woran die Geschichte ändert, also namentlich die Individualität der Völker, unübertragbar oder wird nur als oberfläc hlicher Schein und zum Schaden des eignen Wesens angenommen. Es mag einige rohe oder noch unkundige Generationen vorläufig schulen und formell einige Dienste leisten; aber es muss dafür später in seinem unhaltbaren Inhalt wieder abgethan werden. Nach solchem Lernen ist auch viel zu verlernen, und diese Arbeit, so schwer sie den Völkern ankommt, muss zur Befreiung ihres eignen Geistes einmal auch verrichtet werden. So täusche man sich, um das verführerischste Beispiel zu wählen, durch die verhältnissmässigen Formvorzüge griechischer Belletristik nicht über deren unzulänglichen, ja oft unleidlichen Inhalt. Der griechische Nationalcharakter war kein letztes Ideal; Trug und List waren wesentliche Bestandtheile. Das fragliche Volk hat demgemäss auch sein Schicksal erfüllt; aber nicht blos um Völkerleichname, sondern auch um Literaturleichname handelt es sich. Wer tief genug eingedrungen ist in diese Reste, muss lächeln, wenn er die neuere Humanität als von den Griechen stammend ausgegeben findet. In dieser Einbildung der sogenannten classischen Gelehrten waltete von vornherein ein ähnliches Missverständniss ob, wie bezüglich des Christenthums. Der neuere Völkergeist hat nach seinem eignen Bilde das Alterthum idealisirt und ihm auch solche bessere Züge zugeschrieben, die es wirklich nicht hatte und nicht haben konnte. Die ganze Vorstellung von dem humanen Charakter der classischen Studien und der ganze moderne Begriff der Humanität ist auf diese Weise entstanden. Das Griechenthum unbefangen betrachtet, weist weder in seinen Thaten noch in seinen Schriften, ja nicht einmal bei seinen wirklichen Weisen, wie bei einem Sokrates, diese Vorstellung der Humanität im Sinne einer milden und veredelten Menschlichkeit auf. Unsere Begriffe von der Humanität sind allerdings durch derartige Literaturanregungen mit entstanden; aber sie stammen im tiefsten Grunde aus unserm eignen Völkerwesen. Indem wir die griechischen Lehren in uns aufnahmen, arbeiteten wir sie nach unserm eignen bessern Maasse um. Allermindestens müsste man auch in der Humanität, wie im Christenthum, zwei Bestandtheile unterscheiden; denn derjenige Bestandtheil oder diejenige Art von Humanität, die sich im Alterthum selbst findet, ist un-

gleich unvollkommener als die moderne, mag es sich nun um leitende Begriffe oder um kennzeichnende Thaten handeln.

Was ist überhaupt Menschlichkeit? Doch wohl die irgend einer bessern Menschenart, also irgend einer Nationalität, insofern sie etwas gut Menschliches an sich hat. Humanität ist edlere Menschlichkeit. Je edler ein Volksstamm ist, um so besser wird er die Menschheit in sich ausprägen. Blos Mensch zu sein, ist äusserst wenig, und kann nicht nur an das Vieh, sondern, was schlimmer ist, gleichsam an den Teufel grenzen. Mensch ist auch der Judäer; aber auf blosses Menschsein können wir bei dem besten Willen nicht viel geben; denn dieser Charakter ist gar zu vielgestaltig und gar zu fähig, zu entarten und in den widerwärtigsten, werthlosesten Typen zu existiren. Wenn nun schon bei der Humanität ein Unterschied nöthig ist, so ist er noch weit nothwendiger bei jener thatsächlichen Abart des Judenthums, die heute einschliesslich der beigemischten Elemente des modernen Völkergeistes Christenthum heisst. Der Gegensatz innerhalb dieses gemischten Christenthums ist ein gewaltiger; denn wieweit muss nicht eine Ueberlieferung der Judenrace von dem Geiste der europäischen Völker abliegen! Wenn wir beispielsweise nur Römisches oder Griechisches aus unserm Fleisch und Blut auszuscheiden haben, so ist dies eine gleichsam häusliche Angelegenheit innerhalb der bessern europäischen Völker. Wenn wir aber Judäisches auszuscheiden haben, so ist die Kluft die zwischen Semiten und Ariern; ja noch mehr, es ist der schlechteste Semitenstamm, der dem kernhaftesten indogermanischen Volk entgegensteht, wenn speciell der nordisch germanische und deutsche Geist sich der weitern Impfung mit jüdischer Lymphe erwehrt.

Man muss sich die Einimpfungen aber nicht blos in der Gestalt geistiger Elemente nach Art einer sogenannten profanen oder heiligen Literatur denken. Die Ueberlieferungen des Römerreichs sind handgreiflich auch noch anderer Art gewesen. Es haben sich Einrichtungen römisch kaiserlicher Knechtschaft vererbt, ehe das Studium des römischen Rechts wieder lebendig wurde, während andererseits die Literaturreste der bessern Zeitalter des Römerthums dazu dienten, die neuern Völker wieder an etwas Freiheit wenigstens theoretisch zu mahnen. Vom Judenthum her und überhaupt vom Asiatismus sind aber praktisch

nur priesterherrscherliche Einrichtungen den neuern Völkern eingepfropft worden. Ueberdies ist die allgemeine Knechtschaft des römischen Reichs noch bedeutend durch den innerlich sklavischen Sinn verstärkt worden, den die Judenüberlieferung des Christenthums athmet. Die Unterthänigkeit wurde zur Religion, und bei den Einführungen des Christenthums hat es diesem oft zur Empfehlung gereicht, dass die absoluten Machtgelüste der Herrscher noch ungefesselter Völker dadurch in den Stand gesetzt wurden, ihre Unterwerfungen im Innern und Aeussern beträchtlich auszudehnen. Das Christenthum lehrt einen duldenden Gehorsam und entfernt sich hiemit nicht weit vom Judenthum, dem das Verhältniss von Herr und Knecht gleichsam aus dem eignen nationalen Fleisch in der crassesten Mustergültigkeit entsprossen war. Das Christenthum wandelte hiebei nur die rohe Knechtsnothwendigkeit, die im jüdischen Naturell lag, in eine sanftere duldsame Ergebung um und machte so aus der Noth noch gar eine Tugend. So Etwas widerspricht aber jedem freien und bessern menschlichen Wesen. Politisch haben Judenthum und Christenthum nicht blos die Knechtschaft begünstigt, sondern sie auch noch, wie der übrige Asiatismus, in geistlichen Formen verkörpert. Was hat beispielsweise das kanonische Recht nicht für erniedrigende Einrichtungen und Verfahrungsarten in die Welt gebracht! Die Folter war zwar eine Reminescenz an die processualische Behandlung römischer Sklaven durch die Gerichte ihrer Herren; aber der inquisitorische Process mit seiner Vereinigung aller Rollen im Richter, mit seiner Heimlichkeit, mit seiner Vergrabung von Allem in geheime schriftliche Acten, mit seiner völligen Schutzlosigkeit der Processirten und mit seiner absoluten Beamtenwillkür war ein echt geistliches Institut. Wollen wir also den Asiatismus von uns schleudern, so haben wir nicht blos auf Literaturreste und religiöse Ideen, sondern auch auf die Infectionen der Lebenseinrichtungen zu achten. Was nun speciell den hier in Frage stehenden Hauptgegenstand betrifft, so ist das racenjüdische Wesen mit allen seinen geschichtlichen Ausläufern hauptsächlich in zwei Gestalten in die neuern Völker eingedrungen. Erstens haben wir es mit der Verjudung der neuern Literatur durch den Canal des Christenthums zu thun, und alsdann tritt uns an zweiter Stelle diejenige persönliche Verjudung der neusten Literatur entgegen, die nicht

mehr auf den Einflüssen des Christenthums beruht, sondern direct von den Juden ausgeht.

2. Da die neuste rein jüdische Verunstaltung der Völkerliteratur und insbesondere der deutschen in erster Linie eine moralische ist und sich bis jetzt nur wenig auf die eigentliche Religion erstreckt hat, so ist hier zunächst und hauptsächlich jene christische Geistesverjudung ins Auge zu fassen, deren Bethätigung sich seit länger als einem halben Jahrtausend an den grössten Beispielen nachweisen lässt. Da ist zunächst der vorzugsweise mittelalterliche Dichter, der die Kräfte seiner Phantasie und seinen lebendigen, schwungvollen Bilderreichthum noch verhältnissmässig am besten in der Zeichnung einer Hölle hat spielen lassen. Dante mit jenem Werk, welches nun bald sechs Jahrhunderte alt sein wird, ist im Sachlichen und in den Entlehnungen aus der Vergangenheit so recht ein Beispiel der falschen Einflüsse, die den bessern Völkergeist verunzierten. In seiner Hölle befindet sich Sokrates, und in seinem Himmel thronen jüdische Weiber und Männer wie Eva, Judith, Adam, Moses, David und dergleichen. Das alte Testament liefert ihm die Herrscher des Himmels ebenso wie das neue. Dante nimmt zu seinem Führer in der Hölle absichtlich einen römischen Dichter, den Virgil, damit es ein Heide sei, dem diese Ciceronearbeit für die höllischen Sehenswürdigkeiten zufalle. In der That sind es für einen edleren Geschmack keine Sehenswürdigkeiten; denn die Dantesche Phantasie hat sich hier meist so in das Widerwärtige versehen, als wenn sie direct von den Hässlichkeiten des racenjüdischen Geistes befruchtet worden wäre. Dantes Moral ist nur scheinbar eine grosse und gerechte; denn ihre Rachsucht hat gar zu wenig Maass und Harmonie. Die Rache, so berechtigt sie ist und so innig sie mit der Gerechtigkeit zusammenhängt, verzerrt sich bei Dante nicht selten bis zur Wüstheit, ja bis zum Ekelhaften. Es ist in Dantes Urtheilen und Bemerkungen zu seinen höllischen Sträflingen und Peingestalten oft eine äusserste Härte und Grausamkeit, die lebhaft an den jüdischen Ursprung derartiger Vorstellungen erinnert. Des ästhetisch Maasslosen und Hässlichen findet sich soviel, dass man darüber die wirklich bessern Züge angemessener Gerechtigkeit aus den Augen verliert.

Wie soll man nun bei einem Italiener von solcher Dichterkraft ersten Ranges diese Neigung zu ästhetischen und sittlichen

Zerrbildern erklären, wenn nicht aus seinem Stoff? Ich kenne hier keine andere Quelle des widerlich Hässlichen, als die alten Judenschriften und die zugehörige Ueberlieferung. Von daher hat Dante den schlechteren Bestandtheil seines übrigens gewiss mächtigen Geistes. Selbst ein Goethe, der bezüglich des Sittlichen und Ernsten hier nicht einmal in Frage kommen kann, hat wenigstens den ästhetischen Mangel der Danteschen Komödie empfunden. In seinem „Zweiten Aufenthalt in Rom" nennt er „die Hölle ganz abscheulich, das Fegfeuer zweideutig und das Paradies langweilig" und nach einigen dreissig Jahren braucht er in seinen „Annalen" noch die Ausdrücke „Dantes widerwärtige, oft abscheuliche Grossheit". Ja er hatte nicht begreifen können, wie man sich überhaupt mit Dante zu beschäftigen vermöge. Dies letztere freilich ist auf Rechnung des Goetheschen Naturells zu setzen, welchem auch der berechtigte Ernst Dantes zuwider sein musste. Im Gegensatz hiezu ist bei Dante grade der hohe Ernst oder wenigstens das Streben danach anerkennenswerth. Dante steht nicht an, sein früheres Leben selbst zu verurtheilen und sich von seiner Schuld im stillen Strome der Vergessenheit reinigen zu wollen. Auch hatte er wirkliche Ursache dazu. Er liess sich sogar auf dem Wege zu seinem eignen Himmel von seiner abgeschiedenen Geliebten Beatrice wegen seines Lebens nach deren Tode eine Strafpredigt halten. Doch die Hauptschuld Dantes liegt nicht in seinem Leben, wenigstens nicht, wenn wir nur das betrachten, was für uns von ihm übrig ist, nämlich seine Dichtungen. Hier liegt die Schuld in dem Nachgeben an die jüdische Ueberlieferung und in der Thatsache, dass Dantes eigner besserer Geistestheil nicht stark genug gewesen ist, sich gegen die eingeimpfte Scholastik aufzulehnen. Sein jüngerer Zeitgenosse, der Denker und Forscher Roger Baco vermochte dies in hohem Grade; aber die Dichter stehen eben auch nicht auf der Höhe, sondern neigen stets mehr zum Niveau ihres Zeitalters. Die Behandlung Dantes in meinem besondern Werk über die Literaturgrössen (1893) ergänzt nicht nur das hier Gesagte, sondern wird auch davon ergänzt. Dort wird die Mischnationalität Dantes als eines Romanen noch besonders in Bezug genommen.

Kaum drei Jahrhunderte nach Dante und zwar ebenfalls auf italienischem Boden nimmt sich der Einfluss der jüdisch christlichen Ueberlieferung anders aus, wenn wir die Art und Weise Tassos

betrachten. Dieser weiche melodische Dichter hat in seinem befreiten Jerusalem einen sehr harten, weil kriegerischen Stoff. Er will ihn mit dem, was er die himmlische Muse nennt, verklären, sich aber Schmuck und Zier vom Parnass holen. Letzteres ist auch sichtlich geschehen, und das Alterthum hat mehr Antheil an der Dichtung, als der Geist der Kreuzzüge. Man sieht hier, wie die Wiedererweckung des griechisch römischen Alterthums dem Christenthum und Mittelalter in das Gehege kommt. Doch dürfen wir darüber nicht den Hauptstoff vergessen. Wer würde heute einen Kreuzzug zur Befreiung Jerusalems erträglich finden? Wenn wir Jerusalem zu erobern haben, so ist es nicht das in Palästina, sondern liegt als Judenrace auf unserm eignen Boden. Wir wollen nicht mehr Jerusalem, sondern uns höchstens von Jerusalem befreien, und in jenen mittelalterlichen Kreuzzügen, wie sie von Tasso verherrlicht wurden, sehen wir weniger Bemühungen um das Grab des Erlösers, als vielmehr Kämpfe der europäischen Völker gegen die Orientalen. Wir sehen darin Regungen der arischen und insbesondere der germanischen Völkerkräfte gegen die andringenden Asiaten. Diese kamen später doch dazu, sich namentlich mit dem Türkenreich in Europa festzusetzen. Aber dafür haben wir nun auch noch viel nachzuholen. Hätten die Kreuzzüge grössere Erfolge gehabt und die Fluth des Asiatismus gehemmt, so wäre das, was heute orientalische Frage heisst, nicht vorhanden. Aber das Völkerstreben wurde durch die Kirche missleitet und verpfuscht, ähnlich wie früher und heute der Gegensatz gegen die Judenrace durch christliche Schlagworte und namentlich durch die falsche Entgegensetzung von Christ und Jude, anstatt von Arier und Jude, abgestumpft wird. Das Christliche in seiner jüdischen Ueberlieferung als Theokratie oder Kirche ist nur ein Hemmschuh gegen die volle Thatkraft der bessern Völker gewesen. Diese Thatkraft wurde anarchisch und zerfahren gemacht durch die untergeschobenen Gesichtspunkte der Religion. Tasso hatte die Kreuzzüge lange hinter sich, und sein Gedicht ist gleichsam ein Nachhall, der von der Schwelle des neueren Geistesregimes in nachgeahmten classischen Wendungen zurückgeworfen wird. So romantisch der Stoff und die Märchenhaftigkeit seiner Erzählungen sich ausnimmt, so classisch treu sind die Entlehnungen vom Alterthum. Es begegnet Tasso, dass er Virgils Wendungen nur umdichtet, ja dass er sie, wo es ihm passt, fast wörtlich wieder-

giebt, wie beispielsweise in dem Schelten Didos auf den entwichenen Aeneas, wovon er für ein ähnliches Paar einen nur im Versmaass veränderten Gebrauch macht. Das sind nun wahrlich Zeichen, wie an die Stelle der Abhängigkeit vom jüdisch christlichen immer mehr Anleihen bei dem classischen Alterthum treten. Die Befreiung Jerusalems wird mit classischen Reminiscenzen verziert und es wird eingestandenermaassen schon auf die irdische Muse gezählt, um einige Eleganz in einen Stoff zu bringen, der an sich mit nichts weniger als mit der Schönheit, sondern im Gegentheil mit dem Judenhässlichen zu schaffen hat.

3. Die Dichter stehen, wie gesagt, der Tiefenlage des jedesmaligen Zeitgeistes gewöhnlich nahe genug, um die besten Beispiele für die rückständigen Einflüsse zu sein. Man bedenke nur, dass ein Zeitgenosse Tassos der wirklich grosse Denker Giordano Bruno war, der ganz und gar den neuern Völkergeist vertrat, nur dass er einigen Zügen des griechischen Alterthums in seinen Vorstellungen noch zuviel Spielraum gestattete. Auf dem Holzstoss, den er zu Rom 1600 besteigen musste, hielt man ihm schliesslich noch das Kreuz vor. Mit gerechtem Unwillen wies er es zurück, und diese Handlung ist dem verdorbenen Christenthum gegenüber fortan ein Merkzeichen für alle wirklich freien Geister. Christus wurde wegen Gotteslästerung, Bruno wegen Ketzerthum oder vielmehr als angebliches Ketzerhaupt hingerichtet. Die zweite Execution wird nicht minder, sondern mehr Folgen haben als die erste. Sie wird ein Angedenken werden bei Allem, wo es gilt, die Judasthaten, und zwar diejenigen im christlichen Gewande, zu züchtigen. Wie der Weg zu dieser Gerechtigkeit aber langsam ist, dafür zeugt noch die religiöse Schmach des 17. Jahrhunderts, ich meine die widerlich heuchlerische Farbe der englischen Revolution. Wie tief hier grade das durch die Reformation wieder aufgewühlte Christenthum in jüdisches Wesen verfallen war, zeigt wiederum ein Dichter und zwar ein seiner Formkraft nach bedeutender Dichter, dem wirklich einige Leidenschaft im Religiösen und Politischen zu Gebote stand. Milton ist in der That das traurigste Beispiel von der Verirrung, in welche die Impfung mit den alten Judenschriften gerathen lassen kann. Milton war ein Kämpfer für politische Freiheit, ja ein Republicaner. Innerlich war er aber von der Judenüberlieferung so geknechtet, dass er in seinem Hauptwerk den Sündenfall zum Hauptgegenstande hatte. Das

verlorne Paradies malt die Apfel- und Schlangengeschichte in einer wahrhaft albernen Weise aus. Ueberdies herrscht bei Milton eine erkünstelte Verachtung der Philosophie und des classischen Alterthums, ja überhaupt alles selbstständigen Denkens. Bei ihm sind es nur die Teufel, welche philosophische Speculation betreiben. In seinem wiedergewonnenen Paradies, welches dadurch entsteht, dass Christus die Versuchungen des Teufels von sich weist, legt er sogar Christus eine Verurtheilung der griechischen Literatur und Kunst in den Mund, die an Verherrlichung des Judenthums nichts zu wünschen übriglässt. Die hebräische Harfe wird hier über die griechische Leier gewaltig erhoben, ja soll, was wirklich echt rabbinisch klingt, sogar die Mutter des griechischen Gesanges sein. Was wäre nach Judenansicht nicht schon Alles in den alten Judenschriften enthalten! Nach der bescheidenen Judenansicht giebt es keine Weisheit und keine Kunst, die nicht von den Juden ausgegangen wäre, während in Wahrheit die Juden das wissens- und kunstwidrigste Volk sind, das sich je in der Weltgeschichte bemerklich gemacht hat oder vielmehr ihr lästiggefallen ist. Doch bei Milton ist Christus bis zu dem Punkte als Nationaljude gezeichnet, dass er ausdrücklich nur das in hebräischer Sprache Niedergelegte ansichkommen lassen und speciell auch von Plato und über Sokrates nichts studiren will.

Milton gilt als wirklicher Schwärmer der Religion, und die Puritaner sammt Cromwell waren allem Anschein nach von gewissen düsteren Empfindungen und Gedanken auch wirklich ergriffen. Was hat aber einem Milton das, was Manche sein erhabenes Christenthum nennen, für sein eignes Schicksal und seine eigne Gemüthsruhe gefruchtet? Er war in späten Jahren blind geworden. Man kann sich nun in seinem verlornen Paradies davon überzeugen, wie unmännlich er über seine Blindheit jammert. Auch für sein Familienleben war sein Christenthum nichts werth; denn nicht leicht hat Jemand unglücklicher und, wohl zum Theil durch eignes Verschulden, unangenehmer in der Ehe gelebt, als grade Milton. Seine gelehrten Tractate über Ehe haben ihm dabei nicht mehr gefruchtet, als seine dichterische Versenkung in das Christenthum. Dies erklärt sich leicht; denn er stand dem bessern neuern Völkergeist in Folge seiner Verfahrenheit in die jüdischen Literaturüberlieferungen allzu fern. Seine gröberen Leidenschaften sind in seinen sonstigen Gedichten unverkennbar, und sie, ver-

bunden mit Spuren einer gewissen Lüsternheit, erklären auch die Wahlverwandtschaft, mit welcher er den religiösen Seiten der jüdischen Denkart in so hohem Maasse anheimfiel. Grade er ist das traurigste Beispiel derjenigen Geisteserniedrigung, in die ein Angehöriger der neuern Völker durch die Einlassung mit der Judenliteratur gerathen kann. Er steht in diesem Punkte tief unter Dante, der, trotz aller eingemischten jüdischen Züge der Denkweise, doch im Ganzen noch ein hohes Maass von Selbständigkeit behauptet hat.

Man wird vielleicht einwenden, dass Milton nicht maassgebend für seine Nation sein kann, da ihm der unvergleichlich grössere Shakespeare vorangegangen war. Allein Shakespeare war fast ausschliesslich Dramatiker und stand noch unmittelbarer unter dem Einfluss der negativen und kritischen Bestandtheile der Reformation. Seine eigne Denkweise entsprach ungefähr dem Niveau der Reformation, nur dass sie noch etwas geläuterter war, was wir auf die persönliche Geistesüberlegenheit des Dichters zurückzuführen haben. Je höher eine Dichternatur steht, in um so grösserem Maasse wird sie die Züge des Aberglaubens zu vermeiden oder doch wenigstens zu mildern wissen. Shakespeare war mit seinem weiten Blick nicht der Mann, um sich durch die heilige Literatur der Landsleute von Shylock beirren zu lassen. Der Umstand, dass Shakespeare in seiner Zeit nicht im Entferntesten zur vollen Anerkennung kam, im folgenden Jahrhundert sogar in den Hintergrund gedrängt wurde und noch ein weiteres Jahrhundert warten musste, ehe es zu einer Wiederbelebung des Interesses an seinen Schöpfungen kam, ist für seine Nation kennzeichnender, als die Thatsache, dass er innerhalb ihres Bereichs erzeugt werden konnte. Hiezu kommt noch, dass er im 18. und im 19. Jahrhundert bei den Deutschen besser gewürdigt worden ist, als auf seinem heimischen Boden. Hierin liegt neben allem Uebrigen auch für die Religion ein Fingerzeig. Die Deutschen sind doch etwas unbefangener und hängen weniger am Aberglauben als die Engländer. So konnte ihnen auch Shakespeare, der im Verhältniss zu seinem Zeitalter, zumal für einen Dichter, eine ziemliche Freiheit von religiöser Eingenommenheit aufwies, eher zusagen. Der religiöse Rückschlag in der englischen Revolution, der auch Shakespeares Hinterlassenschaft und sein weniger düsteres Zeitalter wieder zurückdrängte und mit finsterem Wesen überschattete, ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen der Geschichte. Nie haben

sich Revolution und finstere Frömmelei bis zu einem solchen Grade verkuppelt, wie in jenen Vorgängen des 17. Jahrhunderts, vermöge deren gleichsam die Bourgeoisie Englands ihre Privilegien aufrichtete und dieses politische Geschäft mit einem grossen Theil religiöser Heuchelei umkleidete.

Wie selbst diejenigen, die sich der neuern Naturwissenschaft und ihrer radicalen Denkweise zuwendeten, in jener Zeit auf englischem Boden, trotz eines entschiedenen Gegensatzes gegen die Religion, unwillkürlich jüdische Züge in ihre Werke brachten, beweist der Philosoph Hobbes. Dieser ist der Naturalist des Despotismus, aber zugleich ein Feind der Kirche. Er, ein Lehrer Karls II, und der Antirevolutionär par excellence, war der einzige entschiedene und in seiner Art selbst revolutionäre Denker jenes Zeitalters; denn der nach ihm folgende Locke stand ihm an markirten Eigenschaften gewaltig nach. Hobbes nun hat nicht umhingekonnt, noch eine Menge bildlicher Vergleichungen aus der Judenliteratur anzuwenden; ja er hat sein Hauptwerk gradezu Leviathan genannt, und durch die Erinnerung an dieses alttestamentliche Unthier den von ihm vergötterten Gewaltstaat zu kennzeichnen geglaubt. Sein Bild vom Staate ist in der That auch so brutal und despotisch, als wäre es nach dem Ebenbilde der jüdischen Vorstellungen von Herr und Knecht gemacht. Trotz dieses fast asiatisch gerathenen Staatsstücks hat aber Hobbes doch philosophische Verdienste, und diese würden noch fruchtbarer sein können, wenn nicht eben die Einmischung der jüdischen Bilder und Vergleichungen seine Arbeiten aus dem ästhetischen Gesichtspunkt widerlich versetzt und so für uns weniger geniessbar gemacht hätte.

Das 17. Jahrhundert auf englischem Boden ist aber mit dieser Probe noch nicht abgeschlossen. Auch in naturwissenschaftlichen Darstellungen bekundeten sich die eingewurzelten Züge jüdischer Ueberlieferung. Newtons biblische Commentare aus seinem Alter wären sehr gleichgültig; aber grade in seinen mathematisch naturwissenschaftlichen Hauptarbeiten hat nicht nur der Herrgott im ausgesprochenermaassen herrischen Sinne eine ausdrückliche Vertheidigung gefunden, sondern es sind dort auch wahrhaft komische Vorstellungen über den Gang der Natur zum Vorschein gekommen. Beispielsweise hat Newton in seinem optischen Werk sich über den Lauf der Natur oder des Welt-

systems dahin ausgesprochen, dass dieses zunächst den Gesetzen folgen werde. Sobald es aber diesen Gesetzen zufolge in Unordnung komme, habe die bessernde Hand des Schöpfers einzugreifen. Dies ist nun eine so unharmonische, so wissenschaftswidrige, ja gradezu so plumpe Vorstellungsart, dass man dafür wirklich nur das Walten der jüdischen Ueberlieferungen vom herrischen Willkürgott verantwortlich machen kann. Freilich musste auch das unästhetische Wesen der eigentlichen Engländer, für welches Newton durch die Schwerfälligkeit der Darstellung in seinem Hauptwerk, den Principien, eines der lehrreichsten Beispiele geliefert hat, an der Möglichkeit jener disharmonischen Vorstellungsart einen Antheil haben. Doch mit solchen Bemerkungen wird das Gebiet der Untersuchung schon subtiler und innerlicher, als wo es sich nur um Dichter handelte, bei denen der Aberglaube grundsätzlich gefeiert wurde.

4. Es ist nicht zufällig, dass grade England noch im 17 Jahrhundert die am meisten drastischen Beispiele für die der Literatur eingepfropften Judenzüge der Denk- und Ausdrucksart geliefert hat. Das Wesen der eigentlichen Engländer war nämlich von Anbeginn, sobald diese Mischnationalität als vorhanden betrachtet werden konnte, zu einem zähen Aberglauben äusserst geneigt. Auch zeigte es bis auf den heutigen Tag, soweit so Etwas überhaupt mit der Kluft gegen die Semiten verträglich ist, unter den europäischen Völkern noch die meiste Annäherung an jüdische Eigenschaften. Dies rührt offenbar weit weniger von dem Charakter der Händlernation, als vielmehr von der Gemengselnatur des Volkes selbst her, wie sie auch in der Sprache sichtbar ist. Engländer sind nur in sehr beschränkter Weise als Germanen zu betrachten, und die Ureinwohner des Landes waren ebensosehr dem Aberglauben und zwar einem ähnlichen Aberglauben ergeben, wie die damaligen Bewohner Frankreichs, die Gallier. Ganz entgegengesetzt verhielt es sich mit den Deutschen, und es wird an diese Thatsache noch weiterhin anzuknüpfen sein.

Für jetzt schliessen wir an unsere europäische Umschau nach Zeichen der christlichen Literaturverjudung eine Bemerkung über die neusten Jahrhunderte. In diesen zeigt es sich, dass der Einfluss der altjüdischen Schriften zwar zurückweicht, dafür aber die Juden selbst immer mehr in den Vordergrund treten und eine unmittelbare Verjudung der Literatur ohne christliche Züge unternehmen.

Letzteres beginnt im 18. Jahrhundert mit dem als Judenmischling anzusehenden Lessing, der unter der Etiquette der Aufklärung schlechte Judenmoral und Judendenkweise servirt. Er ist wesentlich abergläubisch wie der Judenstamm, dem er offenbar zum Theil angehörte und ganz diente. Selbst gröberer Aberglaube, wie der an eigentliche Seelenwanderung, ist von mir in meiner Schrift über seine Ueberschätzung nachgewiesen worden.

Die Literatur ist ein Spiegel der Zustände. Was in ihr zu Ansehen gelangen kann, zeugt für den jedesmal herrschenden Geist. Die falschen wie die wahren Grössen sind hiefür Zeichen. In meinen „Grössen der modernen Literatur" habe ich die nationalitären Gesichtspunkte, mehr als irgendwo in Literaturgeschichten geschehen ist, in ihrem Zusammenhang mit der gröbern oder feinern Aesthetik zur Geltung gebracht. Ich verweise hierauf im Allgemeinen, statt hier den Raum mit Ausführungen einzunehmen, die in diesem Zusammenhange doch nicht ausführlich genug ausfallen könnten. Namentlich für die neusten Jahrhunderte, in denen sich so Vielerlei mischt und das Gepräge unsicher wird, würden kurze Kennzeichnungen nicht anschaulich genug werden. Es seien daher nur ein paar vereinzelte Punkte der Aufmerksamkeit empfohlen.

Im 18. Jahrhundert ist Voltaire diejenige Literaturgrösse, welche bei den verschiedenen Gelegenheiten energisch gegen die Juden und die Judenhaftigkeit auftritt. Er ist daher auch in diesem Punkt der Aufklärer, während auf deutschem Boden die falsche judenhafte Aufklärung Lessings, der eine überschätzte, wesentlich durch Judenreclame aufgeblasene Nichtgrösse ist, die Täuschung des 18. und 19. Jahrhunderts, ja die Betrogenheit und Schmach derer darstellt, die sich davon einnehmen liessen.

Goethe und Schiller waren mehr verclassisirt als anhebraisirt, und durch Jenes wurde Dieses überwuchert. Jedoch ist nicht zu vergessen, dass ein Schiller noch über die Sendung Mosis geschrieben hat. Der ihm an Naturkraft und innerer Wahrheit weit überlegene Bürger, diese unterschätzte Dichtergrösse, die erst von mir mit ihrem ganzen Recht und in vollem Licht gezeigt worden, war zugleich die wirklich volldeutsche Erscheinung; aber auch hier trübten noch einzelne, wenn auch nur äusserlich formelle Züge angebibelter Denk- oder Ausdrucksweise gelegentlich die sonst so reine und gelungene Ausprägung des neuern Völkergeistes.

Im 19. Jahrhundert ist Shelley, der dichterische Hauptopponent gegen die Religion, der diese als Teufel anredet, trotzdem von hebraistelnden Zügen nicht frei und sogar persönlich judäischer Verschwägerungsbeziehungen verdächtig. Verrätherischer für die Ungeklärtheit seiner Denkweise ist es aber, dass er eine Philippica gegen Christus dem Ahasver in den Mund legt. Nun müssen wir aber grade den ewigen Juden aus dem modernen Völkergeist loswerden. Treibt er auch sein Wesen in der allerneusten Literaturverjudung, nämlich derjenigen ohne christliche Vermittelung, noch Ausgangs des 19. Jahrhunderts dummdreist genug, so hat sich doch auch schon der Widerpart, der neuere Völkergeist, ausdrücklich gegen ihn mit einigem Bewusstsein zu regen begonnen, und zwar nicht blos im Literaturgebiet, wie im Beispiel meiner eignen Schriften, sondern auch im Politischen und Socialen. In letzterer Richtung hat meine Judenfrage sozusagen Feuer und Licht gemacht. Das Facit aber ist: Die christisirende Verjudung hat abgenommen, ja im höhern Bildungsbereich fast aufgehört; dafür hat eine directe Verjudung, vielfach unter der Maske von Freiheit und Humanität, platzgegriffen, wird aber entlarvt und ausgekehrt, so dass die vollständige Selbstführung des neuern Völkergeistes bereits in Sicht ist.

Viertes Capitel.

Unverträglichkeit des jüdischen Sinnes mit dem neueren Völkergeist.

1. Bisher handelte es sich darum, in Beziehung auf die jüdische Ueberlieferung mit der Ansteckung durch dieselbe auch die Spuren der Loslösung von ihr zu beobachten. Es war dies, abgesehen von allem Uebrigen, auch für eine Einsicht in das zukünftige Schicksal aller Religion von wesentlicher Bedeutung. Nun aber sind noch die innersten Unterschiede und Nothwendigkeiten zu untersuchen, vermöge deren die moderne Welt mit ihrem bessern Völkergeist sich nicht dauernd in jüdische Beschränktheit und Falschheit fügen wird. Es ist namentlich die absolute Unverträglichkeit zu kennzeichnen, in welcher sich das Judennaturell grade in seinen religiösen Stammesbeurkundungen

mit den edleren Eigenschaften aller bessern Völker befindet. Der Abkürzung wegen wird bei der Vergleichung nicht auf die arischen Völker überhaupt oder gar auf deren einzelne Nationalitäten, sondern zur Vertretung der ausgebildetsten Hauptzüge auf die Deutschen eingegangen werden. Diese prägen, weil sie den indogermanischen Völkergeist gleichsam in einem vollkommeneren Nationalitätsexemplar darstellen, den Gegensatz gegen die Semiten oder speciell gegen die Juden am stärksten aus. Die Juden sind auch nur ein vereinzelter Stamm der semitischen Race und zwar ein im Schlechten recht markirter, und so bildet zu ihnen naturgemäss auch diejenige Nation das andere äusserste Ende, die in guten Geisteszügen als besonders ausgezeichnete Vertretung des arischen Wesens gelten darf. Indem auf diese Weise die Kluft die weiteste wird, gestaltet sich auch der Contrast am schärfsten und wird am sichtbarsten. Grösste Anschaulichkeit ist aber für diese Angelegenheiten Grundgesetz; denn das klarere Bewusstsein von den Unterschieden des Racenwesens und von der geistigen Tragweite dieser Unterschiede ist gegenwärtig bei den gebildetsten Bevölkerungen noch erst im Keimen.

Zunächst können die Geschichten des alten und, richtig verstanden, auch meist der Inhalt des neuen Testaments als Belagstücke für den jüdischen Racengeist dienen. Hier ist nur zu ergänzen, was schon in meiner „Judenfrage" in den Grundzügen gekennzeichnet wurde. Der Anfang der jüdischen Sage gelangt bald zu einem Brudermord und zwar einem Brudermord aus Neid, welcher letztere Umstand noch speciell für den jüdischen Charakter kennzeichnend ist. Auch Joseph wurde von seinen Brüdern aus Neid und zwar aus Neid auf die väterliche Gunst, die er genoss, verkauft. Die Brüderlichkeit hat überhaupt bei den Juden einen eigenthümlichen Sinn; denn wenn es auch bei andern Völkern verkehrt ist, das Bruderverhältniss zu einem Musterbild für bessere menschliche Verhältnisse machen zu wollen, so ist es doch hier nicht so vergiftet, wie gleich von Anbeginn bei den Juden. Die Gier der Judenselbstsucht erklärt hier übrigens naturgesetzlich Genug. Neid ist eine sich unter bestimmten Umständen einfindende Regung, aber zugleich ebensosicher ein Anzeichen für den Grad der Schlechtigkeit desjenigen, von dem er empfunden wird. Wenigstens gilt dies von dem Neide, wie die modernen Völker das Wort in ihren Sprachen verstehen.

Es giebt nur Verwirrung, wenn man nach griechischem Vorgang eine edle Regung, welche sich gegen die Ungerechtigkeit in der Bevorzugung eines Andern, also nicht überhaupt gegen jede Bevorzugung auflehnt, unter den Begriffen finden will, die sich an das Wort Neid knüpfen. Die Scheelsucht ist eben nichts als ein Theil der Selbstsucht, also einer ungerechten Gestalt des an sich berechtigten Interesse an sich selbst. Jedoch hat diese Zwischenbemerkung hier nur Platz gefunden, weil ein racenjüdischer Philosoph des 17. Jahrhunderts, Spinoza, in der theoretischen Zergliederung von solcher Art Regungen und besonders in der gleichgültigen Betrachtung derselben, die grundsätzlich jeden Unterschied zwischen gut und böse verwischte, seine Stärke gesucht hat.

Schon im ersten der mosaischen Bücher steht die Versicherung Jehovahs, des Menschen Trachten sei von Jugend auf böse. Für seine Juden hatte sie offenbar recht; für andere Völker ist sie aber nicht maassgebend. Wir schränken also den Satz racenmässig ein und können nichts weiter zugestehen als die Wahrheit, dass des Juden Trachten von Jugend auf böse sei. Alle Religion und Moral stammt aus dem Charakter, und nicht etwa ist ursprünglich die Moral die Ursache des Charakters. Gutes Wesen schafft gute Grundsätze, und in ihm liegt der Ursprung aller bessern Sitte. Gute Grundsätze, schlagen aber nur da an, wo sie auf entsprechend gutem Charakterboden wirken; sonst fruchten sie wenig oder garnichts. Die Judenmoral musste daher in allen ihren Bekundungen eine Missgestalt werden; denn sie ging aus einem Volkscharakter mit schlechten Anlagen hervor.

Man bedenke nur ein wenig jene Ueberlieferung der mosaischen Bücher, welche man die zehn Gebote nennt. Da ist ein Laster- und Verbrechenskatalog gleich in die Moral aufgenommen und zwar in einer Gestalt, wie ihn kein Grieche und Römer und kein neueres Volk, soweit ein solches noch sich selbst angehörte, begreiflich gefunden, geschweige zur Welt gebracht haben würde. Nicht stehlen, nicht ehebrechen, nicht verleumden u. dgl. — das muss den Juden noch besonders als sittliches Verbot vorgehalten und speciell als Lehre beigebracht werden, während bessere Völker sich damit begnügt haben, in ihren Rechtssatzungen einfach die Strafen für den Diebstahl und andere Verbrechen festzusetzen. Diese bessern Völker würden es als grobe Beleidigung angesehen

haben, wenn man sie erst noch ausdrücklich hätte lehren wollen, dass die Leute bei ihnen sich untereinander nicht bestehlen und morden dürften. Den Juden musste es aber noch ausdrücklich gesagt werden. Jedes Gebot oder vielmehr Verbot dieser Art deutet eine schlechte Eigenschaft an; denn es ist ein colossaler Unterschied, ob man es mit Strafgesetzen zu thun hat, die für Fälle des Verbrechens eine Ahndung festsetzen, oder aber mit Abmahnungen, die keinen Sinn haben, wenn sie nicht von vornherein lauter schlechte Neigungen voraussetzen. Diebsneigung, ehebrecherische Wollust und boshafte Verleumdungssucht sind daher typische Eigenschaften, die man schon aus dem Dasein der unter Blitz und Donner zur jüdischen Welt gekommenen Gebote entnehmen kann.

2. Sieht man im Einzelnen näher zu, so bestätigt sich der gemeine Selbstsuchtscharakter des Judenwesens in jeglichem Zuge, den man aus den religiösen Geschichten oder Vorstellungen herausgreifen mag. Ich rede hier nicht mehr vom Monopolgott; denn Dies und Aehnliches ist in meiner „Judenfrage" und besonders in dem Capitel über die Charakterspiegelung der Judenrace in ihrer Religion und Moral systematisch und umfassend erledigt. Dagegen ist es keine Wiederholung, wenn ich hier darauf hinweise, dass die Juden auch schon in jener frühern Epoche, in welcher sie noch nicht Monotheisten waren, dennoch die Züge ihrer knechtenden Selbstsucht in ihre Göttervorstellungen bereits genugsam hineingelegt hatten. Sie hatten damals ihren Nationalgott, ohne daneben die Götter anderer Nationen als nicht vorhanden anzusehen, wie dies später geschah. Auch war dieser ihr einer Nationalgott bei ihnen selbst nicht ganz alleinstehend. Die sogenannten Engel waren zuerst eine Art von Göttern, aber von vornherein als Diener Jehovahs sehr tief gestellt. Im Contrast hiezu steht bei den Griechen das Verhältniss von Zeus zu den übrigen Göttern, die ihm ziemlich nebengeordnet sind und sich ungeachtet eines gewissen Gehorsams doch in edler Selbständigkeit bewegen. An Stelle dieser Freiheit haben die Juden ihren Knechtssinn auch schon in jenen ersten Götterdichtungen bekundet. Sie haben an den Engeln, wie es sogar Goethe ausdrückte, nur eine Art Gesinde Jehovahs. In der That ist der Geist der Judenrace so unfrei, dass er schon im Göttergebiet nur einen absoluten Herrn hervorzubringen vermochte, neben welchem alle andern über-

menschlichen Mächte nur Knechtsgestalten sind. Aber auch die Knechtsanlage hat für ihre Gebilde eine Entwicklung nöthig, und so ist jener absolute Herrgott, der alles Andere aufzehrt, in seiner abstracten Einzigkeit und Allsouveränetät erst das Ergebniss längerer Bethätigung derselben Judenselbstsucht und Judenunduldsamkeit, die sich ursprünglich noch mit einer blos nationalen Rolle Jehovahs hatte begnügen müssen. Diese nationale Rolle hört zwar nie auf, erhält aber je länger desto mehr auch den Sinn, zu Gunsten des Judenvolks alle andern Völker unter die Füsse zu treten. Der Judengott ist ein Abbild des Judenvolks und spiegelt in den verschiedenen Gestalten, die er erhalten hat, die entsprechenden Stadien der Bethätigung des Judenwesens. Mit einer gewissen Art von Aufklärung nimmt er die den andern Völkern schädlichste Gestalt an. Es geschieht dies in demjenigen Stadium, in welchem der Nationalgott als solcher, d. h. der Gott dieses bestimmten Volks in seinem Begriff erweitert wird und die Function erhält, auch Gott überhaupt, also im jüdischen Sinne auch der Herr über alle Völker zu sein. Das Ebenbild, nach welchem dieses Herrgottthum über alle Völker geschaffen wurde, ist das Herrenthum, welches das Judenvolk selbst über alle andern Völker beansprucht, — ein Anspruch, der im Keime stets vorhanden war, sich aber durch die Jahrtausende hindurch nur immer ungenirter entpuppt hat. Die colossale Beschränktheit, die in diesem Grössendünkel des kleinen geistesbeengten Völkchens liegt, hat ihre einzige Scheinstütze in den Religionsschicksalen der neuern Völker erhalten, indem sie aus der jüdischen Production des Christenthums und aus dessen Uebertragung auf die im rohen Zustande befindlichen Culturvölker eine gewisse Scheinnahrung zog.

Die unterwürfige Richtung in der Vorstellung Jehovahs hat sich auch lyrisch, nämlich in den Psalmen, bekundet. Wenn nun neuere Völker diese Art von Poesie noch in ihrem eignen christlichen Cultus gelten lassen, so bezeugen sie damit, dass ihnen der Contrast ihrer eignen freien Anschauungen mit der knechtischen Niederwerfung noch nicht zum deutlichen und ernstlichen Bewusstsein gekommen ist. Der Gefühlsausdruck in den Psalmen passt nur für das Judenvolk. Andere alte Völker standen ihren Göttern freier gegenüber, und die neuern Völker, insbesondere aber die nordischen, haben ihren ursprünglichen und angestammten Göttervorstellungen gegenüber ihr selbständiges und aufrechtes Wesen,

welches sie überall sonst in ihren alten Einrichtungen ausprägten, nicht verleugnet. Ein Anflug von knechtischem Geist ist über sie erst von Palästina her mit dem Christenthum und dessen jüdischem Gehalt gekommen.

Die Selbstsucht ist mit der Freiheit unverträglich; denn jene will Niemandem eine Selbständigkeit lassen und producirt daher nur Verhältnisse des Knechtens und Geknechtetwerdens. Doch hievon ist nachher zu reden, wenn der angestammte Freiheitssinn nordischer Völker als mit jüdischen Ueberlieferungen unverträglich in Frage kommt. Zunächst sind noch einige Züge der sonstigen Racenhaftigkeit jüdischer und christlicher Religion sichtbar zu machen, — Züge, die das ganze jüdisch nationale System, einschliesslich des Christenthums, kennzeichnen.

Nächst dem Monopolgott selbst erinnert schon der Ausdruck altes Testament oder alter Bund an einen echt national jüdischen Grundzug der Religion. Der Bund oder Vertrag, um den es sich handelt, besteht darin, dass Jehovah seinem Volke, wenn es ihn nach Vorschrift ehre, alle Vortheile, insbesondere aber die Herrschaft über alle Völker, verheisst. In den mosaischen Büchern wird dieser Herrschaftsgarantie noch ausdrücklich der Satz vorangestellt, dass die Juden allen Völkern leihen, sie aber selbst nicht in den Fall kommen sollen, von den andern Völkern zu borgen. Hier ist die auf indirecte Geldherrschaft gerichtete Judenpolitik zur religiösen Satzung gemacht, und es ist klar, dass der jüdische Racencharakter, der schon damals auf Knechtung und Ausbeutung Anderer durch das Geld ausging, seine Absichten in jenem Vertrage mit Jehovah gespiegelt hat. Das Interessanteste an der ganzen Testaments- oder Bundesidee ist aber, dass sie zwischen Jehovah und seinem Volke ein offenbar geschäftliches Verhältniss von Leistung und Gegenleistung etablirt. Die Judenrace, die Alles zum Handel macht, verhandelt auch ihren Gehorsam gegen Jehovah, und zwar für Vortheile, unter denen die Fruchtbarmachung ihrer Geldgeschäfte mit andern Völkern und die zugehörige Herrschaft die besonders betonte Hauptangelegenheit ist. Wo ist ein Volk unter den bessern Nationen alter und neuer Zeit, welches das Fundamentalverhältniss zu seinen Göttern als eine Art Handel vorgestellt hätte? Nur die Judenrace war dazu angethan, wie einen Monopolgott, der keine andern Götter und schliesslich hiemit auch die Götter anderer Nationen nicht neben sich duldet, so auch

eine religiöse Abmachung zu erdichten, vermöge deren für den gehörigen Ergebenheitspreis dem auserwählten Volk die Rolle des reichen und völkerbeherrschenden Darleihers, also das Capitalmonopol zugesichert wird.

Zu verwundern ist hieran Nichts; Alles befindet sich vielmehr bei diesem Volke in Uebereinstimmung mit dem Grundcharakter. Dasselbe Volk, welches sich für den Gehorsam gegen Jehovah einen Lohn ausbedingt und nur im Hinblick auf diesen handelt, knüpft auch den Gehorsam der Kinder gegen die Eltern im vierten Gebot an das Versprechen des Wohlergehens. Der ganz äusserlich als Gewinnstück betrachtete väterliche Segen ist es, den sich Jacob durch Betrug seines Vaters und unter Prellung seines Bruders verschafft, — nicht davon zu reden, dass er die Schwäche seines Bruders ausnützt, um von ihm das Erstgeburtsrecht gleich einem beliebigen Handelsartikel für ein Linsengericht zu erstehen. Wie die Juden auch sonst und unter sich, selbst wenn es den Schutz ihrer eignen Race gilt, nur den Beweggründen gröbster Einzelselbstsucht zugänglich sind, zeigt das Beispiel der Esther. Im fremden Lande Favoritin des Königs, will diese sich keiner Gefahr aussetzen und den von Haman bedrohten Juden nicht zu Hülfe kommen. Ihr Oheim Mardachai wendet sich an sie, aber das bewegt sie nicht. Erst die Drohung, die Juden würden andere Hülfe finden und sie dann umbringen, bestimmt sie, da sie nun auf beiden Seiten eine gleiche Gefahr sieht und sich vor ihren eignen Leuten womöglich noch mehr fürchtet als vor dem anderseitigen Wagniss. In der That ist Schrecken den Juden gegenüber in der Religion und sonst stets das Mittel, wenn die Beweggründe, die sich an Gewinnsucht und Gier heften, versagen. Auch in jenem Testament, Bunde oder Vertrag ist es seitens Jehovahs nicht versäumt, dem Segen für den Fall des Bruches die ärgsten Flüche und die Androhungen der schlimmsten Uebel beizufügen.

Die Idee von einem neuen Testament oder Bunde ist der des alten analog und daher ebenfalls echt jüdisch. Nebenbeibemerkt, kann dies nur den überraschen, der in dem Buch, welches neues Testament heisst und bezeichnender christliches Testament heissen könnte, auch eine Racenneuheit sucht. Die jüdische Racenbeschaffenheit ist im neuen Testament ebenfalls maasgebend, nur etwas mehr zerflossen und hier und da sich selbst widersprechend. Von einem neuen Bunde redeten schon die alten Propheten; sein

Sinn ist aber auch in der Schrift des neuen Testaments selbst ziemlich dunkel geblieben. Auch interessirt weniger die besondere Art wie, als vielmehr die Thatsache, dass eine Vorstellung von der Abmachung mit Leistung und Gegenleistung auch hier zu Grunde liegt. Es bleibt daher gleichgültig, ob die Opferung von Christus als Busse der jüdischen Sünden das sei, was Jehovah gefordert hat. Uns interessiren diese jüdisch christlichen Wendungen im Detail keineswegs. Wohl aber müssen wir auf Züge achten, in denen unverhohlen der jüdische Racensinn hervorbricht und genugsam offenbart, was er als Gegenleistung zur Erwerbung des Himmelreichs verlange. Bei mehr als einem der Evangelisten spielt die Geschichte von den anvertrauten Pfunden eine Rolle. Sie soll lehren, wie sich die Candidaten des Himmelreichs d. h. der zukünftigen Herrlichkeit zn verhalten haben, wenn sie dem Herrn gefallen und diese Herrlichkeit gewinnen wollen.

Ein Herr giebt seinen Knechten Pfunde d. h. Geldsummen in seiner Abwesenheit zur Verwaltung. Als er wiederkommt, präsentiren ihm einige Knechte diese Summen mit hundert oder mehreren hundert Procenten Gewinn, und er belohnt sie dafür dadurch, dass er ihnen noch weit mehr anvertraut und sie sozusagen zu Oberknechten über ganze Theile seiner Herrschaft macht, und zwar Letzteres in grösserm oder geringerm Umfange, je nachdem sie mit seinem Gelde mehr oder weniger Procente gemacht haben. Einer der Knechte hat aber aus Furcht vor dem harten Herrn, der ernten wolle, wo er nicht gesäet habe, sein Pfund blos sorgfältig verwahrt und liefert es nun zurück, ohne Procente gemacht zu haben. Er erhält von dem Herrn den Bescheid, dass er es doch mindestens hätte in die Wechselbank thun sollen; alsdann hätte er, der Herr, sein Pfund „mit Wucher" zurücknehmen können. Dem nichtwuchernden Knecht wird übel mitgespielt, nicht davon zu reden, dass bei der Fortnahme seines Pfundes, welches dem erfolgreichsten Procentmacher zugetheilt wird, der leitende Grundsatz zur Verkündigung gelangt: wer da hat, dem wird gegeben; wer aber nicht hat, dem wird auch das noch genommen, was er hat. Diese Formulirung ist übrigens nur anscheinend räthselhaft. Ihr Sinn in diesem Zusammenhange ist nur zu fasslich, wenigstens für Juden. Der rechte Knecht ist der, welcher sein Pfund am meisten vervielfältigt oder doch mindestens bankgemässen Wucher d. h. viel Zins herausschlägt. Wenn je aus

dem Herzen der jüdischen Race geredet wurde, so ist es hier geschehen, und diese Geschichte ist noch gar Christus selbst in den Mund gelegt. Wollte Jemand einwenden, sie sei behufs eines Gleichnisses aufgestellt und habe daher ausser ihrem eigentlichen noch einen parabolischen Sinn, so würde er den Schaden nur noch sichtbarer machen. Allerdings ist sie direct nicht dazu bestimmt, gewaltige Capitalvermehrung und einträgliche Zinsgeschäfte zu lehren; aber sie setzt, was noch mehr sagen will, die Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit solchen Thuns als selbstverständlich voraus. Sie knüpft an ein Judenidol von Wirthschaft an, um durch Vergleichung mit diesem klarzumachen, wie fruchtbar das vom Herrn des Himmelreichs seinen Knechten Anvertraute zu machen sei, damit diese dort einen Platz erhalten. Bethätigen sie das in der Oekonomie und im Geldhandel gerühmte Verhalten analog auch in Rücksicht auf das Himmelreich, so werden sie dort zu Oberknechten; wo nicht, so wird ihnen in Bildern von jüdisch unästhetischer Art Heulen und Zähneklappen angedroht. Es ist also die jüdische Neigung und Sitte, die dem eigentlichen Sinn der Geschichte zu Grunde liegt, nicht nur überhaupt sanctionirt, sondern auch noch überdies speciell dadurch geheiligt, dass sie zum Vorbild für das Verhalten in einem höheren, ja erhaben seinsollenden Bereich genommen wird. Im Sinne der Religion des neuen Testaments ist es sogar die höchste Angelegenheit, nämlich die Vorbereitung für die Wiederkunft, für das Gericht des Herrn und für die Sicherung der alsdann einzunehmenden Plätze im Himmelreich, was durch das Muster jener Geschichte gelehrt werden soll. Worauf läuft hienach also auch der neue Bund aus? Offenbar auf nicht unähnliche Leistungen wie der alte, nur dass es die Herrschaft im Himmelreich ist, die verheissen, wohlgemerkt aber nach dem Ebenbilde der Besitz- und Geldherrschaft und auch in deren Sinn und Geist verheissen wird.

Was auf den ersten Blick, aber auch nur auf den ersten Blick stutzig machen kann, ist der Widerspruch, in welchem dieses Stück Christuslehre mit andern Aussprüchen, namentlich aber mit der Verurtheilung der Reichen und mit der Vertreibung der Wechsler aus dem Tempel steht. Für den kritischen Sinn bestätigt es aber die Annahme, dass der bessere Kern der wirklich vom Reformator ausgegangenen Lehren durch die Ueberlieferung und durch die Autoren des neuen Testaments in viele

stockjüdische Vorstellungen eingehüllt worden sei. Auch versteht es sich, dass sogar dieser Kern selbst von Anfang an bei seinem Urheber jüdische Züge enthalten haben muss; denn wir haben nachgewiesen, dass seine bessere Natur nur darin bestand, das Judenthum durch Selbstverwerfung mit sich selbst in Widerspruch zu setzen. Kein Wunder daher, dass in diesem Widerspruchsbereich später das nackte Judenwesen wieder entschiedener durchgebrochen und so im neuen Testament auch ein Christenthum hervorgetreten ist, welches racenjüdisch genug aussieht.

3. Sobald sich die modernen Völker erst auf ihre eigne Racennatur gehörig verstehen, werden sie nicht umhinkönnen, auch das neue Testament als eine racenjüdische Ueberlieferung zu erkennen, die ihrem eignen bessern Völkerwesen nicht entspricht. Die Auseinandersetzung gestaltet sich alsdann einfacher; altes und neues Testament bilden so in der Hauptsache eine einzige Vorstellungsmasse, die sich mit dem edleren Völkergeist im Racengegensatz befindet. Wie schon erörtert, ist das Christenthum der neuern Völker zum bessern Theil eine nationale Schöpfung dieser Völker, also beispielsweise das Christenthum auf deutschem Boden, soweit es mit dem deutschen Wesen verträglich ist, auch wirklich eine nationale Hervorbringung des deutschen Geistes. Es ist unmöglich, dass Völker und noch dazu die am edelsten angelegten Völkernaturen ihre nationale Denk- und Gefühlsweise in einem fremden Religionsgefäss ganz und gar verlieren sollten. Im Gegentheil werden sie die fremden Formen und Vorstellungen mit eignem Inhalt ausfüllen und so trotz der fremdländischen Religion doch unwillkürlich viel von der eignen Anlage entwickeln. Das Uebel wird nur darin bestehen, dass sich ein widersprechendes Gemisch ergiebt, dessen Haltungslosigkeit schädlich wirkt und nur mit der Ausscheidung des Fremden beseitigt werden kann.

In der That kann man von den modernen Völkern getrost behaupten, dass sie sichtlich keine nationale Religion haben; denn diesen Namen verdient nicht das, was heut vom Fremden bis zur Unkenntlichkeit überrankt ist. Wo erst die Forschung und die Selbstbesinnung eines Denkers die Züge der eignen Nationalität aufsuchen und das Fremde wegheben muss, um das bessere Angestammte sichtbar zu machen, da fehlt noch viel an der eignen Geistesmacht der Nationalitäten. Blickt man auf den heutigen Religionszustand, so bietet sich das sonderbare Schauspiel dar, dass

die Juden, die nur noch eine zersplitterte Nation ohne Staat sind, doch allein unter allen heutigen Völkern eine nationale Religion haben; denn sie haben noch so gut wie unverändert diejenige Religion, die sie vermöge ihres Racencharakters auf dem Boden Palästinas einst ausbildeten, in alle Welt mitnahmen und mit äusserster Zähigkeit conservirten. Die sogenannten christlichen Völker, d. h. die modernen Culturnationen haben aber Namen und Form der speciellen Religion, der sie huldigen, wenn auch auf Umwegen, so doch dem letzten Ursprung nach von Palästina her aufgenommen. Wieviel nun auch darin eigne Schöpfung sein möge, so ist doch sichtbarlich das herrschende palästinensische Christenthum eine fremde und nationalwidrige Anpflanzung. Wäre der Nationalcharakter der Juden besser als er ist, so hätten diese vor den modernen Völkern wirklich den Vorzug voraus, eine eigne Racenreligion zu besitzen. So aber haben sie nur den nicht beneidenswerthen Vortheil, dass zwischen ihrem üblen Charakter und ihrer Religion kein moralischer Widerspruch besteht. Die Religion bestärkt sie in den fraglichen Charaktereigenschaften, und daher erklärt sich auch ihr starres Festhalten an jener. Sie cultiviren ihre schlechten und andern Völkern feindlichen Neigungen, wenn sie ihre Religion pflegen; denn in dieser ist Alles, was sie sich andern Nationen gegenüber gestattet wissen wollen, nicht blos erlaubt, sondern auch vorgeschrieben und sogar geheiligt.

Hienach ist es ziemlich gleichgültig, wo man die Unverträglichkeit des jüdischen mit anderm Völkerwesen sucht, ob unmittelbar im Nationalcharakter oder mittelbar in der Religion; denn die letztere ist überall eine Beurkundung und zugleich eine Bestärkung des ersteren. Weiter folgt aber hieraus auch, dass die als christlich bezeichneten modernen Völker mit dem von ihnen ertragenen fremden Religionsumhang sich Etwas gefallen lassen, was sie in Widerspruch mit ihrem eignen nationalen und bessermenschlichem Wesen setzt. Es genügt nicht, dass die Schroffheit dieses Widerspruchs durch die Hineinlegung von angestammter Gefühlsweise in die fremden Schablonen seit länger als einem Jahrtausend mehr und mehr gemildert worden ist. Es muss doch schliesslich zur völligen Auseinandersetzung kommen und der eigne bessere Nationalcharakter über den fremden schlechteren den Sieg davontragen. Deutsche Art und Weise des Denkens

und Fühlens kann auf die Dauer mit der palästinensisch christlichen nicht zusammenbestehen. Die Idealbildung, die vom nordischen und deutschen Nationalcharakter ausgeht, reicht nicht nur gewaltig über die neutestamentliche Ueberlieferung hinaus, sondern geräth mit dieser gradezu in Conflict. Das jüdische Racenwesen ist im edleren Sinne des Worts gar keiner Ideale fähig. Es kennt nur Idole nach dem Muster seiner Charakterelemente, und wie diese beschaffen sind, haben wir schon an einigen Proben gezeigt. Der nordische und deutsche Nationalgeist hat dagegen die Zergliederung seiner Bestandtheile nirgend zu scheuen. Vielmehr erweist er sich, wo man ihn näher untersucht, als am ehesten danach geartet, auch etwas über nationale Schranken Hinaustragendes zu vertreten. Er hat eine internationale und allgemein menschheitliche Anlage, weil in ihm verhältnissmässig die wenigste eigentliche Selbstsucht anzutreffen ist.

In Alledem, was eine Nation mit ihren Eigenschaften für sich selbst ist, kann ihre Charakterindividualität sich mannigfaltig gestalten, ohne dass deswegen hierin etwas Maassgebendes für die Menschheit zu liegen brauchte. Dies ist gleichsam die häusliche Seite der Nationalität, und es ist nur das eigne Befinden und Ergehen, welches von dieser Seite abhängt. In diesem Sinne ist zwar die positive Pflege der Nationaleigenschaften berechtigt, darf sich aber andern Nationalitäten gegenüber nicht so betonen, als wenn sie für die übrige Menschheit etwas Mustergültiges hervorbrächte. Der letztere Anspruch ist nur insoweit gerechtfertigt, als es sich um die nationale Ausprägung solcher Eigenschaften handelt, die nach einem allgemeinen Maass gut sind, also auf den bessern menschheitlichen Typus abzielen, und deren Verallgemeinerung daher etwas gleichsam Uebernationales ergiebt. Die Juden haben nun keine Aufgabe für, sondern gegen die Menschheit als ihren auserwählten Beruf bethätigt. Sie wollen und zufolge ihrer Religion sollen sie auch alle Völker ausbeuten und beherrschen. Ihre weltgeschichtliche Losung ist, wie schon im Alterthum Tacitus aussprach, die Feindseligkeit gegen das übrige Menschengeschlecht. Sie sind völkerwidrig, contrastiren aber am meisten mit solchen Völkern, die, wie die Deutschen, einen Nationalcharakter haben, der auf die Anerkennung anderer guter Nationalcharaktere im höchsten Maasse angelegt und daher

schon hiedurch zu einem allgemein menschheitlichen Beruf besonders befähigt ist.

Es sei hier, um Missverständnissen vorzubeugen, gleich einfürallemal gesagt, dass nirgend die Nationalität als solche und ohne Weiteres, sondern nur, insofern sie am Guten theilhat, als menschheitlich maassgebend geltend gemacht werden darf. Andernfalls würden die häuslichen Eigenthümlichkeiten, so beberechtigt sie in ihrem Bereich sein mögen, doch ungerechterweise dahin übergreifen, wohin sie nicht gehören. Bei den Juden machen sich aber gar die Fehler und schlechten Eigenschaften als Etwas breit, dem die ganze Welt unterworfen werden müsse. Diese dünkelhafte Beschränktheit stimmte zunächst zum orientalischen Winkelvolk und dann weiter zu der ungeheuerlichen Selbstsucht und Ungerechtigkeit, die sich aus dem Winkel nomadisirend unter die andern Völker einstahl. Sie ist es auch, die mit der Weitherzigkeit moderner Völker immer unverträglicher wird und ihren entschiedensten Gegensatz an dem menschheitlichen Sinn der Deutschen findet.

Angestammte Grundzüge des deutschen Wesens sind Freiheitlichkeit und Individualisirung, Gerechtigkeitssinn und Treue. Mann kann diese Eigenschaften auch unter der Umrankung mit den fremden Schlinggewächsen in jedem Stadium der germanischen Geschichte deutlich genug erkennen. Zeugen sind dafür nicht nur die Denkweise und das Geistige, wie es sich an sich selbst beurkundet hat, sondern auch die Einrichtungen und Sitten, in denen sich der geistige Grund äusserlich bethätigte. Man greife aus den menschlichen Angelegenheiten irgend eine heraus, und man wird finden, dass der Nationalgeist der Deutschen sich dabei im angegebenen Sinne bewährt hat. Dieser Nationalgeist reicht überall hin; er durchdringt alle Gebiete des Lebens. In unserm Zusammenhange führte es aber zu weit vom Thema der Religion und ihres Ersatzes ab, wenn die Züge des Nationalgeistes auch noch speciell in andern Richtungen erörtert werden sollten. Jedoch dürfen die innigen Beziehungen, in denen die geistigen Grundanschauungen eines Volkes mit der Gestaltung seines öffentlichen Lebens und seiner gesellschaftlichen Sitten stehen, nicht gänzlich übergangen werden.

Die ursprünglichen politischen Einrichtungen der Germanen sind bekanntermaassen freiheitlich, und erst fremde Elemente,

wie die römische Kaiserüberlieferung und von kirchlicher Seite her das kanonische Recht, haben im Sinne der Unfreiheit und des inquisitorischen Geistes dem Nationalcharakter entgegengewirkt. Die Beschreibung verhältnissmässig früher Zustände der Germanen durch Tacitus ist ein Gegenstück zu dessen gelegentlicher Schilderung der Juden. Aus allen politischen Einrichtungen der Deutschen von damals kann man die Selbständigkeit entnehmen, welche dem Volk in seinem Bereich und den Führern in dem ihrigen zukam. Auch die Frauen hatten bei den Germanen für jene frühe Entwicklungsstufe eine verhältnissmässig ansehnliche Stellung. Die Auffassung von Ehe und Familie seitens des deutschen Nationalcharakters war stets derartig, dass sich auch hier Treue und Vertrauen mit Freiheit und Gerechtigkeit vereinigten und so im Recht wie in der Sitte Etwas zu Stande brachten, was, so roh es ursprünglich auch sein und so unvollkommen es bleiben mochte, doch die entsprechenden Einrichtungen jeder andern Nation zur Vergleichung herausfordern kann.

Einen Willkürherrn, der beliebig schaltete und knechtete, kannten die Deutschen weder in ihrer angestammten Religion, noch in ihren ursprünglichen Gemeinwesen, noch in der Familie. Ueberall waren die Führer oder Herren an Nothwendigkeiten eines Rechts gebunden, welches wirklich von einem echten Gerechtigkeitssinn ausging und in der Gesinnung der miteinander Verbundenen seine Wurzeln hatte. Die edle freie Anlage zeitigte hier ihre Früchte. Sie war mit keiner Knechtsgestalt des Lebens verträglich und führte daher auch aus der eignen Entwicklung auf keine Knechtsgestalt der Religion. Letztere ist ein Spiegelbild entsprechender politischer Zustände. Wie die Völker es mit sich selbst halten, so halten sie es auch mit ihren Göttern. Die Wirklichkeit des Lebens und die Dichtung der Religion sind Gewebe aus demselben Stoff. In beiden bethätigen oder spiegeln sich die nämlichen Antriebe und Vorstellungen. Auch der orientalische Despotismus ist stets zweiseitig; er waltet nicht blos im Leben, sondern auch in der Götterwelt. Dte Juden haben das Knechtsthum in der Priesterherrschaft durch das Idol einer Theokratie bis zum Aeussersten gesteigert, und hierin zeigt sich bei ihnen die Doppelseitigkeit der despotischen Anlage in einer und derselben Einrichtung. Theokratisch ist auch von Grund aus die Kirche des Christenthums. Schon das Wort Kirche,

welches die dem Herrn angehörige Bevölkerung oder Gemeinde bedeutet, verräth die leitende jüdische Vorstellung, derzufolge der Herr Alles ist und sein absolutes Herrenthum auch in allen Lebensrichtungen durch eine in seinem Namen waltende Priesterherrschaft geltend macht. Kein Wunder daher, dass die christliche Religion als Uebertragung eines etwas abgeänderten Judenthums auf andere Völker für diese letzteren eine Quelle von Unfreiheit aller Art geworden ist, und dass sich die Unverträglichkeit dieser Uebertragung, besonders mit den Uranlagen des deutschen Naturells, je länger desto entschiedener herausstellt.

4. Untersucht man die Ursprünglichkeiten der deutsch nationalen Religion, so findet man nicht nur das grade Gegentheil alles Judenthums und palästinensischen Christenthums, sondern auch noch innerhalb des Rahmens der arischen Völker eine verhältnissmässig bedeutende Freiheit vom Aberglauben und von religiösen Unterwürfigkeitsneigungen. Der früheste Zustand, über den uns von einem einsichtigen Beurtheiler einige Züge mitgetheilt sind, ist derjenige, in welchem sich die Deutschen befanden, als Cäsar in Gallien war. Dieser Feldherr berichtet uns in seiner Schrift über den gallischen Krieg nicht Unwichtiges auch über die Religion der Völker, mit denen er zu schaffen hatte oder in Berührung kam. Er schildert einerseits die Gallier und in einem sehr günstigen Gegensatz dazu andererseits die Germanen. Er stützt sich dabei auf unmittelbare Befragungen Solcher, die ihm über diejenigen Stämme zu berichten hatten, deren Anschauungen, Einrichtungen und Sitten er nicht selbst beobachtet hatte. Seine Kunde von den Deutschen ergab nun als auszeichnenden Umstand, dass dieses Volk damals nicht eigentliche Götter hatte, sondern Naturdinge, wie das Feuer, verehrte. Jedoch auch dieser Cultus muss vom Aberglauben verhältnissmässig frei gewesen sein; denn Cäsar hebt als Vorzug der Germanen hervor, dass sie keinen Priesterstand hätten, was für uns freilich nur mit Rücksicht auf die noch unentwickelte Functionentheilung zu veranschlagen ist. Dagegen betont er, wie die Gallier nicht nur Priester hatten, sondern diesen auch einen gewaltigen Einfluss auf die öffentlichen, ja überhaupt auf alle Angelegenheiten einräumten. Offenbar ist hier für uns der Stammesgegensatz nicht zu verkennen. Noch heute ist in Frankreich und England in Rücksicht auf Religion der Volksgeist weit mehr gebunden, als in Deutsch-

land. Die Gallier und die Einwohner des alten Britanniens waren Celten, und die celtische Race ist stets zur Unterwerfung unter religiöse Vorstellungen und unter Priester geneigt gewesen, während die germanische in ihrer ganzen Geschichte nicht aufgehört hat, sich gegen die fremde Zumuthung einer absoluten Priesterherrschaft immer wieder von Neuem aufzulehnen. Wenigstens wird man es nur aus diesem Gesichtspunkt verstehen, wie grade Deutschland der Boden werden musste, auf dem schon im Mittelalter der Kirche in ihrer Machtfülle weltlicherseits die Herrschaft streitig gemacht und in der neuern Zeit mit der Reformation auch wirklich zu einem entscheidenden Theil entrissen wurde. Die mittelalterlichen Versuche der Kaiser gegen die Päpste waren bereits eine Regung des natürlich freiheitlichen Geistes, wie er den Germanen von Anbeginn eigen gewesen ist. Die religiöse Reformation aber würde in ihrem tieferen Grunde verkannt werden, wenn man trotz alles aufgehäuften Aberglaubens, in welchem sie noch steckenblieb, in ihr nicht eine Auflehnung im Sinne jenes angestammten Dranges zur Freiheit sehen wollte.

Vergessen wir daher nicht jenen von Cäsar bezeugten priesterlosen Ursprung und jene erste Neigung, statt eigentlicher Götter den Naturdingen und Naturmächten als Ursachen des Geschehens und Ergehens die religiöse Aufmerksamkeit zuzuwenden. Auch bei andern Racen, wie bei den Slaven, scheint ursprünglich etwas Aehnliches obgewaltet zu haben. Ja es mag immerhin sein, dass die meisten Völker, ehe sie ein künstlicheres System des Aberglaubens entwickelten, eine Art Naturdienst ausübten. Hierauf allein kommt es aber nicht an. Die Germanen waren verhältnissmässig entwickelt und dennoch einfach und natürlich in ihrer Religion. Sie behielten auch später, Angesichts alles Fremden, jene vortheilhafte Neigung bei, während die ursprünglich celtischen Länder auch mit ihren spätern Mischbevölkerungen das alte Schauspiel religiöser Devotion wiederholt haben. Die Verachtung, mit der Cäsar von den Götzen der Gallier, von den dortigen Menschenopfern und der dortigen bis in die Privatrechte und bis in die privatesten Verhältnisse eingreifenden und jede Auflehnung unterdrückenden Priestermacht redet, erinnert lebhaft an die ganze vor uns liegende Geschichte des Landes. Der celtische Nationalcharakter hat sich hier, durch

die romanische Mischung am wenigsten abgelenkt, noch mehr in seinem Wesen ergehen können, als bei den Briten, wo später das normannische Element eine erhebliche Abänderung zum Besseren mitsichgebracht hat.

Bei sehr vielen Völkern finden sich in den rohesten Urzuständen Spuren von Menschenopfern; aber die Gallier waren zu Cäsars Zeit schon ziemlich und weit mehr als die Deutschen entwickelt. Dennoch stopften grade damals eben diese Gallier ihre riesigen Götzenpuppen mit Menschen aus, die zum Opfertod bestimmt waren. Man glaubt fast Wahrzeichen der weiteren Geschichte hierin zu erblicken, wenn man im Voraus an die Pariser Bluthochzeit und ähnliche Vorgänge denkt. In der That kommt durch die Stammesanlagen in die Geschichte eines Volks eine Charaktereinheit, die, wo es sich um die schlechteren Züge handelt, freilich nicht anmuthend ist. So übel aber auch der Eindruck sein mag, den bei einem so ausgezeichneten Culturvolk, wie die Franzosen, jene celtische Mitgift der Devotion und Priesterveneration inmitten der besten arischen Völker macht, so ist er doch noch durch einen weiten Abstand von den entsprechenden Judenzuständen entfernt. Letztere hatten die Menschenopfer nicht nur am Anfang ihrer Geschichte buchstäblich, sondern, um von ihrer heutigen Menschenschächtung hier nicht zu reden, auch am Ausgang ihres palästinensischen Daseins einen ganz besondern Nachhall davon in der Vorstellung, dass Jehovah, um versöhnt zu werden, ein ganz ausgesuchtes Opfer, nämlich dasjenige seines eignen Sohnes, verlange. Man wird sagen, das sei eine christliche Idee; aber ein Name, der oft genug gleichbedeutend mit jüdisch ist, wird den Einsichtigen nicht hindern, hier die Stetigkeit in der Fortpflanzung der alten jüdischen Vorstellungen vom Menschenopfer zu erkennen und in jenem speciellen Fall nur eine Steigerung und ein Raffinement der jüdischen Grausamkeit und Bosheit zu sehen. Wie hätte anders in einen jüdischen Gott der Trieb nach solcher angeblichen Sühne gelangen können, wenn nicht der jüdische Sinn selbst derartige Neigungen als Mitgabe des Naturells in sich gehegt und gepflegt hätte!

Doch eine Vergleichung mit einem modernen Culturvolk, auch wenn es sich um dessen ärgste Auswüchse handelt, thut den Judäern zuviel Ehre an und wird unwillkürlich zur Ungerechtigkeit.

Der celtische Sinn ist leidenschaftlich devot, hat aber weder jene Bosheit noch jenen knechtischen Sinn an sich, durch den sich die ihrer Tiefenlage und Niedrigkeit wegen kaum vergleichbare Judenrace kennzeichnet. Auch haben die Franzosen, deren Stammesnatur nach der bessern Seite hin denn doch auch auf der spätern Einmischung des fränkischen Elements beruht, die schlimmsten Züge ihrer Geschichte der jüdisch christlichen Missleitung des celtischen Geistes zuzuschreiben, und überhaupt sind die ärgsten Auswüchse in der europäischen Völkergeschichte zum grössten Theil Ergebnisse der fremden Religion. Um nicht ungerecht zu sein, darf man übrigens nicht ausser Veranschlagung lassen, dass sich die Franzosen in ihrer grossen Revolution zu einem, wenn auch bald wieder zurückgethanen Schritt gegen die Religion aufrafften. Der Versuch einer Abschaffung der Religion wäre nicht möglich gewesen, wenn die alte religiöse Uranlage mit einem freiheitswidrigen politischen Sinn zusammengehangen hätte.

Wollte man auch noch die jetzige Bevölkerung der britischen Inseln und die Geschichte dieser Bevölkerung herbeiziehen, so würden die hier obwaltenden Unterschiede, besonders diejenigen zwischen Engländern und Irländern, die Einflüsse der Abstammungen und Stammesmischungen auf die Religionsgestaltung in recht lehrreicher Weise bemerklich machen. Doch es ist hier nicht meine Absicht, diesen Einzelheiten nachzugehen. Genug, dass man aus den bisherigen Angaben über Frankreich und England ersieht, wie in dem Maasse, in welchem das celtische Blut vorwaltete, auch die Empfänglichkeit für das fremde importirte Religionswesen grösser gewesen ist und zu niedrigeren und unfreieren Ausprägungen desjenigen Bestandtheils des Christenthums geführt hat, der als der bessere überall dem modernen Völkergeist zuzuschreiben ist. Der andere schlechtere Bestandtheil, nämlich der palästinensische, musste seine üble Wirkung umsomehr steigern, je geringer die modern nationale Widerstandskraft war. Am grössten ist die Widerstandsfähigkeit bei den Deutschen gewesen; und hier hat sich auch im sogenannten Christlichgermanischen das Germanische als selbständiger Factor erhalten. Schwerlich wäre dies geschehen, wenn nicht ein solcher Nationalcharakter vorhanden gewesen, wie ihn die erwähnten, von Cäsar hervorgehobenen Eigenschaften bereits erkennen liessen.

Eine lange Entwicklungszeit hindurch ohne Priester zu bleiben, ist in der That ein Zeichen von einer grossen Kraft des individuellen Freiheitssinnes, der seine echt naturwüchsige Religion nicht leicht vormundschaftlicher Verwaltung überliefert. Wo indessen irgend ein Element von abergläubischem Cultus, und wäre es noch so naturwüchsig, einmal vorhanden ist, lässt sich im Laufe der gesellschaftlichen Entwicklung der Bildung einer Priesterclasse nicht ausweichen. Wie die Arbeit und alle Functionen sich theilen, so kommt auch die religiöse Function, die sonst allen Gliedern des Volks gemeinsam war, an einen speciellen Berufsstand, und hiemit steigert sich selbstverständlich der Aberglaube. Zu den natürlichen Dunkelheiten und Irrthümern kommen alsdann auch diejenigen, die vom Standesinteresse geflissentlich erregt und gepflegt werden. Wir wollen uns daher nicht mit der Untersuchung abgeben, wann bei den Deutschen die Aera der Priester begonnen hat. Jedenfalls hat sich diese Nation vor den übrigen dadurch ausgezeichnet, dass sie vermöge der verhältnissmässigen Natürlichkeit und Gesundheit ihrer ursprünglichen religiösen Vorstellungen auch einem Priesterthum lange hat entgehen können. Jegliches Priesterthum aber hat bei den Deutschen, trotz der schädigenden und unterdrückenden Einrichtungen der fremden importirten Religion, stets einen geringern Einfluss gehabt, als bei den andern modernen Nationen. Der nordische Geist hat sich immer wieder gegen eingeschlichenen Priestereinfluss erhoben, und auch jetzt ist der Norden Deutschlands die Stätte, wo das Volk verhältnissmässig am wenigsten nach seinen Predigern und Priestern fragt und ihnen den Einfluss auf öffentliche und private Angelegenheiten fast schon so gut wie abgeschnitten hat. Was also Cäsar berichtet hat, ist keine unlebendige Antiquität, sondern ein wichtiger Zug zu demjenigen Charakter, der sich im Lebenslauf der Nation allen fremden Beschattungen zum Trotz bis heute bewährt hat und sich auch künftighin noch sichtbarer bewähren wird, wenn für die modernen Völker an die vollständige Ausscheidung des Religionsasiatismus, d. h. des palästinensischen Christenthums, zu gehen ist.

5. Zur Ergänzung der speciell von den Deutschen bekannten Züge kann auch die gesammte nordische Götter- und Heldengeschichte dienen. Jedoch kommt es hier hauptsächlich nur auf die Hervorhebung eines einzigen Umstandes an. Wie bei den

Griechen, so ist auch bei den nordischen Völkern die Götterwelt nichts Letztes und Absolutes. Sie ist ein Inbegriff von idealisirten Gestalten, die theils an Naturdinge, theils unmittelbar an menschliche Eigenschaften anknüpfen. Die Mannigfaltigkeit und relative Freiheit der einzelnen Göttermächte entspricht der Vielgestaltigkeit der wirklichen Welt und ist ein Grundzug, der die indogermanischen Völker günstig gegen die Juden mit ihrer unnatürlichen, ja unlogischen Monopolgottseinheit auszeichnet. Zu diesem Vorzug gehört aber auch jener zweite, demzufolge die Götter überhaupt nicht Alles und nicht das Höchste sind. Dieser tritt ganz besonders in den nordischen Göttergeschichten hervor. Hier giebt es sogar sterbliche Götter, die, wie Balder, den Tod erleiden, und überdies giebt es im Kampf mit den Riesen einen Götteruntergang, der zu einer neuen Weltschöpfung führt. Im Hintergrunde aller Götterdichtungen und mächtiger als alle Göttermacht walten Kräfte, die zum Gesammtschicksal aller Dinge in Beziehung stehen, und es fehlt auch nicht an wenn auch dunklen Andeutungen einer Art Gerechtigkeit, die über alle Dinge, Götter und Menschen erhaben ist. Was aber die einzelnen nordischen Göttergestalten selber betrifft, so findet sich hier edel menschliche Idealisirung, wie sie dem jüdischen Gottesbereich gänzlich abgeht. Letzteres ist kahl; denn Jehovah selbst hat zwar einige Judeneigenschaften, aber diese grade nicht schönen oder edeln Attribute sind obenein auch noch nach der blos herrischen Seite hin zugetheilt. Die Engelumgebung und das Teufelszubehör sind ebenfalls gar farblos und abstract gerathen, so dass sich vom wirklich Menschlichen in der Judenmythologie nur sehr Weniges, dieses Wenige aber nicht in Idealisirung, sondern in Verzerrung oder gar in Verbindung mit Thiergesichtern, wie denen der Cherubim, vorfindet. Freilich ist bei diesem Schaden auch ein Vortheil; denn was hätte es wohl für Bilder gegeben, wenn die Juden die gestaltende und schöpferische Phantasie gehabt hätten, ein Gegenstück ihres werthen Selbst nach allen Richtungen auszumalen!

Was wäre es beispielsweise geworden, wenn zur Aphrodite und Freya auch noch als Gegenstück eine jüdische Liebesgöttin zur Welt gekommen wäre. Die Versunkenheit in gemeinste sinnliche Gier, die hier den schon dem Alterthum anstössigen Charakterzug des Judenstammes ausmachte, hätte ein Gebilde ergeben, in welchem die jüdische Wahlverwandtschaft zum ästhetisch

Widrigen den an sich schon schlechten Gehalt zu einem richtigen Ungeheuer ausgeprägt haben müsste. Man denke nur an die Liebespoesien der Hebräer im alten Testament und an die ergötzlichen Gleichnisse, in denen die Nasen der geliebten Gegenstände mit Thürmen auf dem Libanon verglichen und auf diese Weise echt orientalisch gefeiert werden! Ein Glück also, dass es für die Judenmalerei und Judenplastik nicht blos Grenzen gab, sondern dass so Etwas aus Mangel an anschaulicher und schaffender Phantasie so gut wie nicht existirte! Andernfalls hätte es zur griechischen Athene am Ende noch gar ein jüdisches Gegenstück geben können, welches dann freilich nicht die Weisheit, sondern nur jüdische Verschmitztheit personificirt haben würde.

Doch genug von dem Spiel mit Götterpuppen, welches unsere Aufmerksamkeit überhaupt nur insoweit verdient, als sich auch schon im Spiel der Völkerkindheit die schönen und edlen Anlagen oder deren Gegentheile offenbaren. Die kahlen Götterschemen und Missvorstellungen der Juden sprechen ebensosehr für die Beschaffenheit des Judencharakters und der Judenanlagen, wie die schönen und lebensvollen Gebilde der hellenischen Phantasie oder die markigen und gehaltreichen Gestalten des nordischen Vorstellens für Fähigkeit und Charakter der Griechen und der Germanen. In einem Stadium, in welchem die Menschheit das Spiel mit Götterpuppen, sei es mit grossen oder kleinen, mit vielen oder mit vereinzelten, bei Seite zu legen ernsthaft Miene macht, haben die Kindererinnerungen nur noch den Sinn, mit ihren ersten Zügen das zu bestätigen, was die reifere Menschheit an Eigenschaften ausserhalb spielerischer Einkleidung zeigt oder zu zeigen hat. Das Interesse haftet also nicht an der Puppenhaftigkeit der früheren Geistesbekundungen, sondern an der Geistesbeschaffenheit selbst, die mit ihren Wirklichkeitselementen jenem Spiel zu Grunde lag und auch bleibt, wenn jenes Spiel gänzlich aufhört.

Der germanische und speciell der deutsche Geist haben in ihren angestammten Göttergebilden ihre Denk- und Gefühlsweise bekundet und dabei mehr logischen Sinn und harmonischen Charakter gezeigt, als im Judenthum und in dem ihm entsprossenen Christenthum enthalten ist. Zutreffend haben die nordischen Völker die Natur als das belassen, was sie ist, und ebensowenig einer Götter- oder Gottesknechtschaft unterworfen, als sie sich selbst

für Knechtsverhältnisse gemacht ansahen. Sie haben überdi durch die Mehrheit der Göttergestalten eine relative Selbständi keit der verschiedenen Züge des Menschlichen gewahrt. So ähnlich wie bei den Griechen eine freie Harmonie in die Auffassu der Welt und ihrer Theile gekommen, und keine orientalisc Knechtsgestalt der Religion hat die Welt- und Lebensanschauu verzerrt. Ueberdies ist aber noch ein tieferer sittlicher Charakt als er sich bei den Griechen fand, zur Ausprägung gelangt u hat in die Göttergeschichten mehr Ernst und Würde gebrac Jedoch dieser wichtigste Zug, der die moralische Auszeichnung d germanischen Geistes betrifft, hat seine nachhaltige Bedeutu am unverkennbarsten erwiesen, als er später dazu wirkte, d palästinensische Christenthum in ein germanisches zu v wandeln.

Die Deutschen würden es mit der importirten Religion nic lange ausgehalten haben, wenn sie dieselbe nicht einigermaass nach den eignen sittlichen Anschauungen gemodelt hätten. W sollte ihnen beispielsweise der jüdisch christliche Glaube, d obwohl er im neuen Testament durch ein griechisches W ausgedrückt wird, welches auch Treue bedeutet, doch nur d sklavisch autoritäre Hinnehmen von jenseitigen Verheissung einer Person und die Unterwerfung unter diese Person bezei nete! Letzteres ist in der That der ursprüngliche Sinn des Glaube an Christus; aber die Deutschen haben ihre eignen edleren griffe von Vertrauen und Treue an die Stelle gesetzt und so d jüdisch christliche Ueberlieferung, aber freilich im Widerspru mit dieser selbst, verbessert. So ist auch für die wirklich relig Denkenden Gottvertrauen im deutschen Sinne ein Gemüthszusta gewesen, dem auf dem Boden Palästinas Nichts gehörig e sprechen konnte, weil es dort an der Treuherzigkeit fehlte, a der allein ein solches Vertrauen entspringen kann. In der sonderen Artung solcher Vorstellungen spiegelt sich die Herze und Charakterverschiedenheit der Nationen. Wenn der Deutsc glaubt und vertraut, so ist dies, gleich seiner Treue überhau ein anderartiges und ungleich festeres Band, als wenn der Pun oder sonstige Semit, vollends aber speciell der Jude etwas Ae liches zu thun vorgiebt. Hiebei ist es gleichgültig, ob Glau und Vertrauen ausdrücklich etwas Göttlichem oder dem Mensch oder, in reiner Vorstellung, überhaupt dem Walten und

Ordnung der Dinge gelten soll. In allen diesen Fällen entscheidet die Charakteranlage über die sittliche Gestaltung jener Affection.

Auch wenn das Vaterverhältniss in den Gottesbegriff hineingelegt wird, so denkt sich dies der Deutsche nach dem Ebenbilde seiner eignen bessern Familienverhältnisse und nicht nach den Voraussetzungen jenes jüdischen Gebots eines vortheilhaften Gehorsams gegen die Eltern. Ebenso denkt er es sich nicht nach jener christlich jüdischen Vorstellung, nach welcher der Herr und Vater aus Erzürntheit auf die Judenmenschen das Opfer des Sohnes verlangt. Doch hiemit beginnen schon die speciell theologischen Vorstellungen, die heute nicht mehr die geringste Bedeutung haben. Als sich mit ihnen noch einst der Deutsche wirklich plagen liess, widerstrebte er dennoch stets dem palästinensischen Sinne derselben und wollte darin nur seine eigne bessere Vorstellungsart gefunden wissen. So machte er es auch in den andern Beziehungen. Er fühlte stets, dass ihm die palästinensische Denkweise auch im neuen Testament etwas Heimath- und Stammeswidriges zumuthete. Seine bessern sittlichen Gedanken und Gefühle wehrten sich, konnten jedoch der unausweichlichen Ansteckung gegenüber zunächst nur unwillkürlich mit ihrem eignen Gehalt innerhalb der fremden Krankheitseinimpfung reagiren. So entstanden jene Mischvorstellungen, die man allenfalls als germanisches Christenthum, zutreffender aber vielleicht als Germanismen im Christenthum bezeichnen kann. Diese Germanismen sind aber auch das Einzige, was für uns an der geschichtlich überlieferten Religion noch ein lebendiges Interesse hat.

Man erwäge nur beispielsweise die Vorbildlichkeit des Verhältnisses von Mensch zu Mensch für die Vorstellung des Verhältnisses zu Göttern oder zu einem Gott. Der Jude dachte sich von Anfang an seinen Gott nicht nur als Juden mit entsprechenden Stammeseigenschaften, sondern richtete seinen Verkehr mit ihm auch so ein, wie eben ein Jude zu verkehren und Verhältnisse einzugehen pflegt. Judensitte und Judengrundsätze waren hier vorbildlich für die Handlungen und Beziehungen zwischen Jehovah und den Seinen. Hieraus erklärt sich Alles, was im alten Testament, und das Meiste, was im neuen Testament über das Verhältniss der Juden zu ihrem Herrn, also überhaupt über das religiöse Grundverhältniss vorgebracht wird. Man bedenke nur in Gegensatz hiezu, dass die Art, wie sich der Deutsche in sitt-

licher und geselliger Beziehung zum Deutschen und überhaupt zum Menschen verhält, auch maassgebend ist für die Art, wie er sich das Verhältniss zu einem Gott, sei es einem eignen oder einem fremden, gestaltet.

Das Verhältniss der Treue und des Vertrauens, welches der Deutsche andern Menschen gegenüber sucht und pflegt, kann nur da vollständig sein, wo es gegenseitig ist. Aus diesem Grunde ist die Treue eine Eigenschaft, die nicht blos auf der einen Seite bethätigt, sondern auch bei dem andern Theil gefordert wird. So kommt auch in den Gottesbegriff selbst der Zug der Treue und Zuverlässigkeit und in alle Verhältnisse, die der Deutsche zwischen sich und seinem Gott vorstellt, dasselbe gegenseitig bindende Element wohlwollenden Vertrauens. Da nun das Band der Treue nur zwischen Menschen möglich ist, die in diesem wesentlichen Charakterpunkt übereinstimmen, so muss schliesslich das Verhältniss des Deutschen zum Palästinenser auch die entsprechende Unverträglichkeit der beiderseitigen Religionsüberlieferungen zu Tage fördern. Der Versuch des Germanen, seine eigne bessere Sittlichkeit in die fremden Religionsvorstellungen zu übertragen, musste diese erst modeln, dann aber den Widerspruch und die Unmöglichkeit durchgreifender Aenderung fühlbar machen, und wird endlich zu dem Entschluss führen, das Fremde als mit dem Bessern unvereinbar ganz abzuthun.

6. Wie das Germanische im Christlichen oft ganz äusserlich mit der palästinensischen Ueberlieferung verknüpft worden ist, dafür liefert die kirchliche Baukunst ein recht anschauliches Beispiel. Was hat der Stil der gothischen Bauwerke an sich selbst mit der fremden Ueberlieferung des Christenthums zu schaffen? Dennoch hat sich in ihm etwas verkörpert, was in religiöser Hinsicht oder, wenn man will, in Beziehung auf den Vorstellungsausdruck einer erhabenen Weltansicht für neuere Völker, insbesondere aber für die Germanen, kennzeichnend ist. Gegen das Gothische an den gothischen Domen wird sich die deutsche Thatkraft wahrlich nicht wenden. Sie würde ein Stück ihres eignen Nationalgeistes treffen, wenn sie das Gothische als solches angriffe. Freilich ist es übel, dass der Zug deutschen Geistes, der in den himmelanstrebenden Bauten waltete, sich monumental mit jenen fremden Dingen verknüpft hat, die ihn nichts angehen. Das palästinensische Christenthum ist für die Erhabenheit der

Gothik ebensowenig gemacht, wie diese es für jenes sein sollte. Wenn aber jüdische Hasser des Christenthums, wie der getaufte Heinrich Heine, die einstige Zertrümmerung der gothischen Dome durch die Deutschen selbst triumphirend vorausgesagt haben, so kann man daran sehen, um was es diesen Judäern zu thun ist. Der jüdische Sinn ärgert sich, wenn er die gothischen Dome verwünscht, weit weniger an den Domen und deren christlichem Charakter selbst, als vielmehr an dem Dasein gothischer Bauwerke, die ihn an eine Nationalität erinnern, die nicht im Entferntesten von seinem Schlage ist. Das palästinensische Christenthum mit dem Judäer am Kreuz ist von seinem eignen Fleisch, wenn es auch scharf in dasselbe eingeschnitten hat; gothische Bauten sind aber Zeugen einer andern Macht, die sich noch in ganz andern Thaten, als in der Thürmung von Steinen zur Behausung einer fremden Religion, offenbaren wird. Kein Wunder daher, dass es dem Juden eine Genugthuung sein würde, wenn er den Deutschen, anstatt gegen den palästinensischen Inhalt, gegen die germanischen Züge des geschichtlichen Christenthums treiben könnte. Mit diesem Spiel wird es aber nach der Selbsterkenntniss der Nation vorbei sein.

Um von dem Aeusserlichsten gleich zu dem Innerlichsten überzugehen, so sehe man zu, wie sich der Deutsche zu derjenigen Lehre des Christenthums zu verhalten vermöge, die noch am meisten in dem Rufe steht, nicht racenjüdisch zu sein. Ich meine die schon in unserm 2. Capitel erörterte Vorschrift der Nächsten- und Feindesliebe. An jener Stelle wurde sie als ein Grundzug zur Selbstverwerfung des Judenthums gekennzeichnet. Hier wollen wir sie auch einmal im Lichte deutscher Moral ansehen. Dort war bereits gezeigt, wie es eine judengemässe Wendung ist, von dem Verhalten zum eignen Selbst, ja eigentlich von der Selbstsucht auszugehen, um verständlich zu machen, wie man sich zu Andern zu verhalten habe. In der That versteht der Jude die Affection für den Nebenmenschen nicht, und daher muss man ihm etwas unterschieben, was er kennt, nämlich die Affection für sich selbst. Wie er sein eignes Selbst cultivirt, so soll er auch das des Nächsten pflegen und fördern. Wenn so das Selbstinteresse zum Maass und Vorbild des Interesse an Andern gemacht wird, so ist dies an sich weder eine natürliche noch eine sittlich gute Wendung. Im Gegentheil sieht dieses so hochgepriesene Stück

Moral danach aus, als wenn es an jedem Weg gefehlt hätte, Liebe zu dem Nebenmenschen auf eine unmittelbare und positive Weise kenntlich zu machen. Dieser Mangel führt aber weiter zu der Einsicht, dass es an dem Weg zur Kenntlichmachung nur fehlte, weil die Sache, die erkennbar gemacht werden sollte, bei den Juden nicht anzutreffen war. Für den Deutschen hat es damit keine Schwierigkeit; denn bei ihm sind die sympathischen Affectionen in bedeutendem Maasse ausgeprägt. Man braucht sich bei ihm nicht auf die Selbstsucht zu berufen, um ihm, wie dem Juden, beizubringen, wie sich Jemand zu verhalten habe, wenn Liebe des Nebenmenschen vorhanden sein solle. Dazu giebt es edlere Vorbilder und Maasse, die von einer natürlichen und positiven Liebe, nicht aber von jener umgekehrten Selbstsucht, hergenommen sind. Die Liebe in der Familie in ihren verschiedenen Richtungen kann dazu überall, ganz besonders aber für die Deutschen, dienen. Edler und besser ist es freilich, sich auch gegen einen unwillkürlichen Zug von Heuchelei in den Worten und Begriffen dadurch zu sichern, dass man die allgemein zwischen Mensch und Mensch mögliche Liebe ganz unmittelbar, also nur nach den verschiedenen Verhältnissen und Gründen beurtheilt, in denen ein Wohlwollen thatsächlich vorhanden sein kann. Andernfalls wird das Wort Menschenliebe zur tauben Nuss. Bei all seinem anspruchsvollen Klang führt es, ohne jene Vorkehrung, zu lauter hohlen Vorstellungen. Um es mit Gehalt zu erfüllen, müssen bestimmte positive Verhältnisse des gegenseitigen Beistandes und der sympathischen Freude am menschlichen Ergehen sichtbar werden. Wenn nun irgend eine Nationalität, so enthält die deutsche genug Weitherzigkeit, um bis zum allgemein menschlichen Bande des Wohlwollens vorzudringen. Aus diesem Grunde bedarf sie aber auch am allerwenigsten einer Hinweisung auf die sogenannte Selbstliebe, die in den überlieferten Vorstellungen mit der Selbstsucht einerlei ist. Diese Selbstsuchtsumkehrung, als kahles verstandesmässiges Surrogat mangelnder Nächstenliebe, aber in jenem berühmten christlichen Gebot für diese selbst ausgegeben, — diese christliche Selbstsuchtsumkehrung ist ein so niedriges moralisches Recept, dass es nur für Juden, nicht aber für bessere Nationalcharaktere, geschweige für den deutschen passt.

Sieht man näher zu, so findet sich überdies, dass jene Vorschrift auch ihrem Ziele nach hinter einem wirklichen Ideal von

Sittlichkeit zurückbleibt, ja mit diesem in Widerspruch gerathen muss. Wir mit unserer feineren Rücksicht und Einsicht sind nicht gewohnt, zu glauben, es sei stets genug geschehen, wenn wir eine Angelegenheit des Nebenmenschen wie unsere eigne behandeln. Wir sind uns vielmehr moralisch bewusst, eher gegen uns selbst nachlässig sein und fehlen zu dürfen, als gegen Andere. Schon das blosse juristische Recht bringt in vielen Fällen die Verpflichtung zu einer grössern Sorgfalt für fremde Angelegenheiten mit sich, als man den eignen zuwendet. Für die bessere Moral edlerer Charaktere steht es aber unzweifelhaft fest, dass eine Selbstverletzung der eignen Interessen nicht soviel wiegt, wie eine ungerechte Verletzung des Nebenmenschen. Auch bringen die Schädigungen, die man sich selbst zufügt, nur Unmuth, die Vergehen aber, die gegen Andere verübt werden, bei dem besseren Menschen eine anderartige, schlimmere Pein mit sich. Wo überhaupt Reue möglich ist, wo also im Charakter und in der Einsicht schlechtere Elemente durch bessere bekämpft werden oder die nachträgliche Situation die bessern Neigungen wieder freimacht, wo also überhaupt die Fähigkeit zu einer echten Reue vorhanden ist, da wird sich auch in den feineren, sympathisch angelegten Naturen zeigen, dass die Reue von sehr verschiedener Art ist, je nachdem es sich um die fehlerhafte und sittenwidrige Verursachung eines eignen Schadens, oder aber um ein Verschulden gegen Andere handelt. In dem einen Fall hat der Mensch nur mit sich selbst zu rechnen; in dem andern trägt er die Verantwortlichkeit für fremdes Leiden. Nun ist die Pein, die aus dem Verhältniss zwischen Mensch und Mensch entsteht, unter übrigens gleichen Umständen weit intensiver, als diejenige Herabstimmung, die aus einem schädlichen Verhalten des Einzelnen gegen sich selbst entspringt, grade sowie auch die Freude, die aus der menschlichen Gegenseitigkeit hervorgeht, die entsprechend isolirte, auf den Rahmen des eignen Selbst beschränkte Affection übertrifft. Dies ist eine Thatsache, welche bei den neuern Völkern leicht festgestellt werden kann, so dass wir hiezu nicht erst speciell den deutschen Charakter zu betonen haben. Ja sogar schon in der antiken Welt lässt sich ein gewisses Bewusstsein dieses Unterschiedes nachweisen. Bringt hienach also jede bessere Menschlichkeit eine selbständige und höher geartete Bestimmung des interhumanen Verhaltens mit sich, als diejenigen Grundsätze

sein können, die für das eigne Selbst gelten, so ist die christische Vorschrift auf einem Niveau verblieben, über welches alle edleren Völkercharaktere von vornherein schon durch ihre natürliche Anlage erhaben sind, und über welches sich die feinere Entwicklung in einem stets wachsenden Abstande erhebt. Auf diese Weise wird schliesslich jene anscheinende Perle palästinensischen Christenthums, die in der That bei jener Selbstverwerfung des Judenthums ein erklärliches Krankheitsproduct gewesen ist, völlig unverträglich mit einem deutlichen Bewusstsein besserer Sittenantriebe. Anstatt also diese Ueberlieferung als Etwas hinzunehmen, was unübertrefflich und gleichsam himmlisch sei, verwerfen wir sie vielmehr nicht blos als sittlich rückständig, sondern als nur für die sittliche Tiefenlage der Judenrace eingerichtet.

Auch sind wir keineswegs damit zufrieden, dass diejenigen Menschen, die ihr eignes Ergehen aus Charakterfehler oder mangelnder Einsicht schädigen, sich also nur wenig lieben, nach christlichem Grundsatz mit diesem Maass von Liebe auch Andere heimsuchen. Ebenso kann die Rohheit, die bei dem eignen Selbst an Allerlei keinen Anstoss nimmt, was in der That nicht geduldet werden darf, kein Vorbild sein, welches ein gutes Verhalten gegen Andere ergäbe. So sind denn alle Vorschriften, mögen sie alt- oder neutestamentlich sein und mögen sie eine negative oder positive Form haben, moralisch rückständig, sobald sie das, was das eigne Ich abwehrt oder fordert, zum Maasse des Nichtthuns oder Thuns gegen Andere machen. Eine zulängliche Moral besserer Art bedarf bestimmter, in das Einzelne gehender Feststellungen dessen, was sich ziemt, und stützt sich dabei auf absolute Principien, die in einem weiten Gebiet für das eigne wie für das andere Ich gleichmässig gelten, überdies aber für die gegenseitigen Beziehungen auf das Mitempfinden, und zwar nicht blos im Sinne des Mitleids, sondern auch der Mitfreude, gegründet sind. So ergiebt sich etwas Natürlicheres und Edleres, als jene geschraubten Wendungen christischer Art. Ein gemeinsames Gute regiert alsdann das Verhalten gegen Andere und das Walten mit sich selbst.

Wie aber dem Judenthum der Begriff des Guten racenmässig gefehlt oder sich bei ihm, was so ziemlich dasselbe ist, zu etwas Verkehrtem verzerrt habe, das hat sich noch in neuerer Zeit an dem bedeutenden Beispiel Spinozas gezeigt. Dieser

racenjüdische Philosoph aus dem 17. Jahrhundert, dessen persönliches Ankämpfen gegen seine Judenneigungen achtbar genug war, hat dennoch in seinem Hauptwerk, einer sogenannten Ethik, schlechte Judenmoral producirt. Er verstieg sich beispielsweise bis zu dem Satze, seinen Nutzen suchen und tugendhaft sein sei dasselbe. Er ist so recht das Beispiel eines reinen Racenjuden; denn als ihn seine Glaubensgenossen ausgestossen hatten, war er hiemit nicht mehr Religionsjude. Ueberdies verschmähte er es aber mit Recht, in eine andere Religionsgemeinschaft einzutreten. Innerlich freilich konnte er die überlieferten Vorstellungsneigungen ebensowenig ganz abthun, wie es ihm eingestandenermaassen nicht gelang, die angestammten Triebe der Habsucht und sinnlichen Gier völlig zu bemeistern. Er schrieb, zum Theil ohne es zu wissen, im Sinne der Judenrace. Nicht blos seine Moral, sondern auch seine Weltvorstellung trug, wie ich anderweitig (in meiner „Geschichte der Philosophie" und in meiner „Judenfrage") gezeigt habe, die Züge dieser Race an sich. Er selbst aber leugnete, dass Nationen von Natur existirten; diese schaffe nur einzelne Menschen, und die Eigenthümlichkeiten der Nationen rührten von deren Gesetzen und Sitten her. Hiemit stellte er die Wahrheit auf den Kopf; denn die Gesetze und Sitten der Nationen rühren wesentlich von deren Charaktereigenthümlichkeiten und sonstigen Naturthatsachen her, aber nicht umgekehrt. Diese Verwechselung von Ursache und Wirkung ist bezeichnend für die Dunkelheit, in welcher sich Spinoza bezüglich der Begriffe von Race und Nation befand. Sie zeugt aber auch für die noch heut wiederkehrende Judenneigung, die Begriffe von Race und Nation oberflächlich nominalistisch zu machen, d. h. zu blossen Namen herabzusetzen, denen keine Naturwirklichkeit entspreche. Wie tief aber grade im Naturgrunde der Racencharakter wurzele, und wie er nicht blos Sitten und Gesetze gestalte, sondern auch die Vorstellungskreise einzelner und zwar unter Ihresgleichen sehr ausgezeichneter Menschen, ja nach vollster Unabhängigkeit strebender Denker beherrsche, dafür hat Spinoza selbst ein entscheidendes Beispiel werden müssen.

7. Noch nach einer andern Seite lässt sich durch die Hinweisung auf Spinoza über die Unverträglichkeit des jüdischen Racengeistes mit den neuern Völkeranschauungen etwas lernen. Gesetzt, alle Juden hätten ihren gröbern Aberglauben abgelegt

und sich zu Spinozisten oder gar zu Anhängern noch freierer Ansichten entwickelt; alsdann würde das Religionsjudenthum im gewöhnlichen Sinne der Synagoge fortfallen, aber in den racenmässigen Vorstellungsarten und Neigungen bestehenbleiben. Was aber noch entscheidender ist, es würde auch abgesehen von den etwas naturalistisch gestalteten Religionsvorstellungen, wie sie bei Spinoza nach jüdischem Grundschema noch existiren, jedenfalls der Kern der jüdischen Racenmoral, die im eignen Nutzen die Tugend sieht, d. h. den Egoismus zum Princip erhebt, als maassgebend erst recht nackt und ungezügelt hervortreten. Die ursprünglichen, wirklich religionsgläubigen Juden hatten doch noch immer Blitz und Donner vom Sinai vor Augen und Ohren. Sie wurden durch den Schrecken Jehovahs einigermaassen, wenigstens unter sich selbst, gebändigt, und dieser Schrecken war in der That der Judenrace ein Bedürfniss. Spinoza selbst spricht es aus, dass es gegolten habe, die jüdische Halsstarrigkeit zu brechen, und dass demgemäss Jehovah die Juden nicht mit Gründen, sondern mit Donner und Blitz angegriffen habe. Wirklich wird man auch heute, ja in alle Zukunft hinein, den Judentrieben gegenüber mit Gründen nichts ausrichten. Der angestammte Zügel ist ein Schreckenssystem, und dieser Umstand kann auch in aller weiteren Judengeschichte zum Leitfaden dienen.

Wenn also der eigentliche Aberglaube auch einmal völlig verschwunden wäre, was trotz aller modernen Wissensmächte grade der Judenzähigkeit gegenüber am längsten auf sich warten lassen dürfte, so könnte dies nur dazu führen, das racenmässige Judenwesen noch ungenirter und für die neuern Völker noch unerträglicher zu machen. Die Judentriebe würden alsdann nach wie vor als Naturthatsache fortbestehen; sie würden zwar durch eine ihnen zu Hülfe kommende Religion nicht mehr gutgeheissen, aber auch von dieser Seite in nichts mehr beschränkt werden. In einem solchen Zustande würde es handgreiflich werden, was die natürliche Racenbeschaffenheit als solche mitsichbringt. Die Ausbeutung und der sogenannte Daseinskampf würden den neuern Völkern gegenüber eine noch verworfenere Gestalt anzunehmen trachten als bisher. An eine Einschränkung durch neue geistige Motive wäre nicht zu denken. Kämen diese von den Juden selbst, so würden sie deren Selbstsucht nur noch steigern; kämen sie aber von den bessern Völkern, so würden sie als ungleichartig

nichts fruchten. Die Empfänglichkeit dafür würde racenmässig fehlen, und wenn die neuern Völker gegen die Juden etwas ausrichten wollen, so müssen sie sich nach dem Vorbild Jehovahs richten; sie müssen sie, wie gesagt, statt mit Gründen und geistigen Elementen, mit Donner und Blitz angreifen.

Aus der Judenrace kann nie Etwas werden, was mit den bessern Völkern vereinbar ist. Dies gilt für die materiellen wie für die geistigen Verhältnisse; es gilt für Oekonomie und Politik einerseits und für Literatur und Kunst andererseits. Ich muss mich in dieser Beziehung auf meine andern Schriften, namentlich aber auf die „Judenfrage" und auf die sie ergänzende Schrift über „die Ueberschätzung Lessings" berufen. Hier sei jedoch noch besonders hervorgehoben, wie gegenwärtig die Unverträglichkeit des Judenwesens und des modernen Völkerwesens, namentlich aber der Gegensatz von Judenthum und Deutschthum, in allen Gebieten, den feinsten theoretischen wie den handgreiflichst praktischen, hervortritt, ja man kann sagen, hervorbricht. Ueber die Racenökonomie der Juden an sich selbst brauche ich hier kaum etwas zu sagen. Sie ist das echt Handgreifliche in der Unverträglichkeitsthatsache. Sie ist überdies, wie früher angedeutet, ein Stück der Religion, nämlich bezüglich der Herrschaftsgewinnung über alle Völker im Wege des Leihens an sie. Diese Racenökonomie erklärt auch vorzugsweise das Vorhandensein einer grossen Zahl von Judengenossen; denn diese letztern bestehen zum grössten Theil aus solchen Elementen, die von den Juden finanziell abhängig sind. Im Materiellen wehren sich jetzt die modernen Völker, voran die Deutschen und Slaven, gegen die jüdische Aufsaugung und Reichthumsanhäufung am sichtbarsten. Ohne energische Maassregeln, wie die von mir vorgeschlagene, Mediatisirung der jüdischen Finanzfürsten und Geldinstitute, und ohne Ausnahmegesetze, welche nur für Judäer gelten, die allgemeine Freiheit aber, d. h. die Freiheit der bessern Völker nicht berühren, wird man Angesichts der einmal bestehenden Judenmacht, zumal in den Formen unserer Gesellschaftszustände, nichts Erhebliches ausrichten.

Die Oekonomie und das Materielle sind bei den Juden Religionssache. Was aber an Selbstverwerfung hievon einen vereinzelten Zug des Christenthums ergab, nämlich der ascetische Verzicht auf weltliches Streben, hat den modernen Völkern, soweit es

wirklich die Gesundheit ihrer Denkweise ankränkelte, genug geschädet und den Juden in die Hände gearbeitet. Bei der Judenrace blieb die Ausbeutung anderer Völker in Uebereinstimmung mit der Religion, während das Christenthum diese bessern Völker mit sich selbst in Zwiespalt zu setzen und von der Pflege des materiellen Wohlstandes auf Jenseitigkeiten abzulenken suchte. Die Judenrace hatte so von dem, was bei ihr entstanden war, einen doppelten Vortheil. Einerseits beutete sie unbehindert aus, und andererseits lähmte sie noch die ökonomischen Rücksichten und Bestrebungen der Auszubeutenden durch die importirte Religion.

Etwas Aehnliches lässt sich über den unheilvollen Einfluss des racenmässigen Knechtssinnes bemerken. Dieser stammt ursprünglich aus der Furcht vor der Macht und aus Feigheit, die der Judenrace eigen sind und zu deren herrischem, knechtendem Wesen sehr wohl stimmen. Im palästinensischen Christenthum wurde aber jener Knechtssinn zu etwas Freiwilligem, welches beispielsweise der Obrigkeit gegenüber zwar auch im Hinblick auf deren Gewalt, aber doch auch fast wie ein Stück Liebe bethätigt werden sollte. Unter dieser Lähmung der innern Spannkraft, die von der christischen Abart des Judenthums ausging, haben nun die neuern Völker wirklich etwas gelitten und sogar noch zu leiden. Die politischen Einrichtungen und Ideen sind mit diesem freiheits- und nationalwidrigen Import nur zu vielfach versetzt und gefälscht worden. Doch dies nur zur Vergleichung, wie in Oekonomie und Politik Aufsaugungen der Volkskräfte besserer Nationen einen palästinensischen Ursprung gehabt haben und in dem gleichen Racencharakter wurzeln.

Was Presse, Literatur und Kunst betrifft, so sind die Zeitungen, die Belletristik und das Theater bekanntermaassen in den Händen der Juden. Sie sind es zunächst immer finanziell, aber dann auch weiter in Rücksicht auf die persönliche Betheiligung. Wenigstens ist die Presse und ein grosser Theil der schönen oder vielmehr leichten Literatur durch Juden als Geschäft ausgeübt. Handgreiflich ist dies bei der sogenannten liberalen Presse der Fall; aber in den conservativen Zeitungsredactionen schalten die Judäer fast nicht minder, wenn auch versteckter. Uebrigens drängen sich die Juden auch zu den Theatern, wohin sie wohl Hypokrisie, aber nicht ästhetische Eigenschaften mitbringen. In allen jenen Gebieten beurkunden sie ihren Mangel an edleren geistigen

Fähigkeiten und an Sittlichkeit. Bei den Deutschen hat hauptsächlich mit dem sichtlich zum Judenblut gehörigen Lessing die Verjudung der Literatur begonnen, aber ihre bedeutendsten Fortschritte erst im 19. Jahrhundert gemacht, dergestalt dass sie in der ungestörten Jubelzeit der Juden, 1860—80, auf ihrer Höhe stand.

Schliesslich ist man einigermaassen zu der Erkenntniss gelangt, dass sich diese Verjudung mit der geistigen Existenz der Nation nicht vertrage. In der That ist die Lectüre literarischer Judenerzeugnisse, seien es Zeitungen oder Bücher, ohne sittliche oder ästhetische Anwiderung für den feinern Sinn kaum mehr möglich. Für den Kenner ist die darin überall sichtbare Judencorruption gradezu ekelerregend. Von der durch die Presse ausgeübten Macht zur Beherrschung aller Angelegenheiten habe ich hier nicht einmal zu reden, da dies über den Gesichtspunkt hinausreicht, der im Zusammenhange dieser Schrift vornehmlich festgehalten werden muss. Aber auch schon die unsittliche und unästhetische Infection, die mit der literarischen Verjudung Hand in Hand geht, schafft einen auf die Dauer unerträglichen Zustand. Deutscher Geist und deutsche Literatur sind unvereinbar mit den Eigenschaften der Judenrace. Wird letztere mit ihren literarischen Herrschaftsanmaassungen nicht wieder zurück- und hinausgewiesen, so hört unsere nationale Literatur auf, zu existiren. Ja etwas Aehnliches lässt sich überhaupt von der Presse und Literatur der modernen Völker sagen; denn die Literatenherrschaft der Juden verzweigt sich über die Welt und bedrückt alle Welttheile und Länder, wo etwas zu machen ist.

In der erwähnten Jubelzeit der Juden hat sich auch die Gesetzgebung erheblich verjudet, und es ist grade hiedurch die Kluft zwischen jenem schlechtesten Semitenstamm und den Deutschen recht sichtbar geworden. Dem Juden ist mit der crassen Selbstsucht auch die Ungerechtigkeit angestammt und hat ihn durch die ganze Geschichte begleitet. Die Selbstsucht unterscheidet sich eben dadurch vom berechtigten Selbstinteresse, dass sie gegen Andere ungerecht wird, indem sie von diesen zehrt. Nun bilden die Juden das Hauptbeispiel eines Volks, welches sich auf Kosten Anderer mit allen schlechten Mitteln bereichert. Indem zu diesen Mitteln auch die Beeinflussung der Gesetzgebung, ja die persönliche Mitwirkung an derselben gekommen ist, hat sich die nationale Unmöglichkeit eines solchen Zusammenwirkens und Zu-

sammenlebens noch entschiedener, als in andern Richtungen, herausgestellt. Die Justiz moderner Völker verjuden, heisst sie in ihr Gegentheil verwandeln. Deutsche Justiz mit judenhafter Gesetzgebung heimsuchen und mit Advocaten und Richtern von jüdischer Abstammung überfüllen, heisst nicht blos sie national entwurzeln, sondern die Deutschen überhaupt ihres Rechts entkleiden. Wir, und auch andere neuere Völker, haben von ernster Gerechtigkeit noch einige angestammte Begriffe, die nur mit dem bessern Völkercharakter selbst untergehen könnten. Es würde aber ein solcher Untergang sein, wenn es mit dem Judeneinfluss so fortginge wie bisher, d. h. wenn den Juden ausser der materiellen Habe der Völker auch noch das geschäftliche Machen von Recht und Unrecht überliefert würde.

Die specielle Handelsgesetzgebung brauche ich kaum zu erwähnen. Hier sollen blosse Usancen an erster Stelle gelten; d. h. es ist allen schlechten Praktiken, wie sie vornehmlich von den Juden ausgeübt werden, eine Gesetzeskraft erster Ordnung verliehen. Doch in diesem Gebiet steckt sich das Judengeschäft noch einigermaassen hinter eine allgemeinere Handelscorruption. Weit schlimmer ist es, dass durch die Theilnahme der Juden die allgemeinere Gesetzgebung, die sich nicht mit den materiellen Ausnahmegesetzen oder auf den Gerichtsstand bezüglichen Privilegien des Handels befasst, an bessern Grundsätzen gar sehr eingebüsst hat, ja in neuen wichtigen Bearbeitungen sachlich und formell verdorben worden ist. Die Processordnungen Deutschlands, die gegen Ende jener Judenjubelzeit eingeführt wurden, sind bezüglich ihres Ausfalls im Sinne des jüdischen Charakters von mir anderweitig gekennzeichnet worden, und es ist ihr Geist in Rücksicht auf Advocatenzwang, Advocatengebühren, Gerichtskosten, Willkür von Einzelpersonen, mangelnde Processcontrole u. s. w. bereits genugsam bekannt. Sie machen im Ganzen den Eindruck, als wenn die Justiz als Geschäft in complicirtester Maschinerie der eigentliche Zweck und die Angelegenheiten des Publicums nur ein Material dafür zu sein hätten. Aber auch die übrige Gesetzgebung hat Züge genug geliefert, in denen die materiellen Interessen oder vielmehr Triebe der Juden sich mit privilegienschaffenden Wendungen bethätigten. Von selbst aber versteht es sich, dass auch alle modernen Maassregeln von den Juden immer so beeinflusst worden sind, dass die Ausbeutung der Nation

durch das Judengeld, also durch die grossen und kleinen Judenmanipulationen, reichlichst von Statten ginge. Dahinter steht das Streben nach einer auch politisch gestalteten Herrschaft über die andern Völker.

Wird nun, Angesichts des Hervorbrechens der racenmässigen Unverträglichkeit aller Judeneinmischung mit dem Wohl der bessern Völker, nicht von Grund aus abgeholfen und alles Judenthum von den modernen Nationen abgethan, so kann nur Unheil und Verderbniss die Folge sein. Die gute Sitte wie das gute Recht würde dann schliesslich ganz verschwinden, und die Nationen müssten der Infection wie einer schlechten Krankheit materiell und geistig erliegen. Man bedenke nur, was bereits dem Deutschen geboten ist. Er muss sich Auszüge aus den alten Judenschriften und palästinensische Gebote, als angeblich seine Moral, einprägen lassen und muss zusehen, wie die lebende Generation der Juden seine heutige Gesetzgebung mit ihrem Racengepräge verunstaltet. Schon vor Jahrtausenden hat er in seinen Wäldern etwas Besseres gehabt. Seine Familie ist von dort her aus seinem eignen bessern Charakter zu edler Sitte erwachsen, und er muss sich mit ihr und überhaupt mit seinem Recht sowie auch mit seiner ganzen gemüthskräftigen Gestaltung aller Verhältnisse gar befremdlich afficirt finden, wenn ihm die Kundgebungen vom Sinai als Muster aufgedrängt werden, nach denen er sich zu richten habe. So etwas ist in der That eine völlige Umkehrung von Wahrheit und Natur. Das Edle hat sich nicht vom Schlechten und Rückständigen meistern zu lassen.

Auch das palästinensische Christenthum steht, wie gezeigt, ungleich niedriger als das, was die germanischen und neuern Völker in ihren eignen Nationaleigenschaften besitzen und aus ihnen rein zu entwickeln haben. Die Ausscheidung des Judenthums aus allen Gebieten wird daher erst vollständig werden können, wenn auch der hiezu erforderliche Geist der neuern Völker nicht nur mit derjenigen Judenüberlieferung, die sich Christenthum nennt, völlig bewusst gebrochen, sondern auch einen Ersatz der Religion geschaffen haben wird. Diese höhere Schöpfung kann nur aus den Anlagen der modernen Nationen hervorgehen, und es wird zunächst eine deutsche Aufgabe sein, zu zeigen, wie mit der geistigen Emancipation von aller alten Judenüberlieferung auch die materielle von aller neuen Judeneinmischung

zu verbinden sei. Auf diese Weise wird sich herausstellen, wie die modernen Nationen nicht nur zu einem Aufschwung in Industrie und in Naturwissen, sondern auch zu einer wesentlich veränderten Grundlegung der gesammten Geistesführung, d. h. zur Schöpfung einer Geistesmacht berufen sind, die tiefer eindringen und mehr wirken wird, als es je Religion, geschweige palästinensische, vermocht hat. Hiezu ist aber ein Selbstbewusstsein der modernen Völker erforderlich, an welches man bisher noch nicht gedacht hat. Die bessern neuern Völker müssen wissen, dass sie nicht nur den Asiatismus abzustreifen, sondern auch selber die Träger einer neuen Weltära von höchsten geistigen Beurkundungen zu werden haben.

Fünftes Capitel.

Surrogate und Abschaffung der Religion.

1. Es liegen geschichtliche Erfahrungen darüber vor, wie sich Religionen allmälig selbst abthun, und wie für bestimmte Schichten der Gesellschaft Ersatzmittel, aber unzureichende, platzgreifen oder auch, wie in jüngster Zeit, verkehrte Lückenbüsser vorgeschlagen werden. Erst spät reift dagegen in der Menschheit der Gedanke einer völligen und auch äusserlichen Abschaffung der Religion mit allen ihren sichtbaren Zeichen des Cultus und mit allen ihren Verflechtungen in die bürgerlichen Institutionen. Es ist nützlich, sich einiger Hauptzüge zu erinnern, welche das Absterben wirklich nationaler Religionen begleitet haben. Man wird auf diese Weise erkennen, was die Art, wie man sich in solchen Fällen geholfen hat, zu leisten und nicht zu leisten vermöge. Das griechische und nachher auch das römische Alterthum sind in dieser Hinsicht lehrreiche Beispiele für alle Folgezeit. Hier hatten sich nationale Religionen, von aussen ungestört, im Sinne des angestammten Volksgeistes entwickeln können. Der Nationalcharakter hatte, wie bei den Griechen ihrer grösseren Originalität und Begabung wegen am sichtbarsten ist, seine Bestandtheile in die Religion hineingelegt. Diese hatte sich mit ihm zusammen in vollster Einigkeit bis zu dem Punkte entwickelt, wo eine Art Aufklärungszeitalter den gröberen Aberglauben in allen Richtungen compromittirte. Es war dies die

Zeit, in der auch in der Medicin die Krankheiten, denen man einen specifisch göttlichen Ursprung beigelegt hatte, wie die Epilepsie, in natürlicher Weise aufgefasst wurden. Ja sogar lässt sich Charakter und Sinn dieser Aufklärung in den älteren echten Hippokratischen Schriften noch deutlicher erkennen, als aus Alledem, was uns aus demselben Zeitalter über Sokrates überliefert ist. Dies rührt daher, dass in medicinischen Schriften aufklärerische Bemerkungen sich weit sicherer und ungestörter verlautbaren konnten, als in philosophischen Kundgebungen von Schülern des Sokrates, die nach der Katastrophe ihres Meisters nur zu sehr darauf bedacht waren, zur Vertheidigung seine und ihre Religiosität ins Licht zu setzen. Jene Epoche war es aber, in welcher sich die griechische Religion schon in entschiedener Verwesung befand. Die Aufklärungselemente hatten sie schon einige Generationen hindurch mehr und mehr zersetzt. Der naive Glaube war längst geschwunden, und eben deswegen wurde die Religion zur leeren Hülse, mit welcher die Politik und die Privatränke ihr Spiel trieben. Es dauerte auch nur noch ein paar Generationen, bis in den gebildeten Schichten solche Philosophien weitere Verbreitung fanden, die unter Ignorirung der Religion Führerschaften für das Leben sein wollten. Der Epikureismus und der Stoicismus theilten sich in die Gesellschaft. Beide waren Methoden, sich unter zerfahrenen Zuständen so gut als möglich mit dem Leben abzufinden. Die eine suchte dies Ziel mehr durch positive Genugthuung, die andere mehr durch einschränkende Beherrschung der Neigungen zu erreichen. Es waren dies eigentlich nur verschiedene Temperamente einer in der Hauptsache auf denselben Zweck gerichteten Geisteshaltung. Nach beiderlei Art sollte der Einzelne sicher auf sich selbst gestellt und Alles, was der Führung der Religion entwachsen und zugleich mit höherer Bildung ausgestattet war, einer selbständigen Selbstführung theilhaft werden.

Nicht die Mängel dieser Philosophien als solcher, sondern die Umstände, vermöge deren sie nicht eigentliche oder gar zulängliche Ersatzmittel der gesunkenen Religion zu sein vermochten, habe ich hier kenntlich zu machen. Wie gut oder schlecht Philosophien auch gerathen mochten, — sie waren in jedem Falle nur für einen Kreis Gebildeter vorhanden und trugen noch eine andere Beschränkung in sich, nämlich die auf die praktischen

Lebensfragen. Schon jeder von diesen beiden Umständen für sich allein machte sie unfähig, die Religion zu ersetzen. Ein wesentlicher Charakterzug der nationalen Religion besteht darin, das ganze Volk mit allen Schichten der Gesellschaft zu umfassen. Nun mag eine anderartige Geistesmacht beschaffen sein, wie sie wolle, — sie bleibt unzulänglich, wenn sie jenes Haupterforderniss einer Durchdringung des ganzen Volks nicht erfüllt. Es fehlt alsdann das Gemeinschaftsgefühl, welches alle zusammenlebenden Menschen in diesem Zusammenleben geistig gleichartig verbindet. Wird die unterste Schicht der Gesellschaft nicht von derselben Geistesmacht bewegt, wie die höheren, so ist kein Einheitsgefühl möglich, sondern Zwiespalt schon in der Artung der leitenden Grundvorstellungen. Die Verachtung des Aberglaubens in den obern Regionen ist alsdann eine halbverhehlte; beide Theile können sich miteinander nicht verständigen und die Vertreter des freieren Geistes denen des gebundeneren nicht einmal trauen. Die höhere Bildung wird ihrer überlegenen Einsichten nicht froh; denn sie lebt unter dem Banne der noch äusserlich herrschenden Volksvorurtheile. Sie hat sich vor diesen zu hüten und kann daher nicht daran denken, ihr eignes System auch nur in ihren eignen Kreisen ohne conventionelle Verhüllungen zu pflegen. Auf diese Weise ist sie von vornherein zu dauernder Ohnmacht verurtheilt und vermag nicht einmal in ihrem eignen Bereich sonderlichen Widerstand zu leisten, wenn unter dem Namen einer neuen Religion irgend ein roher Aberglaube die Massen durchfurcht. Dies war der Fall mit den Resten der griechischen und römischen Bildung, als das Christenthum Boden gewann.

Das Gemeinschaftsgefühl hat bezüglich einer alle Glieder der Nation verbindenden geistigen Macht aber noch einen höheren Werth. Es ist ein Anhaltspunkt für die Festigkeit der Ueberzeugungen. Durch das Bewusstsein, mit allen Angehörigen der Nation wesentlich gleiche Vorstellungen zu hegen und zu pflegen, wird Muth und Kraft des Einzelnen gehoben, und es ergiebt sich hieraus eine geistige Gesammtkraft des Volks, die Angesichts einer Zerklüftung in ungleichartige Vorstellungskreise unmöglich ist. Uebrigens hat auch die ungetrübteste Wahrheit nicht allzuviel zu bedeuten, wo sie nicht die Aussicht hat, sich allgemein zu verbreiten und die volle Genugthuung durch das Gefühl einer allseitigen in ihr vorhandenen Gemeinschaft herzustellen. Hiezu

kommt noch, dass ein solches Bewusstsein der Gemeinschaft in geistigen Principien auch sittlich erst das volle Bindemittel wird, durch welches sich das gegenseitige Verhalten in umfassender Zuverlässigkeit bestimmt. Allgemeinheit ist hier überall das Grundbedürfniss, und hievon blieben die Philosophien mit ihren, zum Theil sogar verlehrten, Bildungsvoraussetzungen und mit ihrer beschränkten Classendienstbarkeit weit entfernt.

Die zweite Beschränktheit, welche die epikureischen und stoischen Lehren ungeeignet machte, ein gehöriger Ersatz der Religion zu werden, war die in ihnen wesentlich vorherrschende Richtung auf nichts als praktische Lebenshaltung. Ein noch so geschicktes Abwägen der einzelnen Acte des Verhaltens in Rücksicht auf die Gesammtwirkung an Lust und Schmerz, oder aber eine noch so entschiedene Pflege des Heroischen in der menschlichen Natur zur innern und äussern Bekämpfung übler Situationen, — solche Wendungen zur Gestaltung des Einzeldaseins waren sicherlich nicht genügend, um das geistige Bedürfniss auszufüllen. Dennoch waren dies die einzigen wahren Elemente und Ansätze, die sich inmitten des vielen Irrthums jener Philosophien und namentlich der Verkehrtheiten des oft heuchlerisch gerathenen Stoicismus fanden. Der Welt- und Lebenshorizont wurde so gut wie nicht aufgehellt. Die Religionsvorstellungen hatten in ihrer Art in dieser Richtung mehr aufzuweisen, was, wenn auch abergläubisch, doch dem menschlichen Streben entsprach. Selbst in die Phantasien über die Unterwelt mischte sich doch gelegentlich ein Zug von Todtenrichterthum und Gerechtigkeit. Das Göttersystem aber entsprach den verschiedenen menschlichen Leidenschaften und Bedürfnissen; es war darin, wenn auch auf phantastische Weise, einigermaassen für das griechische Herz gesorgt.

Wie herzlos und kahl nahmen sich dagegen jene Philosophien und namentlich der Stoicismus aus, der das vereinzelte Selbst auf die Spitze trieb und es auf dieser Spitze oft wunderlich balanciren liess. Wenn nicht eigentliche ungerechte Selbstsucht, so doch ein nahe an diese grenzendes selbstisches Wesen, welches den Menschen vereinzelte und isolirte, war überhaupt ein Charakterzug beider Philosophien. Auch erklärt sich dieser Zug leicht. Jene Lehren waren dazu gemacht, im Schiffbruch von Staat und Gesellschaft das Individuum an sich selbst zu weisen, damit es aus eignen Mitteln sich inmitten der wüsten

Auflösung aller öffentlichen Zustände eine haltbare Pesition schaffe. Hierin bestanden auch die besten Dienste, die von jenen in der griechisch-römischen Welt wirklich weitgreifenden Philosophien ausgingen. Da diese Lehren, abgesehen von einigem verlehrten Nebenwerk, welches der Stoicismus mitschleppte, einfach und verständlich waren, so gelangten sie auch zu ziemlich breiten Schichten. Einen grossen Antheil hieran hatte aber auch die in ihnen vorherrschende Beschränkung auf blosse Lebensweisheit. Ueber die allgemeinen Welt- und Seinsfragen vermochten sie nichts Eindringliches und Befriedigendes, geschweige etwas zugleich Populäres darzubieten. Der menschliche Sinn strebt aber unter allen Umständen nach einem Abschluss der Anschauungen, sollte er ihn auch nur um den Preis der Unwahrheit, der Phantastik und des Aberglaubens erreichen. Ein solcher Abschluss lag stets in den religiösen Systemen, so verkehrt er auch darin gerathen sein mochte. Ein solcher Abschluss fehlte aber jenen Lebensphilosophien, welche die Grenzen des Daseins undecorirt liessen und den Menschen der Gesammtwelt in Rücksicht auf die höheren Fragen gradezu entfremdeten. Was halfen einige atomistische Perspectiven, wie im Epikureismus, oder die Splitter von Einheitsvorstellungen über die Natur, wie sie im Stoicismus neben andern Abfällen der verschiedensten philosophischen Systeme ihr Wesen trieben? Aus Alledem konnte nichts werden, was den Menschen mit seinem Schicksal ausglich und ihn mit Leben und Tod befreundete. Dazu gehörten weitere Perspectiven, von denen im griechischen und römischen Nationalcharakter nur wenig angelegt war. Aber auch dieses Wenige, welches in der Religion Ausdruck gefunden hatte, fand ihn in jenen verbreiteteren Philosophien nicht. Kein Wunder daher, dass diese Philosophien, ungeachtet ihrer praktischen Dienste, doch nicht im Stande waren, eine nachhaltige geistige Führerschaft von der Tragweite einer Religion zu sein.

2. Vom Aberglauben der Religion befreit werden, ist ein Vorgang, der, solange er dauert, schon allein eine gewisse Befriedigung mitsichbringt. Eine solche befreiende Kraft hat nun allerdings allen klaren und entschiedenen Philosophien, in antiker und in moderner Zeit, eingewohnt, und eine Zeit lang ist das Unzureichende der betreffenden Lehren weniger empfunden worden, weil sich die Menschen, die ihnen anhingen, vom Aber-

glauben entlastet fühlten. Diese Art von Genugthuung konnte jedoch nicht vorhalten; sie konnte nur das Stadium erfüllen, mit welchem sich der Uebergang vom Aberglauben zur Aufklärung vollzog. Sobald die erste Befriedigung über die geistige Emancipation wich, musste sich das positive Bedürfniss in verstärktem Maasse regen. An der blossen Wegräumung von Irrthümern kann sich der Mensch nicht auf die Dauer genügen lassen. Er will für die Fragen, in deren Beantwortung seine religionschaffenden Vorfahren geirrt, nach der Nachweisung der Irrwege nun auch die rechten Wege zur Lösung gewiesen haben. Er will nicht blos negative, sondern positive und directe Vorstellungen der Wahrheit gewinnen. An diesem Bestreben wird er so hangen, dass er zehnmal eher neue Abwege einschlagen und neuen religiösen Lehren anheimfallen, als sich mit dem rein Negativen begnügen und auf eine positive Lösung gänzlich verzichten wird. Dies ist der innerste Grund, aus welchem sich die sonst räthselhafte Thatsache erklärt, dass auch die höhere Bildung und der aufgeklärte Sinn leichter einem neuen Aberglauben anheimfallen, als bei der Kahlheit blosser Verneinungen und einer dürren Weltauffassung verbleiben. Solchen immer neuen Irrgängen kann offenbar nur dadurch gesteuert werden, dass etwas Positives nicht blos mit der Gewalt der Religion, sondern mit einer der Religion überlegenen Macht in die Lücke tritt. So Etwas hat aber keine Philosophie, weder in der alten noch in der neuen Zeit, leisten können.

Der Epikureismus zeichnete sich, wie auch aus seiner dichterischen Darstellung durch Lucrez ersichtlich ist, grade dadurch aus, dass er von der Götterfurcht erlöste. Doch hatte Epikur selbst eine offene und directe Leugnung der Götter nicht einmal gewagt, sondern ihnen mit ironischer Höflichkeit Plätze zwischen den Atomen angewiesen. Er hatte nur behauptet, dass sie sich um das Loos der Menschen nicht kümmerten, und dies war allerdings ein praktisch entscheidender Punkt; denn die Menschen werden sich um Götter, die sich um sie nicht kümmern, sicherlich auch nicht kümmern. Der Stoicismus dagegen machte mehr Zugeständnisse und vertrug sich daher auch oft genug mit einigen religiösen Ueberbleibseln. Die Kraft zum Verneinen des Aberglaubens war also in jenen Philosophien nicht einmal voll und ganz; wie hätte sich bei ihnen eine positiv schöpferische

Kraft finden sollen! Die älteren tieferen Philosophien, die aber nicht in die Breite ausliefen, sondern der Besitz vereinzelter und nicht sehr zahlreicher Gefolgschaften blieben, hätten hier und da eher einige Ansatzpunkte zu schöpferischer Weltanschauung dargeboten; aber sie waren zu dunkel oder dialektisch zu umsponnen, um unmittelbar zugänglich zu sein und eine allgemeine Lehre ergeben zu können. Ihre Ideale hätten allenfalls etwas von der Religionslücke ausfüllen können; aber zu welchen Unbestimmtheiten wurden diese Conceptionen der mächtigsten Geister nicht schon unter den Händen eines Plato! Dieser war sich über seine Ideen selbst bis zu dem Punkte unklar, dass er bei seinen Grundbegriffen Gleichnisse zu Hülfe nahm, dialogisirend schwankte und sogar an ein mystisches Anschauen appellirte. Ueberdies blieb er weit davon entfernt, die Götter und die religiösen Vorstellungen offen und vollständig abzuthun. Sein Allegorisiren war auch hiezu wahrlich nicht geeignet. Bei ihm und bei den meisten Andern, die sich, wie Aristoteles, noch mehr den Zuständen anbequemten, kam es noch nicht einmal zu solcher Auflehnung gegen den Aberglauben wie bei Epikur. Mochten also immerhin aus der älteren besseren und vorplatonischen Ueberlieferung des griechischen Denkens einige Keime zur Bildung einer entschiedenen Geistesmacht vorhanden sein, so sind diese doch durch das spätere philosophische Treiben erstickt worden. Was übrig blieb und eine breitere Rolle spielte, nämlich der Epikureismus und Stoicismus, hatte, wie schon gekennzeichnet, nicht die Elemente in sich, um schöpferisch belebend zu wirken. Es war nur eine systematische Nachhülfe zu der sich auch übrigens durch die Verwesung der Religion vollziehenden, wesentlich negativen Emancipation.

So war denn die Philosophie überhaupt von vornherein wie später nicht geeignet gewesen, die Lücke, welche durch das Verwittern der Religion entstand, in der Hauptsache auszufüllen. Sie war nicht einmal dazu gelangt, den engen Rahmen zu sprengen und an die Masse der Gesellschaft zu gelangen. Sokrates ist der Einzige gewesen, bei dem das Bestreben sichtbar wurde, die Philosophie nicht blos aus der Sophistik, sondern auch aus ihrer sonstigen Verlehrtheit herauszureissen. Seine Moral war in der That nicht blos eine gemeingültige, sondern auch eine gemeinverständliche. Auch in Beziehung auf die Götter scheint

er positiv verfahren zu sein; denn er suchte durch Verallgemeinerungen eine Art von religiösem Glauben als Kern der überlieferten Vorstellungen zu gestalten und an die Stelle des beseitigten rohen Aberglaubens zu setzen.

An Sokrates hat sich in der That in der spätern Entwicklung viel angeschlossen, aber nur nicht das, was ihm bei seiner reformatorischen Stellung das Wichtigste sein musste. Man war zu unfrei, zu muthlos und auch wohl sonst zu unfähig, um ihm in dem Hauptpunkte zu folgen. Ja seine Schüler hatten ihn hierin wohl kaum äusserlich begriffen, geschweige dass sie die Eigenschaften gehabt hätten, sein Werk auszuführen. Was schliesslich aus dem an Sokrates anknüpfenden Cynismus und Hedonismus wurde und zu einiger Tragweite in der Gesellschaft gelangte, kennen wir ja als Stoicismus und Epikureismus genugsam. Plato aber hatte mit seiner vornehm luxuriösen Manier des Philosophirens schon gleich wieder weit von seinem Meister abgelenkt und dessen Sache verunstaltet, wo nicht verrathen. Bei Platos Schüler Aristoteles ging die Philosophie bereits im Schultreiben auf und verlief sich im gelehrten Sande. Da war alles Reformatorische, von dem Plato noch einige Züge gehabt hatte, völlig verloren, und die matte, alles Aufschwungs baare Anschmiegung an das Herkömmliche und Gewöhnliche maassgebend.

Es ist schwierig, zu erkennen, warum die reformatorische Unternehmung des Sokrates keinen volleren Umfang gewann und daher auch nicht zu einer gesellschaftlichen Schöpfung, ja nicht einmal zu einer geistigen Stiftung führte, die grosse äussere Tragweite unter der Volksmenge hätte haben können. Sokrates hatte sich allerdings sozusagen an Jedermann gewendet; aber er hatte dies, was wohl zu beachten ist, nur mit der Moral vermocht. In Beziehung auf das der Religion Verwandte war theils der äussere Druck, der auf jeder freien Initiative lastete, zu gross, theils hatte auch wohl Sokrates selbst nicht die Neigung, hier unumwunden mit einer allgemeinen Volkslehre aufzutreten. Selbst sein Märtyrerthum hat in dieser Richtung nichts Entscheidendes sichtbar werden lassen. Es scheint, dass überhaupt der griechische Geist nicht dazu beanlagt war, ausser seiner nationalen Religion noch eine zweite, diesem Gebiet verwandte und zugleich volksmässige Schöpfung hervorzubringen. Sokrates beschränkte sich in dieser Hinsicht, wie schon angedeutet, wesentlich darauf, die über-

lieferten Religionsvorstellungen zu reinigen und zu allgemeineren Gedanken umzuarbeiten. Dies ist aber nicht der Weg, einer alten verwitternden Religion ihren verjährten Besitz abzunehmen. So mag es sich erklären, warum die Sokratischen Ansätze, welche dem Begriff des Guten und der Weisheit in den Dingen gleichsam als Göttern huldigten, in der griechischen Gesellschaft auf kein hinreichend entsprechendes Medium trafen. Auch waren die griechischen Grundvorstellungen vom Guten in der That durch den Nationalcharakter derartig bemessen, dass sich von dieser Grundlage aus eine der alten Religion überlegene Schöpfung nicht gewärtigen liess. Die übermässige Schätzung der List, das Sichgefallen in dialektischen Wortkünsten, der spielerische, fast an das Kinderhafte streifende Sinn, das blosse Künstlerthum und die Befriedigung an einer Art Schöngeisterei und blossem Witz waren Züge, die grade in den bestbeanlagten der griechischen Stämme darauf hindeuteten, wie hier der Boden für den vollsten und tiefsten Ernst nicht zubereitet war.

Was die Philosophie Einzelnen, namentlich ihren Schöpfern selbst, leistete, kann hier nicht in Betracht kommen; denn bei dem Ersatz der Religion handelt es sich um die äussere gemeinschaftliche Wirkung. Nimmt man also diese vereinzelten Dienste aus, die sich fast ausschliesslich auf die leitenden Geister selbst beschränkten, so muss man überhaupt von aller antiken Philosophie sagen, dass sie zwar schliesslich eine Art Surrogat der Religion bei Höhergebildeten wurde, dass dieses Surrogat aber weit davon entfernt blieb, ein zureichender Ersatz oder gar etwas Vollkommneres zu sein. Ausser den übrigen Hindernissen wirkte auch noch im eignen Bereich eine Hemmung mit. Diese bestand darin, dass grade die besten Philosophen am meisten auf den Abweg geriethen, die Religionsvorstellungen nur modeln zu wollen. So etwas führt nur zu einer aufgeklärten philosophischen Religion, aber nicht über die Religion hinaus. Mit solchen Mitteln lässt sich die alte Religionsmacht, so verrottet sie auch schon sein möge, nicht entwurzeln. Im Gegentheil wird durch solche Wendungen der alte Aberglaube oft unabsichtlich gestützt. Die neuere Zeit liefert hier noch sprechendere Beispiele; doch es lohnt sich nicht, dieser aus sich selbst verständlichen Wahrheit noch in die geschichtlichen Thatsachen hinein weiter nachzugehen. Es wird auch ohnedies aus dem Bisherigen klar sein, dass die antike Philosophie, die

auch wesentlich das Muster der modernen geworden ist, schon überhaupt als Philosophie, und nicht blos des griechischen Nationalcharakters wegen, nicht im Stande sein konnte, die höheren über die Religion hinausführenden Ziele zu erreichen.

3. Die neuste Lage, die man seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in ein ziemlich gleichartiges Bild zusammenfassen kann, ist in Vergleichung mit der antiken dadurch eine wesentlich abgeänderte, dass die Philosophie, wo sie überhaupt noch in grösserer Breite ein weiteres Publicum gehabt hat, nicht nur in Anknüpfung an die moderne Wissenschaft aufgetreten, sondern auch bald durch Ideen von gesellschaftlicher Tragweite abgelöst oder, wenn man will, ergänzt worden ist. Der einzige Fall, in welchem moderne Philosophie zu einer einigermaassen breiten Wirksamkeit im Bereich des Publicums höherer Bildung gelangte, ist derjenige der encyklopädistischen Propaganda gewesen. Diese Anregung, die auf und von dem Boden Frankreichs durch einen Kreis von Schriftstellern ausging, lässt sich zwar nicht unmittelbar mit der Rolle der verbreitetsten Lebensphilosophien des Alterthums vergleichen, ist aber doch dazu, was die eigentliche Philosophie betrifft, eine Art Seitenstück geworden. Im Uebrigen hat nämlich in der neuern Zeit die Philosophie vorherrschend ein, wo nicht von der Kirche, da doch vom Staat regulirtes und gedrücktes Schattendasein geführt. Wirkliche Philosophen von schöpferischer Kraft, die über den Gewerbsgelehrten und der hörigen Schulschablone standen, wie Giordano Bruno, sind natürlich auszunehmen, haben aber auch mit ihren hinterlassenen Schriften begreiflicherweise nur sporadisch wirken können.

Die französischen Encyklopädisten waren zwar nicht original, d. h. sie verarbeiteten nur bereits vorhandene Ideen; aber sie waren im eigentlichen Sinne des Worts Fahnenträger des Geistes der religiösen Emancipation und brachten auf diese Weise vor ein breiteres Publicum, was bei einzelnen Denkern und Wissenschaftern zu finden war, aber andernfalls dort auch in der Vereinzelung verblieben wäre. Waren doch auch die antiken philosophischen Secten der Epikureer und Stoiker am wenigsten original gewesen und hatten sie doch nur durch die Zurichtung ihrer Lehren für eine breitere Propaganda einen so entschieden markirten Einfluss erlangt! Die encyklopädistischen Fahnenträger des freien Geistes hatten nicht einmal, wie jene antiken Richtungen, specielle

charakteristische Lehren angenommen. Sie stimmten nur in der Bekämpfung des Aberglaubens und in dem Bestreben der Reduc:rung der Religionsvorstellungen überein. Während Einzelne, wie Diderot selbst, schliesslich den Atheismus streiften, hielten Andere, wie der auch zu den Encyklopädisten zu rechnende Voltaire, an einer, wenn auch völlig verblassten Gottesvorstellung fest. Ja Letzteres war sogar der conventionell für die Encyklopädie angenommene Standpunkt. Diese Varianten und Wendungen sind jedoch Nebensachen; Hauptsache blieb die volle Einigkeit im Frontmachen gegen die Religionsautorität und in der Entwicklung der verschiedensten Ergebnisse des freien Denkens. In diesem Hauptpunkt haben die leitenden Schriftsteller jener Zeit und jenes Landes auch dann, wenn sie nicht im eigentlichen Sinne Encyklopädisten waren, mit ausserordentlichem Erfolg gewirkt. Dies hat sich bald in der französischen Revolution und besonders bei deren Höhepunkt gezeigt, als man auch formell durch Gesetz an die Abschaffung der Religion ging. Obwohl dieser verfrühte Act bald rasch wieder einer Reaction weichen musste, die mit dem Cultus des höchsten Wesens begann, so ist es doch immerhin ein weltgeschichtliches Symptom, dass überhaupt einmal eine Abschaffung der Religion durch die Gesetzgebung zur That geworden ist. Freilich lag der Irrthum darin, durch Gesetze über Nacht Etwas machen zu wollen, zu dessen Durchführung die Gesellschaft doch noch weiter gereift sein muss, als sie es in den bisherigen neuern Jahrhunderten sein konnte. Gesetze in dieser Richtung können nur dann durchgreifen, wenn sie einer ohnedies vollendeten Thatsache nur den formellen Stempel aufzudrücken haben. Zu einem solchen Zustande der Ueberzeugungen hatte es aber die verhältnissmässig kurze und auf die Elite der Bildung beschränkte Anregung der Encyklopädisten begreiflicherweise nicht bringen können.

Ueberdies fehlte es an der positiven Macht. Die Verneinungen allein sind nicht im Stande, die Ueberzeugungen der ganzen Gesellschaft derartig umzuwandeln, dass allseitige Fähigkeit und Bereitschaft vorhanden ist, der Religion den Abschied zu geben. Man giebt wohl dem roheren Aberglauben den Abschied; aber man bleibt noch vielfältig in verallgemeinerten und gleichsam gereinigten Religionsvorstellungen hängen. Voltaire selbst, der durch seinen Spott soviel zur Zerstörung des Aberglaubens gethan hatte, heftete sich, wie schon erwähnt, noch immer an einen

kahlen Gottesbegriff, von dem man freilich nicht einmal sagen konnte, ob er wirklich einen Gott oder vielmehr einen Teufel vorstellen sollte. Nur soviel war gewiss, dass ihm die Rolle zugetheilt wurde, Urheber der pessimistisch bespöttelten Welt zu sein.

Rousseau, der Gegner Voltaires und der Encyklopädisten, vertrat die alte Religionspositivität in reducirter Form und wurde, da er auf diese Weise und seines tieferen Ernstes wegen in einen unmittelbaren Conflict mit dem Bestehenden gerieth, grade derjenige, der unter dem Vorwand der Religion die meiste Verfolgung zu erdulden hatte. An diesem mächtigen Geist ist aber für unsern Gesichtspunkt nur die Thatsche von Interesse, dass er dem Bedürfniss nach Gerechtigkeit in seinen bürgerlichen Hauptdogmen einen jenseitigen Ausdruck verlieh. Unsterblichkeit und ein vergeltender Gott, der nach dem Tode belohne und strafe, waren die beiden Hauptpunkte seines Glaubensbekenntnisses, die er als staatliche Religion überall aufrechterhalten wissen wollte, während er alles Andere dem Gebiet der gesellschaftlichen Freiheit und Toleranz anheimstellte und in dieser Sphäre nur die Unduldsamkeit nicht geduldet wissen wollte. Man sieht sofort, dass jene Rousseauschen Glaubenssätze nur allgemeine Religionsreste waren, und dieser Entwicklungsgang zu abstracteren Excerpten der Religion ist ja auch der alte weltgeschichtlich bekannte, dem grade die positivsten Philosophen auch schon im Alterthum am meisten anheimgefallen sind. Nebenbei bemerkt ist es auch ein Echo der Rousseauschen Wendung, aber in verlehrt gebrochener Form, gewesen, dass der Professor Kant seine drei Glaubensartikel, Gottheit, Freiheit und Unsterblichkeit, einführte. Die metaphysische Freiheit ist hier nur scheinbar etwas Anderes gewesen; denn sie war nur die Hülle für jenseitige Zurechnungsfähigkeit und Vergeltung. Im Grunde sollte nur, wie bei Rousseau, ein Sein und moralisches Handeln von jenseitiger Tragweite denkbar werden; sonst hatten diese Glaubensartikel keinen Zweck. Es war also wiederum eine Entlehnung aus der Religion, womit den blossen Verneinungen entgegengetreten wurde. Angesichts eines Zustandes der Ueberzeugungen, bei welchem der Rousseausche Religionsstandpunkt noch ein mächtiges Gegengewicht gegen die emancipirende Richtung sein konnte, war eine Abschaffung der Religion auch in Frankreich noch ein Anachronismus. Wirklich ging die Reaction dagegen auch zunächst nur im Sinne Rousseaus vor.

Aus ihm hatte Robespierre sich gebildet, und dieser war es auch, der die erste zurückschreitende Wendung dadurch machte, dass er ein höchstes Wesen gesetzlich wieder einsetzen liess.

Es ist immer bedauerlich, wenn man an dem Rousseauschen Feuergeist nur die schwache und nach rückwärts weisende Seite hervorzukehren hat. Jedoch selbst im Bereich dieser Schwäche lag ein Stück Stärke, und dieses beruhte auf dem positiven Ernst, mit welchem von Rousseau auch in seinen religionsrückständigen Lehren das menschliche Bedürfniss nach Befriedigung an der Ordnung der Dinge und nach einer tiefern Gerechtigkeit in dieser Ordnung vertreten wurde. Die Beengtheit lag nur darin, diesem Bedürfniss durch die Jenseitsphantastik der Religion entsprechen und so gleichsam den Credit der Religion als Zahlung jener gerechten Ansprüche geltend machen zu wollen. Gut und wohlthätig war es aber, dass überhaupt das tiefere Streben des menschlichen Geistes zum Ausdruck kam. Voltaire ärgerte sich bekanntlich überhaupt an Rousseau; weniger bekannt aber ist es, dass er ihn herabzuwürdigen meinte, wenn er ihn als Gothen bezeichnete, womit er das germanische Element im Genfer Rousseau andeuten wollte. Wir können mit dieser Schmähung zufrieden sein; denn grade auch nach seinen besten und tiefsten Seiten war jener Geistesführer und ideelle Reformator nichts weniger als von der rein französischen Art. Daher auch die gewaltige Kluft zwischen ihm und den eigentlichen Encyklopädisten, — eine Kluft, die in allen Gebieten und nicht etwa blos in den philosophischen Surrogaten der Religion gähnte.

Rousseau machte sich die Religion auf seine Weise, war aber dabei ebenfalls in seiner Weise zugleich Aufklärer. Die Encyklopädisten waren blosse Aufklärer und gingen in religiöser Beziehung dabei viel weiter; aber sie konnten nichts erzeugen, als höchstens jene Genugthuung, die das Freiwerden vom Aberglauben begleitet. Sie wendeten sich an den kritischen Verstand, während Rousseau auch das Herz der Menschheit bedachte. Wenn er in letzterer Hinsicht grade mit dem Religionssurrogat, d. h. mit seiner reducirten Religion nicht glücklich war, so hat er doch in andern Richtungen mehr für die Dauer gearbeitet, als irgend ein anderer Schriftsteller in seinem Jahrhundert. Er hat die Gesellschaft von Grund aus durchfurcht und schon erheblich in eine Richtung eingelenkt, die nach der Revolution

in den Ideen principieller Socialisten und sozusagen Positivisten der Gesellschaft, wie namentlich St. Simons, eine neu geartete Vertretung erhielt.

4. Das 19. Jahrhundert hat sich gleich von vornherein im Gebiet reformatorischer Ideen als ein socialistisches angekündigt, und diesem Gesichtspunkt sind in den Entwürfen reformatorischer Geister auch zunächst die Fragen nach dem Ersatz der verwitternden Religion zugesellt, ja meistens untergeordnet worden. An erster Stelle steht hier der Versuch des Grafen St. Simon, des eigentlichen Vertreters des im engeren Sinne Positivismus zu nennenden Systems. Wie er der Revolution gegenüber, die eine blos negative und kritische Macht gewesen sei, politisch und social positiv werden wollte, so verfolgte er auch im rein geistigen Gebiet eine ähnliche Positivität, die von der Kunst und der Wissenschaft ihren Ausgangspunkt nahm. In seinen spätesten Jahren gelangte er sogar ausdrücklich dazu, unter dem Namen eines „neuen Christenthums" eine Religion der gegenseitigen Menschenliebe zu entwerfen. Von Interesse ist für uns an dieser letztern Unternehmung nur die Sichtbarkeit des positiven Strebens, welches mit dem blossen Genügenlassen an encyklopädistischer Wegräumung des Aberglaubens contrastirt.

Bei St. Simons hervorragendem und undankbarem Schüler August Comte trat an die Stelle des neuen Christenthums eine neue Religion, die sich innerhalb der Wissenschaft halten wollte. In seiner letzten Entwicklungsperiode, die wieder mehr seiner ersten St. Simonschen Phase ähnlich wurde, hat er gradezu und ausdrücklich eine Art neuer Religion entworfen, um die Leerheit, welche die blosse Wissenschaft noch übrig liess, mit Etwas auszufüllen, was ohne Aberglauben auch den Ansprüchen des menschlichen Herzens Rechnung tragen möchte. Einen Gott, eine Unsterblichkeit oder überhaupt ein Jenseits gab es in dieser neuen Religion nicht. Dennoch aber war die Beibehaltung des Namens Religion nicht ohne sachliches Gegenstück; denn neben allen jenen theoretischen Verneinungen blieb doch eine Art Cultus bestehen, die den Religionsüberlieferungen in der allgemeinen Anlage entsprach. Beispielsweise bildete die ideelle Fortexistenz der Todten in der Erinnerung der Lebenden, also eine Art Gedenkcultus, einen wichtigen Bestandtheil. Es fehlte übrigens nicht an Verirrungen. Zu letztern gehörte die Vorstellung von

einer Affection und entsprechenden Verehrung in Beziehung auf Weltkörper. Jedoch ist überhaupt dieser ganze Comtesche Entwurf zu gestaltlos ausgefallen, als dass er sich durch einige markirte Striche hinreichend kennzeichnen und verständlich machen liesse. So sieht man auch nicht, was der blosse Wunsch an Stelle des Gebets noch religiös und gar in einem religiösen Cultus bedeuten solle. Die ganze Sache ist etwas zerflossen ausgefallen und hat in dieser Beziehung den St. Simonschen Affecten wieder entsprochen; ja sie ist ungeachtet aller Wissenschaft, die Comte als Ausgangspunkt hinter sich hatte, noch weniger bestimmt gerathen. Offenbar war die Aufgabe eines neuen Christenthums leichter als diejenige, eine Religion zu gestalten, in welcher alle überlieferten Grundbegriffe wegfallen und nur einige Analogien des Cultus platzgreifen sollten. Letzteres war ein zwiespältiges Unternehmen, in welchem sich die eingewurzelte Gewohnheit eines Ausdrucks der religiösen Gemüthsbewegungen auch nach der verstandesmässigen Verwerfung der religiösen Grundvorstellungen behaupten wollte. In der That hat August Comte in sich selbst den Religionsbann nicht vollständig zu durchbrechen vermocht; sonst hätte er von vornherein auch den Namen Religion beseitigen und sich übrigens davor hüten müssen, irgend eine Praktik, die er etwa als Ersatz des Cultus zur Geistesführung und zur Gemüthsbefriedigung für nöthig gehalten hätte, den religiösen Cultushandlungen ähnlich werden zu lassen und dabei gar noch den Katholicismus mit neun Sacramenten u. dgl. albern nachzuahmen.

Was den Comteschen Versuch besonders interessant macht, ist der Umstand, dass sein Urheber im Frankreich des 19. Jahrhunderts der einzige Philosoph von Bedeutung gewesen ist. Ja überhaupt hat Comte einzig und allein die streng wissenschaftliche Richtung, wie sie sich im Sinne des modernen freien Geistes gestaltet, in seiner gradezu als positiv bezeichneten Philosophie auszubilden unternommen. Sein wissenschaftlicher Positivismus, der seinem religiösen voranging, bestand darin, dass die Rubriken der eigentlichen Wissenschaft, von der Mathematik bis zur Gesellschaftslehre hin, alles für die Weltanschauung Werthvolle genugsam enthalten sollten, und dass darüber hinaus keine Erkenntniss möglich und daher auch nicht zu suchen sei. Wie hier eine Lücke blieb und sich der Abschluss auch nicht als endgültig bewähren

konnte, habe ich da, wo ich, wie in meiner Philosophiegeschichte und in der Geschichte der Nationalökonomie und des Socialismus, auf Comte näher eingegangen bin, schon früh bemerklich gemacht. Es war seitens blos wissenschaftlicher Anhänger Comtes sichtlich ein Gelehrtenirrthum, diese Unzulänglichkeit nicht zu begreifen und bei Comte nur das als berechtigt anerkennen zu wollen, was er im Cursus der positiven Philosophie sozusagen für die Philosophie der Wissenschaft und der Geschichte gethan hatte. Grade durch seine letzten Conceptionen, die übrigens auch seinen allerersten entsprachen, findet sich die Lücke, welche die in seinem Hauptwerk inzwischen niedergelegte Philosophie liess, nicht nur anerkannt, sondern auch mit einem, freilich schwachen Versuch ausgefüllt. Die innere Nothwendigkeit, die ihn dazu trieb, ein Religionssurrogat oder vielmehr eine Surrogatreligion zu entwerfen, ist grade das wichtige Symptom, zumal Comte mit seiner polytechnischen d. h. mathematischen und naturwissenschaftlichen Bildung und Basis sich als Philosoph so rationell gehalten hatte, wie Niemand vor oder neben ihm.

Hat also auch der Comtesche Religionsentwurf an sich nur den Werth eines Symptoms, so ist er doch als solches und überhaupt als Anzeichen für eine sich auch auf dem rationellsten Boden im 19. Jahrhundert einstellende Nothwendigkeit nicht zu unterschätzen. Ueberdies hat er gelehrt, dass die Meinung von der Genugsamkeit der Wissenschaft schwinden müsse. Schon St. Simon hatte Kunst und Wissenschaft, noch mehr aber die mögliche gesellschaftliche Rolle der betreffenden Classen überschätzt. Comte hatte sogar speciell an die Akademiker und überhaupt an die amtlichen Gelehrten als an eine Classe gedacht, welche die Priester ersetzen und wie diese die geistige Führerschaft des Volks zu übernehmen hätte. Er selbst hat es aber bei seiner auf Betreiben Aragos erfolgten Beseitigung von der Pariser polytechnischen Schule erfahren müssen, was diese Akademiefiguranten und Professorgestelle werth sind, und wie dieses Bereich selber eines bessern socialen Ersatzes bedarf. In der That sind die Universitätler und ähnliche Gelehrtenkategorien weit davon entfernt, einen leitenden und noch gar einen reformatorisch leitenden Beruf in der heutigen Gesellschaft geschweige in einer freien Gesellschaft ausüben zu können. Hiezu sind denn doch die Gelehrtenzustände, wie schon Adam Smith zum Theil

wusste, und wie ich nach den verschiedensten Richtungen nachgewiesen habe, zu verrottet und verderbt. Ja die Gelehrten spielen heut in ihrer Art und in ihrem Bereich grade jene falsche Rolle der Priester, die man beseitigen will. Im Bereich der höhern Bildung und Wissenschaft hat man mit den Religionspriestern nichts Ernstliches mehr zu schaffen; wohl aber gilt es hier, den Obscurantismus der Gelehrten sowie deren unterdrückerische Selbstsucht zu brechen. Im amtlichen Gelehrtenbereich liegt heute die eigentliche Hemmung der Wissenschaft und hinreichenden Aufklärung. Hier hat man also nicht die Organe, sondern die Feinde einer bessern Ordnung der geistigen Angelegenheiten zu suchen. Die Umkehrung hievon war aber der Comtesche Ausgangspunkt, und hierin lag ein charakteristischer Irrthum seiner ganzen Anschauungsweise, von der er zwar theilweise zurückkam, die er aber nie mit der grade entgegengesetzten zu vertauschen vermochte. Er blieb trotz Allem doch noch zu sehr im Vorurtheil für die vorhandene Gelehrtenclasse befangen, so dass er von dem colossalen Gegensatz, in welchen sich diese je länger desto mehr zur freien und fruchtbaren, von selbständigen Naturen geschaffenen Wissenschaft stellt und stellen muss, keine Ahnung hatte. Was die Priester in Beziehung auf Religionsrückständigkeiten und Irreführung der Gesellschaft im Gebiete der Religion, das sind die Amts- und Gewerbsgelehrten, ja das sind, mit wenigen persönlich vereinzelten Ausnahmen, überhaupt die gelehrten Classen in Beziehung auf wirkliche Förderung der Einsichten. Sie sind gleich den Priestern Unterdrücker und Verfolger und wenden die meiste Sorge darauf, die ihren Monopolen unbequemen Fortschritte zurückzuhalten, lassen es aber an jeder Bemühung fehlen, ihre träge und hemmende Geschäftsbehandlung und Unterrichtsmanier auch nur ein wenig zu verbessern. Uebrigens muss sich mit tieferem Eindringen in die verlogenen Zustände sogenannter Wissenschaft und zwar heute auch ganz besonders der frechgewordenen Naturwissenschaft das Urtheil noch schärfen und der innerste Zusammenhang zeigen, in welchem die Eigenschaften des Verlehrtenthums aller Zeiten, von den eigentlichen Priestern bis zu den sich exact anstellenden Figuranten hin, gestanden haben. Es hat die täuscherische Wissenschaft verschiedene Stadien durchlaufen, indem sie zuerst als eigentliches Priesterthum figurirte und sich zuletzt als exactes Dämchen mit einer

Eitelkeit, Süffisance, Frivolität und Corruption aufspielte, die, wie ich anderwärts (namentlich in der Schrift über Robert Mayer und in hervorstechendster Weise in deren neustem zweiten Theil) nachgewiesen, alle Ausgeburten der Priesterverderbniss bereits überboten hat.

5. Für den Hauptzweck, wohin Alles in der neuern Geistesentwicklung abzielen muss, nämlich für die Ersetzung der Religion durch eine bessere Geistesbefriedigung und edlere Geisteshaltung, ist grade die Gelehrtenclasse am allerwenigsten tauglich. Sie hat, durch Einbüssung des Sinnes für Wahrheit und Natürlichkeit, in sich selbst mehr Ueberzeugungslosigkeit und Blasirtheit entstehen lassen, als sich irgendwo sonst vorfindet. Verlehrtheit, übel angebrachte Zweiflerei, Abgestumpftheit, Unfähigkeit zu echter Kritik, — das sind die in der Gelehrtenclasse herrschenden Eigenschaften. Auf diesem Boden eine Hinwendung zum echt Positiven und zu lebensfrischer Erfassung schöpferischer Wahrheiten gewärtigen, heisst dem vertrockneten oder aber verwesten Holz die Aufgabe stellen, für eine neue Vegetation zu sorgen. Nichts steht dem lebendigen Streben nach geistesbefriedigender Wahrheit so sehr entgegen, wie die blasirte Haltungslosigkeit der verlehrten Gesellschaftselemente. Dies ist auch da der Fall, wo noch anscheinend etwas wirkliche Wissenschaft im Spiele ist, oder wo sie es, trotz Allem, wenigstens einigermaassen sein könnte, wie in der Naturforschung. Auch hier fehlt ein lebendiger Zusammenhang mit den höchsten menschlichen Ausblicken; auch hier ist es vorherrschend ein kahles, oft genug auch ein hohles Treiben, welches sich als wunderwichtige Wissenschaft breit macht und gern unbesehen von dem gebildeten Volke autoritär anstaunen lässt. Von solcher Art ist, um nur ein Beispiel aus der niedern Naturwissenschaft zu wählen, die Mode des Darwinismus, in welchem der Lamarcksche Kern von soviel Unwahrheit und soviel unsittlicher Daseinskampflehre umhüllt ist, dass man Mühe hat, die ihm zu Grunde liegende Errungenschaft des bessern französischen Forschers davon abzusondern und rein zu erhalten.

Dennoch hat man es, und zwar grade auf deutschem Boden, wenn auch nur seitens eines abgewirthschafteten christlichen Theologen jüdischer Abstammung, fertig bekommen, den Darwinismus, verbunden mit Dichterlectüre und anderm Kunst-

genuss, als Religionssurrogat zu empfehlen. Der verstorbene Herr David Strauss gehörte freilich selber zur Species der Verlehrten und Blasirten und hat daher mit seinem „Neuen Glauben" an die religionsersetzende Kraft der Darwinismusspielerei nur bekundet, dass er von dem Wesen echter Ueberzeugungen keine Ahnung hatte. Ueberdies dachte er sich für seinen neuen Glauben nur privilegirte Gebildete, die gleich ihm Dilettanten der Verlehrtheit spielen wollten, als Gläubige. Es fehlte also das Haupterforderniss eines Religionsersatzes, nämlich gleich der Religion allgemein und für alles Volk zugänglich zu sein. Doch auf solchen Umstand aufmerksam machen, heisst den Straussischen neuen Altenweiberglauben schon zu ernst nehmen. Er ist wesentlich eine komische Erscheinung gewesen; denn wenn man sich besieht, wie mitten aus der Verlehrtheit und Blasirtheit heraus die Reclame für Hauptmodeartikel der Verlehrtheit und Haltungslosigkeit, ja eine Art Sammelsurium meist todtgeborner wissenschaftlicher Tagesabfälle, und dies Alles noch dazu sachunkundig und verkehrt wie von einem Zerrspiegel wiedergegeben, einen lebendigen Glauben schaffen soll, der in die Lücke der Religion einzutreten habe, so ist dies ein Widerspruch zum Lachen. In der That giebt es keinen komischeren Contrast, als wenn man sich die verlehrten Männchen, mit ihrem Mangel an Ueberzeugung und Gesinnung, in ihrer schwankenden Haltung, Verworrenheit und allseitigen Zerfahrenheit, — also kurz gesagt, wenn man sich diese Eunuchen der Wissenschaft auf der einen Seite und auf der andern die Forderung denkt, etwas zu schaffen, wozu die vollste Energie des ganzen Menschen und ein nachhaltig überwindender Muth erfordert werden.

Doch sehen wir von dieser Gelegenheitsstreifung einer Albernheit ab, wie sie fast nur auf verkommenem theologischen Boden möglich ist. Fragen wir vielmehr ganz im Allgemeinen, wie zum Theil schon bei Gelegenheit der ernsthafteren Unternehmung Comtes geschehen ist, danach, was die Wissenschaft, auch wenn sie von besserer Artung ist, in Beziehung auf den Religionsersatz zu leisten vermöge. Eine Specialantwort ist durch das Comtesche Beispiel selbst gegeben. In positiver Hinsicht blieb die Wissenschaft unzulänglich. Eine allgemeinere Antwort ist aber in der Rolle enthalten, welche die moderne Wissenschaft überhaupt schon seit Jahrhunderten gespielt hat. Gewiss hat sie

aufgeklärt und nebenbei manchen gröberen Aberglauben weggeräumt; aber sie hat selbst in bedeutenderen Vertretern nicht einmal die religionsmässig eingeimpfte wissenschaftswidrige Denkweise zu bemeistern vermocht. Ein Hauptbeispiel dieser Art wird immer Newton bleiben, und zwar nicht vorzugsweise wegen seiner biblischen Commentare, über die sich, als ausserhalb der Wissenschaft belegen, noch am ehesten hinwegsehen liesse, — sondern weil der englische Forscher grade sein wissenschaftliches Denken selbst und zwar in Hauptpunkten theologisch schief gestaltet hat und hiedurch verleitet worden ist, in der Natur einen Mangel an Gesetzmässigkeit anzunehmen, durch den die Dinge schliesslich in Unordnung kämen und der Zurechtschiebung durch die berichtigende Hand des Herrgottes bedürften. Man kann letztere Missvorstellung Newtons nicht oft genug erwähnen; denn sie ist ein Zeugniss gegen die so oft fälschlich behauptete Kraft der Wissenschaft, wenigstens der Specialwissenschaft und derjenigen Forschungsart, die, von den herkömmlichen Antrieben bestimmt und in deren Schranken gehalten, gegen höhere allgemein menschliche Ziele gleichgültig ist. Mit Galilei war dies nicht der Fall; aber dies stammte nicht aus seiner Wissenschaft, sondern aus seinem Charakter und aus der Art, wie er den Beruf zur Wissenschaft auffasste. Seine Auffassung schloss Zwecke ein, die über die Wissenschaft hinausreichen. In solchem Falle ist es aber nicht die blosse Wissenschaft, was frei macht und Muth schafft, sondern es ist ein allgemeineres menschliches Selbstgefühl, durch welches die Forschung veredelt und zu kühneren Zielen geleitet wird.

Wie sollte auch irgend ein Specialwissen, und wäre es noch so wichtig, an sich selbst den ganzen Umfang des menschlichen Geistes mit allen seinen Elementen zu einer durch und durch veränderten Denkweise bestimmen können? Mathematische und mechanische Kenntnisse vertragen sich mit viel Aberglauben; denn diese abstracten Gesichtspunkte berühren sich kaum mit den intimeren Bedürfnissen des Geistes. Es ist daher auch nicht zu verwundern, dass die strenge Wissenschaft an sich und isolirt nur Weniges zur Austreibung des Aberglaubens, aber so gut wie Nichts in der Richtung auf eine positiv bessere Geisteshaltung gefruchtet hat. In ihrem eignen Bereich sehen wir vielmehr in der jetzigen Zersetzungsepoche den wüstesten Aberglauben, wie

an mehralsdreidimensionale Räume, an antieuklidischen Unsinn, an physikalischen Spiritismus u. dgl. im Flor, ja nicht blos in Mode, sondern in autoritärer, durch sogenannte grosse Autoritäten gestützter Geltung.

Lässt man sich aber auch durch die erwähnten Missbildungen nicht gegen die Wissenschaft selbst einnehmen, so bleibt doch noch immer die schon früher lang erprobte Unzulänglichkeit bestehen. Auch wende man nicht ein, dass es nur Specialwissenschaften sind, die in Beziehung auf den Religionsersatz wenig bedeuten und noch überdies nicht einmal eine zuverlässige Widerstandskraft gegen religiöse Vorurtheile insichtragen. Die Gesammtwissenschaft, soweit eine solche überhaupt als vorhanden zu betrachten ist, leistet das Erforderliche auch nicht. Wer hat allenfalls die Wissenschaft zu einer Einheit zusammengefasst? Doch nicht blosse Specialisten, sondern philosophische Geister! Was nun aber die Philosophie der Wissenschaft oder die philosophisch zusammengefasste Wissenschaft vermöge und nicht vermöge, das ist an dem Beispiel Comtes deutlich genug sichtbar geworden. Zurückführung auf Philosophie im engern Sinne des Worts würde aber unsere Frage wesentlich dahin wenden, nicht was die Wissenschaft allein, sondern was sie im Rahmen eines philosophischen Systems leisten könne. Alsdann würde der philosophische Antrieb die Hauptsache sein, und die Wissenschaft nur unter seinem Einfluss wirken. Die Frage aber, wieweit die Philosophie, ohne oder mit eigentlicher Wissenschaft, reiche, haben wir uns schon weltgeschichtlich beantwortet. Unter allen Umständen wird die Wissenschaft nur dann für das hier fragliche Hauptziel etwas beitragen, wenn sie unter Antrieben gestaltet und benützt wird, die aus den höhern, über die Wissenschaft hinausragenden Charakterbestandtheilen edel gearteter menschlicher Natur stammen. Der volle menschliche Charakter mit seiner höchsten Energie ist es, von welchem auch die Wissenschaft, versteht sich wirkliche Wissenschaft, zum Organ allgemeiner Geistesbefriedigung und Geistesführung gemacht werden kann. An sich, d. h. ohne das Hinzukommen dieser Verbindung, ist die Wissenschaft ein solches Organ nicht; aber auch wenn sie es wird, bleibt sie immer nur Mittel neben andern Mitteln. Auf oberste Führerschaft kann sie daher keinen Anspruch machen. Wirklich haben auch die grossen Naturen, deren wissenschaft-

liche Leistungen mit einem allgemein menschlichen Streben erfüllt waren, nur dadurch diese höhere Function geübt, dass in ihnen zum wissenschaftlichen Interesse noch ein mächtiges Wollen hinzutrat, welches auf eine Veredlung alles Menschlichen gerichtet war. Auch sind nur um solcher Eigenschaften willen Grössen der Wissenschaft überhaupt einer eigentlichen Verehrung werth, und die Fälle, in denen Derartiges in diesen oder jenen Zügen sich findet, sind äusserst spärlich. Verzichten wir also auf eine falsche Glorification der Wissenschaft in einer Richtung, in welcher ihr Ruhm nicht liegen kann.

Ja verzichten wir nicht blos auf so Etwas, sondern bereiten wir uns auf das grade Gegentheil, nämlich eine Stigmatisirung der kurzweg sogenannten Wissenschaft allmälig vor, welches mit noch weiter gesteigerter Einsicht kommen muss und dessen thatkräftige Vertretung eine Vorbedingung ist, wenn der jetzt absehbar höchste reformatorische Standpunkt eingenommen werden soll. Was sich kurzweg Wissenschaft nennt und sich überall in gespreizter Weise zur Schau stellt, ist bekanntlich der Inbegriff des Meinens und Wollens des Verlehrtenthums, namentlich, um gleich die heute sich souverän dünkende Spitze zu treffen, des mathematistelnden und naturwissenschaftelnden Verlehrtenthums. Diese Donna Wissenschaft ist nun aber, meinen anderweitigen Kennzeichnungen gemäss, als verkommene Dirne entlarvt worden, die ihr verdorbenes Leben und ihre widerliche Physionomie durch das bekannte Schaugepränge der Congresse dem eindringenden Blick auf die Dauer nicht verhehlen, sondern nur immer mehr offenbaren wird. Die Geister der Lüge, der Spitzbüberei und zugleich der öden kahlen Blasirtheit, die hier allgemein und in einzelnen Personen herrschen und gefeiert werden, geben denen des alten Priestertruges, wie gesagt, nicht nur nichts nach, sondern zeichnen sich vor den eigentlich pfäffischen älterer und neuerer Zeiten nur noch durch eine besonders raffinirte Steigerung der Infamie aus. Ueberdies ist der Contrast zwischen dem Guten, was sein könnte und sollte, und dem überwiegend Schlechten, das thatsächlich ist, hier um so grösser, weil, wo sich wirklich wissen lässt, auch das Wenige an Entschuldbarkeit wegfällt, das in einem Gebiet fast selbstverständlicher Phantastik den Verirrungen zur Seite steht und sogar den eigentlichen Betrug weniger schroff hervortreten lässt. Kehren wir demgemäss die

gewöhnliche Geistesmanier von heute gradezu um, und suchen wir das Brandmal nicht mehr vorzugsweise auf der Stirne des alten Priesterthums, sondern drücken wir den unterscheidenden und mahnenden Stempel vor Allem auf die immer frecher gewordene Stirn der Dirne Wissenschaft und zwar auch in deren ganzes exactestes Prostitutionsfigürchen hinein. Nur so werden wir schliesslich aller Welt kenntlich machen, was dem Treiben jener schamlosen Verrätherin und Verfolgerin der Wahrheit und echten Wissens an personalistisch ausmerzenden Nothwendigkeiten und Maassregeln entgegenzusetzen sei.

In einem gewissen Sinne ist das Dirnchen Wissenschaft schon ein lange immer wiedererzeugtes Kind und ein Typus von vielen Jahrhunderten, ja von Jahrtausenden her, der sich nur social gewandelt, in verschiedene Varianten verzweigt und nach Maassgabe der fortschreitenden Functionentheilung in verschiedenen Berufsclassen ausgeprägt hat. Dirne Wissenschaft war ursprünglich bei dem Priesterthum, beispielsweise vorhippokratisch als Tempelmedicin, wobei der Hocuspocus und etwas zugehöriges, mit dickstem Aberglauben verquicktes Zehntelwissen an den in die Tempel selbst gebrachten Kranken prakticirte. Ja Dirne Wissenschaft war direct das Priesterthum selbst mit seinem Meinen und vorgeblichen göttischen und göttelnden Wissen, crassesten Aberglauben und bewussten Betrug sowie auch nebenbei mit dem Kleinigkeitsbestandtheil an richtigen oder halbrichtigen Vorstellungen. Ein solches Bestandtheilchen fehlt nun aber auch bei einem heutigen Priester Naturwisserich selbstverständlich nicht, und so sind denn Analogie und Verwandtschaft zwischen den beiden Entwicklungsformen des prostituirten Geschöpfchens unverkennbar genug. In Athen war Dirne Wissenschaft die Sophistik und vergiftete den Sokrates; in Jerusalem war es die Schriftgelehrtheit und kreuzigte den Nazarener. In andern Gestalten hat Dirne Wissenschaft ihren Uncharakter in neuerer Façon blosgestellt, wie in der Verfolgung des Giordano Bruno, besonders contrastirend markirt aber in derjenigen Galileis und in der schandbarsten aller Verhaltungsarten gegen Robert Mayer. Man weiss also nun, wie sich jegliche ernste Geistesreformation zu jener allerseits Prostituirten zu stellen habe, und wie vollends ein Religionsersatz sich nicht durch jenes Halb-

weltsdämchen sondern nur trotz ihm und zugleich mit dessen moralischer Vernichtung durchsetzen könne.

6. Die Ansprüche, aus der Kunst Surrogate der Religion zu schaffen oder auch wohl eine Art Religion zu machen, sind noch weit weniger stichhaltig, als Hinweisungen auf die Wissenschaft. Letztere liefert, wo sie echt und ernst ist, doch wenigstens Einsichten, die im Rahmen höherer, die Religion durch Vollkommeneres ersetzender Antriebe unmittelbar als Wahrheiten verwerthbar sind. Die Kunst wirkt aber theils nur gestaltend und empfängt alsdann ihre Stoffe von anderwärts; oder aber sie giebt in der That etwas auf ihrem eignen Boden Gewachsenes, beschränkt sich dann jedoch auf gemeinzugängliche Gefühle und Vorstellungen, die sie steigert, verfeinert und überhaupt veredelt. In der erstern Rolle hat sie sich zur Religion stets empfangend verhalten, wofür die griechische Plastik und die italienische Malerei als Beispiele eben nur genannt zu werden brauchen. Völlig überflüssig wäre es, dieses sehr natürliche Verhältniss noch für die ganze Geschichte besonders illustriren zu wollen. Die Künstler haben aller Orten und zu allen Zeiten den herrschenden Vorstellungen gedient, ja auch meistens dienen müssen, wenn sie überhaupt für ihre Fähigkeit zum Gestalten und Idealisiren lohnende Gegenstände finden wollten. Sie mögen dazu geholfen haben, die vorhandenen Religionsvorstellungen aus dem Bereich der Rohheit in dasjenige ästhetischer Verfeinerung überzuführen. Auf diese Weise haben sie wohl Einiges zur Decoration, unter Umständen vielleicht auch zur tiefern Erfassung der bezüglichen alten und neuen Religionen beigetragen. So Etwas heisst aber nur, im Rahmen der Religion künstlerisch weiterarbeiten, nicht aber etwa, Religionsartiges aus sich selbst schaffen.

In der angegebenen zweiten Rolle, in welcher die Kunst vom Boden gemeinzugänglicher Lebenselemente zu einer intensiveren und mehr veredelten Darstellung derselben aufsteigt, könnte es eher scheinen, als wenn sie aus sich selbst einer eigentlichen Schöpfung in der Richtung auf das Religiöse oder die Religion Ersetzende fähig wäre. Hier hat man vorzugsweise an die Dichtung und in zweiter Linie auch an die Musik zu denken. Allerdings hat es mit beiden Künsten, was die Anbequemung an die herrschenden Vorstellungen und Empfindungs-

weisen anbetrifft, meist eine ähnliche Bewandtniss gehabt, wie mit der vornehmlich im Dienste der Religion ausgebildeten Plastik und Malerei. Auch Dichtung und Musik haben sich mehr oder minder zum Ausdruck des in der Religion Vorhandenen hergegeben. Sie haben aber vermocht, in reichlicherem Maasse, als die Plastik und Malerei es ihrer Natur nach jemals konnten, neben jener Dienstbarkeit auch den menschlichen Antrieben in ihrer reineren, nicht durch die Religion entstellten Form gelegentlich mitzuhuldigen. Die Musik bleibt ohnedies im Bereich blosser Gefühle, und hier giebt es, wie keinen Verstand, so auch keine Verstandesirrthümer. Eigentliche Gedanken sind ihr fremd; sie gehören nicht ihr selbst, sondern nur ihren Texten an. Die Verstösse in ihr betreffen nicht die Verstandesvorstellungen, sondern beziehen sich nur auf Natur oder Unnatur, Schönheit oder Unschönheit der ausgedrückten Empfindungen und des Zusammenhangs, vermöge dessen diese Empfindungen ein gegliedertes Ganze bilden.

Das Reich der Töne ist hienach verhältnissmässig unschuldig, weil überhaupt unfähig in Bezug auf den Ausdruck des Aberglaubens oder des Gegentheils davon. Ein Tonstück mag verstimmen, aber es überträgt nicht Wahrheiten oder Unwahrheiten. Eine düstere Musik mag einer düstern Lebensansicht dienen, d. h. sich ihr beigesellen und durch den Text einen derartigen Sinn erhalten; aber an sich selbst ist sie nur eine der vielen möglichen Verstimmungen, denen das menschliche Gefühl vorübergehend ausgesetzt sein kann. In ihr ist kein allgemeines Urtheil enthalten; sie drückt nur einen Zustand der Empfindung aus, der sich neben tausend andern Zuständen eben auch einstellen kann. Allerdings braucht es nicht immer gradezu ein Text zu sein, welcher der Musik einen bestimmteren Sinn giebt. Hiezu genügt auch irgend ein Zusammenhang, der gleichsam eine symbolische Sprache spricht. Choralmusik hinter einem Leichenzuge oder überhaupt Kirchenmusik in wirklicher oder nur gedachter Verbindung mit Cultushandlungen drückt zwar auch nicht mehr als eine blosse Stimmung aus, erinnert aber doch an Etwas, was nicht blos Stimmung, sondern specielle Vorstellung mit einem für den Geist fassbaren Sinne ist. Ja überhaupt kann sich in der Musik ein bestimmter Typus der Empfindungsweise, wie er vornehmlich einer Religion oder Weltanschauung angehört,

charakteristisch fixiren, und man wird so von dem Tonreich her allerdings auch mit einer Art Inhalt, welcher sich an das Gedankliche anschliesst, afficirt werden können. Es bleibt aber trotzdem dabei, dass dieser Inhalt an sich nie die blosse Empfindungssphäre überschreitet. Unvergleichlich vollkommener und umfassender ist die Dichtung mit dem sinnvollen Wort als Organ, und sie ist Licht gegenüber der Dunkelheit blosser Toncomposition. Für die Poesie wird daher auch die Frage nach der Leistungsfähigkeit in Bezug auf das religionsersetzende Gebiet eine erheblich andere. Jedoch müssen wir erst neuerliche Ansprüche, die wesentlich vom Boden der Musik aus erhoben sind, erledigen, ehe wir uns nach der Tragweite der eigentlichen Dichtung umsehen.

In unserer Zeit ist es grade der am bekanntesten gewordene Componist, der verstorbene Richard Wagner gewesen, der neben Ansprüchen auf musikalische Führerschaft der Gegenwart und der Zukunft auch noch den allgemeineren Anspruch erhoben hat, ein Geistesreformator zu sein oder zu werden, ja speciell an einer Religion der Zukunft zu arbeiten. Seit Orpheus Zeiten ist die Macht, hinter der Musik die ganze Natur, einschliesslich der unbelebten, als Gefolge nachsichzuziehen, etwas Sagenhaftes. In unserer wunderarmen Zeit aber hatte sich der Bayreuther Orpheus eine Aufgabe gestellt, die sich noch ungeheuerlicher ausnimmt. Die Musik soll nämlich zum Mittelpunkt für Alles und Jedes werden. Sie soll die Gesellschaft reformiren, und das Kunstwerk der Zukunft, in welchem sich alle Künste in die Herrschaft der Musik fügen, soll das ästhetische Paradies der Menschen, versteht sich der Gläubigen des neuen Kunstheils, werden. Seitens dieser neuen Tagesorphiker wurde auf alle Gebiete, mochten sie ihrem Verständniss erreichbar sein oder nicht, in den mannigfaltigsten Variationen übergegriffen. Alles und noch einiges Andere, vom deutschen oder vielmehr undeutschen Stil bis zu einer unpolitischen Politik und bis zur Pflanzenesserschaft hin, hatte in dem „Meister", d. h. in Herrn Wagner seine Vertretung. Was alle diese Meisterschaften zu bedeuten haben, das zu beurtheilen, müsste aus dem Hundertsten in das Tausendste führen. Ich, der ich hier nur ein wohlbegrenztes Thema zu behandeln habe, darf der Zerfahrenheit auch nicht einmal in die hauptsächlichsten Abwege mit der Kritik nach-

laufen. Das hiesse schon, einer gesetzten Gangart des Gedankens zuviel vergeben.

Wer sich jedoch für ein paar Züge interessirt, die ich in andern Schriften an Herrn Richard Wagner auch schon, wie in der ersten Auflage dieser Schrift, bei dessen Lebzeiten hervorgehoben habe, findet in meinem „Werth des Lebens“ Etwas zur romantisch reactionären Weltanschauung des Betreffenden, und in meiner „Judenfrage“ eine Kennzeichnung der sonderbaren Wagnerschen Species von Antijudik. In dieser letzteren spielte der Bayreuther Orpheus eine Art Magnet, dessen einer Pol sich mit dem jüdischen Gelde anzog und auch so stark von ihm gezogen wurde, dass es dem andern Pol mit seiner Eigenschaft, jüdische Nasen abzustossen, nicht recht von Statten gehen wollte. Ein derartiges Wollen und Nichtkönnen ist überhaupt ein in der Wagnerschen Reformatorschaft sich immer wiederholender Zug gewesen. Seine Religion oder, wie man es auch nennen kann, sein Religionssurrogat bestand vornehmlich, soweit in dieser Mischung sich widersprechender Bestandtheile überhaupt Etwas als vornehmlich maassgebend bezeichnet werden darf, in etwas Buddhisteln und zwar nach Anleitung Schopenhauers. Dazu gesellte sich aber auch noch der damit unvereinbare Anspruch, Christ sein zu wollen und durch Vermittlung der Musik den höhern Classen der Gesellschaft eine Art Christenthum zu präpariren. Das ist nun in der That nichts als eklektische religiöse Romantik, die das Gesicht nicht der Zukunft, sondern der Vergangenheit zukehrt. Ein solches Galvanisirungswerk der Vergangenheit und noch nicht einmal der echten, sondern eines willkürlich romantischen Trugbildes von ihr, hat keinen Sinn, als höchstens den, das Anzeichen eines irregehenden Heimwehs nach dem Mittelalter zu sein, welches sich nebenbei auch durch entlegenere orientalische Ueberlieferungen, wie durch den Buddhismus, zu stillen sucht. Ueberhaupt ist es für die Zustände der obern Gesellschaft ein Symptom, dass in ihrem Bereich derartige geistige Zersetzungsreste goutirt werden. Dieser religiöse oder metaphysische Hautgout ist, in unverhülltem Deutsch geredet, ein Verwesungsgeschmack. Er erinnert allerdings auch an die Zukunft, aber, wohlzumerken, an ein Gericht der Zukunft, im Sinne des Richterthums über das Verweste der Vergangenheit.

Wenn auch die beste Musik in Frage wäre, was nicht der

Fall ist, so könnte sie kein Ersatz auch nur einzelner Bestandtheile der Religion, geschweige der ganzen Religion, sein. Man mache sich nur einfach klar, dass es sich in der Religion sowie in ihrem Ersatz durch Vollkommeneres um eine Geistesführung handelt. Tonstücke können nun allenfalls die Empfindungen ein wenig leiten und im günstigsten Falle auch wohl zur Veredlung derselben beitragen; sie bleiben aber weit davon entfernt, in das Gebiet der eigentlichen Geistesführung hineinzureichen. Ihren verhältnissmässig höchsten Werth könnten sie dadurch erlangen, dass sie die Geistesführung unterstützten. Eine solche Unterstützung bliebe aber immer etwas Untergeordnetes und daher auch stets Unterzuordnendes. Wie man dagegen überhaupt allgemeine Reformgedanken mit der Musik zu verbinden vermocht hat, ohne die Breite der Gesellschaft zu bedenken, — das wäre unbegreiflich, wenn es sich nicht aus den Culturverschränktheiten der heutigen Epoche erklärte. Wenn Jemand der Menschheit durch Musik etwas helfen will, so hat er doch vor allen Dingen an diejenige zahlreiche Menge zu denken, die sich nicht mit künstlicher und gelehrter oder vielmehr meist verkünstelter und verlehrter Musik befasst, sondern im einfachen Gesang ihre Befriedigung findet. Hier in diesen einfachsten und natürlichsten Regungen des musikalischen Sinnes und Bedürfnisses ist der Punkt, wo nicht blos für das Volk, sondern überhaupt für den durch Uebercultur noch nicht verkünstelten Menschen etwas geschehen kann. Was soll aber der Lärm tosender Instrumentalmusik, verbunden mit kostbaren Decorationen und phantastischen Puppenspielen, allen denen, die nicht durch Uebercultur, Langeweile und nichtsnutzigen Reichthum bedrückt werden? Nur die verkommene Leerheit mit ihrer falschen Musse kann in ihrer Geistesöde solche raffinirt kostbare Gerichte schmackhaft finden. Dieses Bereich von wenn auch obern, doch bereits wankenden Existenzen ist es aber nicht, wo man mit der Reform ansetzen kann, und wenn man den hier angebrachten Musiklärm für eine reformatorische That ausgiebt, so ist das eine wunderliche Unterschiebung. Wer eine einzige gute Melodie dem Schatze der Volksgesänge hinzufügt, thut mehr, als jene ganze Zukunftsmusik verspricht.

Das Lied ist der einfachste und verbreitetste Ausdruck, in welchem sich Gefühl und Verstand des Volkes ohne unnatürliche Trennung bethätigen. Im Liede zeigt sich auch nicht wenig vom

Nationalcharakter. Das Lied muss daher auch der Ausgangspunkt bleiben, von dem aus die Musik ihrem allgemeineren, für die breitere Gesellschaft wohlthätigen Beruf nachzugehen hat. Von der Ahnung eines solchen Berufs ist aber in den fraglichen Prätensionen nichts zu merken gewesen. Doch solche Ueberlegungen anstellen, heisst jene angeblich menschheitsreformatorischen Velleitäten, denen wir auf dem Felde der Modemusik begegneten, bereits zu ernst nehmen. Diese ganze Sphäre ist nicht werth, dass man grade im Hinblick auf sie auch nur einen einzigen gesunden Reformpunkt in Frage bringe. Ein solcher ist einer bessern Nachbarschaft und Gesellschaft werth. Er gehört dahin, wo überhaupt die Stellung der Kunst in einem Zustande der Freiheit von der Religion und eines vollkommeneren Ersatzes der Religion zu kennzeichnen ist.

Wie auch Dichtung nie ein Religionsersatz gewesen sei, und wie sie es selbst in der vollkommensten Gestalt nicht sein könne, darüber geben meine „Grössen der modernen Literatur" die ausführlichsten Nachweisungen und überheben mich hier eines besondern Eingehens. Nur beispielsweise sei hier daran erinnert, wie ungeeignet die Goethesche Natur war, ernstere Philosopheme auch nur zu verstehen, geschweige im Gedanklichen selber etwas denkerisch Zurechnungsfähiges zu schaffen, wie sie sich aber spielerisch mit allerlei Religionskram behing. Schillers wiederholtes Hin- und Herschwanken bezüglich des Unsterblichkeitsglaubens war auch weder anmuthig noch würdig, und sein Bankerott mit den zerronnenen Idealen ist auch nicht ermuthigend. Bürger, welcher der Natur näher stand als das Paar der erwähnten beiden Dichter, hielt sich in religiöser Beziehung nur dadurch charaktervoller, dass er formell einige, durch Aufklärung verbesserte Vorstellungsarten der Religion einfach beibehielt. Im 19. Jahrhundert hat Byron bezüglich des Unsterblichkeitsglaubens den Standpunkt des Nichtwissens entschieden gewahrt und so das Schillersche Schwanken vermieden; Shelley aber hat trotz seiner allgemeinen Bekämpfung der Religion poetischen Phantasmen nachgegeben, die wahrlich keinen Ersatz enthalten. Käme es aber auch einmal zu einer vollen Wirklichkeitsdichtung in meinem Sinne, wozu allein Bürger ein Stück Annäherung geliefert hat, so würden es nicht die poetischen Fähigkeiten allein sein können, wodurch sich etwas über die Religion Hinausführendes gestaltete.

Sechstes Capitel.

Ursprung und Artung des Vollkommeneren.

1. Völlig ungleichartig mit allen blossen Surrogaten ist der wirkliche Ersatz der Religion durch etwas Höheres, was auch von dem Namen Religion verschont bleiben sollte. Dieser Ersatz kann nur platzgreifen, wo das, was Religion heisst, abgeschafft ist. Eine äussere Geltung und Herrschaft kann daher diesem Ersatz auch nur dann zu Theil werden, wenn die Abschaffung der Religion ebenfalls eine äussere und öffentlich gültige geworden ist. Hiezu gelangt die Menschheit aber vorläufig noch nicht. Für die zunächst absehbaren Zeitalter ist vermittelst der äussern Gewaltherrschaft die Religion noch so gestellt, dass sie im Stande bleibt, wenigstens noch eine conventionelle Einschulung Vieler zu erzielen und so ihre Art und Weise, wenn auch nur unter mehr und mehr sinkendem Glauben, fortzupflanzen. Ihre innere Herrschaft über die Gemüther wird dabei schwächer und schwächer, und es mehren sich diejenigen Gruppen und Elemente der Gesellschaft, in denen, ungeachtet äusserer Anbequemung, die innerliche Abschaffung der Religion theils eine vollendete Thatsache ist, theils sich der Vervollständigung nähert. Einer solchen innern Abschaffung der Religionsreste kann nun auch eine innere Herrschaft des vollkommeneren Ersatzes entsprechen, und man muss sich an dieser unvollständigeren Wirkungsart des Besseren so lange genügen lassen, bis auch die allgemeine äussere Geltung in Gesellschaft und Staat durchzusetzen ist. Letzteres wird von Wandlungen der Zustände abhängen, die sich nicht ausschliesslich auf das geistige Gebiet beziehen. Vorher werden aber unter allen Umständen nicht blos Einzelne, sondern auch Gruppen und zwar umfassendere Gruppen existiren können, die das Vollkommenere bei sich pflegen und in gesellschaftlicher Weise zur Anerkennung bringen. An der sogenannten Religionsfreiheit heutiger Zeit ist wenigstens soviel, dass die vom Staat unabhängigsten Elemente und Classen der Gesellschaft einigermaassen in der Lage sind und immer mehr in die Lage kommen, bei ihrer geistigen Emancipation und deren öffentlicher Bekundung nicht auf unüberwindliche Hindernisse zu stossen. Aber auch ganz abgesehen von diesen äusseren Chancen der gesellschaftlichen Fortpflanzung des

Besseren ist es schon eine Errungenschaft, wenn auch nur den Einzelnen als solchen die Möglichkeit verschafft wird, der aus ihrem Geist gewichenen Religion Etwas folgen zu lassen, was zu einer festen Haltung verhilft.

Das Vollkommenere jeder Art tritt überall und durchgängig erst als späteres Glied einer Entwicklungsreihe oder, was dasselbe heisst, einer Stufenfolge von Gestaltungen auf. Dies ist bereits eine Thatsache der Natur überhaupt, und die Menschheitsgeschichte ist nur ein besonderer Fall davon. Auch muss hervorgehoben werden, dass es sich hier nicht um eine blosse Annahme, sondern wirklich um etwas Factisches handelt, und dass es nur der allgemeine Typus aller bekannten besondern Vorgänge ist, der sich in der Vorstellung von einem Fortschritt zum Vollkommeneren aufgefasst findet. An die Entwicklungsgeschichte der Natur auf der Oberfläche unseres Planeten, als an die Basis von allem Uebrigen, kann hier eben nur erinnert werden. Erst wenn aus den sonstigen Gestaltungen die Menschheit auftaucht und hiemit gleichsam innerhalb der vorher alleinherrschenden Thierwelt als ein vollkommeneres Gebilde an die Reihe kommt, eröffnen sich auch die Ausgangspunkte für das, was unser specieller Gegenstand ist. Freilich dauert es noch lange, ehe die einigermaassen geschichtliche Aera der Menschheit auch nur zu dämmern beginnt. In dieser Dämmerung herrscht nicht etwa blos ein Halbbewusstsein, sondern es sind auch diejenigen Menschenarten, die ihr angehören, von niederer Beschaffenheit. Man könnte diese erste Aera der Menschheit die asiatische nennen, und sie verhält sich zur spätern europäischen nahezu so, wie vorher die Thierheit zu der an sie zunächst angrenzenden Menschenepoche und Menschenspecies. Der Asiatismus ist eine Vorphase zu der ihm folgenden und ihn in der Geschichte ablösenden vollkommeneren Menschheitsausprägung. Diese Unterschiede sind aber nicht, wie gemeiniglich geschieht, ausschliesslich auf die Cultur zu beziehen und auch niemals als blosse Culturunterschiede gelten zu lassen. Ja das, was durch blosse Cultur geändert werden kann, darf bei einer gründlichen Betrachtung nicht einmal in die erste Linie treten. Jene Unterschiede sind an erster Stelle physiologisch aufzufassen, grade als wenn es sich um verschiedene Thierclassen mit ihren Trieben und Neigungen, mit ihrer Lebensweise und Sitte handelte. Die Art von Cultur, welche sich entwickelt, ist

nur ein Erzeugniss einer tieferliegenden Ursache, die sich in ihr bethätigt. Fleisch und Blut, Hirn und Herz bilden mit ihrer besondern Artung die Grundlage für alles Uebrige. Um der Beschaffenheit dieser willen ist eine Menschheitsform unvollkommener und steht niedriger als eine andere. Die erste, sozusagen asiatische Menschheitsausprägung, die zu Bewusstsein und Cultur gelangte, konnte und kann durch blosse Culturentwicklung aus jenen Naturgrenzen nicht heraus, die ihr die leibliche Artung und hiemit auch der Naturtypus der geistigen Beschaffenheit setzen. So wenig sich der Affe, wie wir ihn heute vor uns haben, jemals zum Menschen entwickeln wird, ebensowenig wird sich je eine asiatische Race, die von jener ersten Ausprägung der Menschheit herstammt, in Etwas verwandeln, was den neuern Völkern gleich wäre oder auch mit ihnen nur eine ähnliche Stufe der Vollkommenheit einnehmen könnte. Diese Nothwendigkeit rührt von der festen Abgrenzung der einmal vollzogenen Naturbildungen her. Vor der Entwicklung aus dem noch Ungestalteten mag gleichsam ein Einlenken zu verschiedenen Gebilden stattfinden. Sind diese Gebilde aber in der einen oder in der andern Richtung vollendete Thatsachen, so führt von ihnen kein Weg wieder zur ursprünglichen freien Gestaltungsmöglichkeit zurück. Die Bestimmtheit und Specialität dieser Gebilde bleibt ihr weiteres Gesetz. Sind sie nicht von vornherein auf das Vollkommenere angelegt, so kann dieses aus ihnen auch nicht hervorgehen. Die vollkommenere Ausprägung der Gattung oder, gleich bezeichnender ausgedrückt, eine bessere Gattung kann nur durch höher angelegte Seitengebilde vertreten sein, die von vornherein aus einer allgemeineren Gestaltungsmöglichkeit abgezweigt waren. Als eine solche edlere Entwicklungslinie hat man sich überhaupt die Entstehung der Menschheit in Vergleichung mit der Thierheit zu denken. Dasselbe Gesetz muss sich aber auch innerhalb der Menschheit selbst wiederholen. Bei der Gestaltung der verschiedenen Thiergebilde musste die Einlenkung zum Affen für immer darüber entscheiden, dass aus diesem einmal vollzogenen Gebilde heraus kein Erreichen des Menschheitstypus mehr offen blieb. Ueberhaupt muss, was in der Entwicklung edler werden soll, dies auch schon von vornherein in der Anlage sein. Die Herkunft von Etwas, was unvollkommener ist, besagt nicht, dass diese Unvollkommenheit auch zugleich unedel gewesen sein müsse. Ein kleines Kind ist etwas sehr Unvoll-

kommenes in Vergleichung mit dem ausgewachsenen, seiner Glieder und geistigen Organe völlig mächtigen Menschen; aber es ist darum nicht unedel geartet. Die Vorzüge des Typus und der Individualität sind ihm vielmehr, soweit sie überhaupt in dem besondern Falle bestehen, von vornherein eigen. Das Bessere, was sich aus ihm später herausgestaltet, liegt in ihm als Keim. Mit dem Mangel an Entwicklung hat also die Artung eines Wesens in der Hauptsache und im Kerne nichts zu schaffen. Rohheit und Unbehülflichkeit, die eine Folge des Entwicklungsmangels sind, können sich in Feinheit und Gewandtheit verwandeln. Jedoch giebt es auch eine andere Art von Rohheit und Ungeschlachtheit, die in der Naturanlage liegt und niemals weicht.

Nun haben wir uns die Unterscheidung der Menschheit in verschiedene Species so zu denken, dass diejenigen Ausprägungen einer Art von Menschentypus, die auf dem Boden Asiens die geschichtlich bekannten Reiche gründeten, unter den möglichen Menschenconstitutionen eine niedere und verhältnissmässig unedle darstellten. Sie sind darum auch in der ganzen bisherigen Geschichte im Wesentlichen nicht weiter gelangt, als im ersten Durchlaufen der ihnen möglichen Culturentwicklung. Sie sind auf der Stufe stehengeblieben, zu der sie in der geschichtlichen Periode des Asiatismus, d. h. in jener Aera gelangten, in welcher Asien die einzige Culturstätte auf dem Planeten war und sonstige Völker noch gleichsam ein Wiegendasein führten. Dies war sozusagen die Tummelzeit, in welcher sich ausschliesslich der Asiatismus breitmachen konnte, gleichwie die Thierheit hatte ungenirter bleiben können, als unter ihr der Mensch noch nicht aufgetreten war. Mit dieser Bedeutung des Asiatismus, die auf seiner ursprünglichen Einzigkeit beruhte, ging es in der Hauptsache zu Ende, als andere bessere Völker die Bühne der Geschichte betraten. Die griechisch-römische Periode zeigte schon freiere und edlere Züge. Jedoch erst die neuern Völker haben die vollständige Anlage und dementsprechend auch den Beruf, sich den Asiatismus zu unterwerfen und ihn äusserlich wie innerlich in Grenzen einzuschliessen, vermöge deren er nur noch ein Dasein niederer Ordnung führen kann. Er bleibt gleich den Thiergestalten bestehen, soweit nicht zureichende Gründe vorhanden sind, ihn auf diesem oder jenem Gebiet gänzlich zu verdrängen.

In dem Maasse, in welchem die bessern Völker auf dem Planeten neuen Boden brauchen, werden sie mit ihrer bessern Species vordringen, und wie dort, wo menschliche Cultur sich ausdehnt, gewisse Thierarten, deren Hausen sich mit dem Walten des Menschen nicht verträgt, zurückweichen oder untergehen, so wird auch die Vorschiebung und Fortpflanzung des bessern Menschheitstypus den schlechtern einschränken und zum Verschwinden bringen. Auf diese Weise bricht sich das Vollkommenere Bahn, und sein Recht hiezu liegt darin, dass es am Guten mehr theilhat. Denkt man sich nämlich den Urtrieb, der sich in allem Lebendigen verkörpert hat, als ein solidarisches Wesen, an welchem die einzelnen Gestaltungen und Gebilde gleichsam nur Glieder sind, so hat dieses Wesen ein Interesse daran, dass die an ihm vollkommensten Organe und die in ihm besten Elemente sich vervielfältigen und das Niedere an ihm nicht überwuchern lassen. Nicht Boden und Klima sind das am meisten Entscheidende, sondern die Menschenart an sich selbst, und wenn diese auch einige Züge vom Klima an sich trägt, so ist doch der Mensch überhaupt bei der verschiedensten Beschaffenheit fähig, sich sehr abweichenden Klimaten anzupassen. Es ist also kein Hinderniss vorhanden, dass der bessere Typus sich über alle bewohnbaren Gegenden ausdehne. Soweit ihm wirklich ungünstige Naturverhältnisse entgegenstehen, wird er die Gebiete derselben denen überlassen, die eher dazu passen. In der bis jetzt erreichten Aera stehen aber die Dinge so, dass die schönsten und von Natur ausgiebigsten Länder grade von den niederen Species oder von verderbten, ihrem Untergang entgegenreifenden Völkern eingenommen sind. Es wird sich also künftig darum handeln, diese Missverhältnisse abzustellen und dem unter rauherem Klima und auf kargerem Boden grossgezogenen Menschentypus die Vortheile besserer Naturgebiete zu verschaffen. Dieser Typus hat nicht etwa erst durch das Klima seines Schauplatzes seine Eigenschaften erhalten. Er hatte sie von vornherein, und nur die Entwicklung dieser Eigenschaften zu einer technisch hohen Civilisation erforderte, dass die in der Anlage vorhandenen Kräfte durch den Mangel günstiger Naturverhältnisse zur Entfaltung voller Energie angeregt wurden. Hätte man die niederen asiatischen Species in dieselben Naturverhältnisse gebracht, so wäre trotz aller durch den Mangel gegebenen Anregung doch nichts Sonderliches zu Stande ge-

kommen. Nur das Beisammen der edleren Anlage und der die Kräfte gleichsam herausfordernden Naturverhältnisse konnte eine Civilisation schaffen, die, nachdem sie einmal errungen ist, auch im Stande sein wird, sich auf einen Boden zu übertragen, auf dem sie ursprünglich nicht hätte entstehen können.

Hienach hat der nordische Mensch von Natur und Cultur wegen die Anwartschaft, seine Species auf den orientalischen Boden zu übertragen und dort in einer weiteren Geschichtsära gleichsam ein zweites Dasein zu führen. Dies ergiebt zugleich äusserlich einen Sieg des neueren Völkerwesens über die niederen Artungen der Menschheit. Schon in Europa selbst, namentlich gegen den Orient hin, wird eine Unterordnung oder Wegräumung der verderbten Völkerelemente immer mehr eine von den Thatsachen geforderte Unternehmung. Grade die schönsten Länder, die einst die Sitze edlerer und mächtiger Völkerstämme mit weltgeschichtlichen Civilisationen waren, sind im Besitz niederer oder verkommener Menschentypen. Mindestens muss man hieher die Türkei und Griechenland rechnen; aber auch andere Staaten könnten einst die Liste vollständiger machen. Doch die Umschau danach würde von der grossen Hauptangelegenheit zu weit ins Einzelne abführen. Es ist genug, wenn wir die allgemeine Vorstellung festhalten, dass der wirkliche Fortschritt der Geschichte darin besteht, das Vollkommenere, in seiner Grundgestalt, nämlich als höhere Menschenspecies, äusserlich zu einer alles Andere beherrschenden Stellung gelangen zu lassen. Wie dem nun auch ein geistiger Triumph zu entsprechen habe, führt uns wieder auf unsern speciellsten Ausgangspunkt, auf die Religion und auf deren Ersatz zurück.

An der Perspective der Uebertragung höherstehender Völkerelemente auf asiatischen Boden kann man nicht mehr Anstoss nehmen, sobald man bedenkt, dass bezüglich dieses Vorgangs der Gebrauch ungerechter Mittel nach unsern Grundsätzen von vornherein ausgeschlossen bleiben muss. Es kann also nur jene fast unwillkürliche Gestaltung gemeint sein, vermöge deren die für die höhern Aufgaben untauglichen Völkerelemente nicht soviel Lebensspielraum behalten werden als die fähigeren. Uebrigens mag aber innerhalb der natürlichen Schranken das Niedere fortbestehen, soweit es nur nicht im Sinne des Bösen und Menschheitausraubenden schlecht ist. Die Existenzen brauchen nicht von

gleicher Güte und können dennoch einer eigenthümlich gearteten Selbstbefriedigung fähig sein. Ja sogar erscheint es als nützlich, dass nicht Alles gleich sei. Das Leben hat höhere und niedere Befriedigungsformen, die man gutheissen muss, wofür schon alle unschuldigen Thierarten Beispiele sind. Ja auch vom Standpunkt der Nützlichkeit füreinander sind Unterschiede und Ungleichheiten der natürlichen Ausstattung innerhalb gewisser Grenzen etwas Wesentliches. Unter der entgegengesetzten Voraussetzung würde es nämlich der Functionentheilung an dem jedesmaligen Zubehör der entsprechenden Wesensbeschaffenheit fehlen. An eine wenn auch nur indirecte Ausrottung des Niedern, blos weil es niedriger ist, darf in keinem Falle und in keiner Richtung gedacht werden. Ein solcher Gesichtspunkt trifft vielmehr nur bei dem bös Lebenswidrigen und speciell bei dem Menschheitverletzenden zu. Soweit also beispielsweise asiatische Völker unschuldige Wesenstypen und Züge vertreten, mögen sie zwar ganz von selbst und allmälig einer indirecten Einschränkung der Bevölkerungsziffer ausgesetzt sein, sobald begabtere Elemente unter ihnen wohnen; allein innerhalb der sich so steckenden Grenzen mögen sie sich zu Etwas entwickeln, wozu sie aus und durch sich selbst nie gelangt wären. Ist auch beispielsweise der Verstand als Anlage nicht übertragbar, so sind es doch die Verstandesergebnisse, und demgemäss muss unser Verhalten auch darauf gerichtet sein, die asiatischen Völker von dem selbstgewobenen Trug zu emancipiren, sowie deren politische und sociale Fesseln zu sprengen. Auf anderm Wege kämen wir nicht einmal zu dauerhafter Sicherung der eignen Freiheit; denn die Menschheit, soweit sie nicht bösartig ist, muss sich schliesslich als solidarisch erkennen. Das Niedere wird zwar nie zum Höheren und Edlen; aber innerhalb seiner Schranken ist es einer Vervollkommnung fähig, und so meine ich, dass auch auf dem Boden Asiens die Religion in den Köpfen und in den äussern Zuständen schliesslich etwas Besserem weichen könne und müsse.

2. Auf den ersten Blick könnte es scheinen, als wenn innerlich geistig und zum Theil auch äusserlich politisch die Bethätigung der bessern Menschentypen und deren Vorschreiten zu ausgedehnterer Herrschaft über die schlechtern nicht als allgemeines Grundgesetz zuträfe. Die christliche Aera ist das Hauptbeispiel

einer geistigen Vorschiebung des Asiatismus, und an dem südwestlichen und südöstlichen Ende Europas hat die Geschichte gezeigt, wie tieferstehende Racen erobernd vordrangen. In Spanien ist man jedoch, wenn auch erst durch einen langen und zähen, nicht blos Jahrhunderte, sondern durch den grössten Theil eines Jahrtausends fortgeführten Kampf dazu gelangt, die Eindringlinge wieder los zu werden. Was aber die Herrschaft der Türken in Europa betrifft, so werden die einigen Jahrhunderte, die sie gedauert hat, auch ihr Ende erreichen müssen. Derartige Vorschiebungen des Asiatismus, wie sie sich in jenen Eroberungen durchsetzten, sind Ausnahmen, die selbst wieder auf einer exceptionellen örtlichen oder zeitweiligen Schwäche der von den fremden Invasionen betroffenen Völker beruhten. Sie widerlegen die Regel und das Grundgesetz ebensowenig, als dies etwa durch das gelungene Einschleichen der Juden in alle Welt geschieht. Mit den erobernden Vorschiebungen wissen die neuern Völker sich schliesslich auseinanderzusetzen, indem sie ihren Boden von den Eroberern oder von deren herrscherischem Einfluss säubern; mit der schleicherischen Einstreuung unberechtigter, zugleich niederer und bösartiger Elemente in ihr gesellschaftliches Gefüge werden sie ebenfalls abzurechnen wissen.

Bedenklicher als in den äussern politischen Schicksalen stellt sich die Frage nach dem Vordringen des Asiatismus in den geistigen Angelegenheiten; denn die Herrschaft einer wesentlich orientalischen Religion durch länger als ein Jahrtausend ist eine weit erheblichere Thatsache als maurische oder türkische Reiche auf europäischem Boden. Es sieht jene Herrschaft zunächst wie ein wirklicher Rückschritt der Menschheit aus und würde es auch in der That sein, wenn sie nicht selbst wieder rückgängig gemacht würde. Als zeitweiliges Zwischenreich hat sie aber nichts Anderes zu bedeuten, als dass, wie schon früher auseinandergesetzt, edel angelegte, aber unentwickelte Völker in ihrer natürlichen Unmündigkeit keine Mittel hatten, jener Ansteckung zu widerstehen. Uebrigens ist die christliche Phase, wie ebenfalls bereits dargelegt, auch dadurch verbessert worden, dass sich Züge des neuern Völkergeistes in die fremde Religionsform übertrugen und so unter dem Namen des Christenthums auch Etwas ausprägten, was nicht asiatischen Ursprungs und Wesens ist. Wie man aber auch über das christliche Intermezzo der Mensch-

heitsgeschichte denken möge, so hat man doch jedenfalls das Endschicksal desselben in Anschlag zu bringen. Dieses kündet sich deutlich genug schon in der Gegenwart an und braucht nicht erst, um erkennbar zu werden, auf seine vollständige Erledigung in der Zukunft zu warten. Die neuern Völker sind schon seit einiger Zeit einigermaassen an der Arbeit, jene geistige Ueberrumpelung ihrer unmündigen Vorfahren Stück für Stück rückgängig zu machen.

Eine Geisteshaltung, die nicht wieder abgelegt werden, sondern dauern soll, muss im physiologischen Charakter der betreffenden Völker begründet sein. Die neuern Völker haben, wie schon früher gesagt, bis jetzt noch keine nationale Religion. Sie sind in ihrer unmündigen Kindheit ihrem angestammten Wesen entzogen und in einer fremden Religion erzogen worden. Mit ihrer Grossjährigkeit werden sie über diese Ablenkung ihrer Natur Rechenschaft fordern und sich frei mit vollem Bewusstsein in ihrem eignen Wesen ergehen. Dies ergiebt eine neue grosse Aera der Geschichte. Diese Aera wird aber nicht blos die Bedeutung einer geistigen und gesellschaftlichen Schöpfung auf dem Boden Europas und der neuen Welt haben, sondern sich auch in einer erweiterten Unterordnung der asiatischen und ähnlichen Völker unter die Hegemonie der höherstehenden Nationen bekunden. Das Politische lässt sich hier von dem Geistigen nicht trennen; ja noch mehr, die Ausdehnung jener Hegemonie wird auch in gewissem Maass eine Ersetzung niedriger gearteter Bevölkerungen durch höher geartete mitsichbringen. Man nehme nur nicht an, dass dieser Vorgang mit der vom Mitgefühl gebotenen Schonung des Menschen durch den Menschen in Widerspruch zu stehen brauche. Es wäre ein Abweg, wenn man sich den Hergang der Einschränkung einer Gruppe von Bevölkerungselementen durch die andere auf eine schlimmere Weise denken wollte, als wir ihn auch heute schon vor uns sehen und in der ganzen bisherigen Geschichte durchgemacht haben. Im Gegentheil wird die neue Aera milder ausfallen können, weil sie von bessern Trieben und gereifterer Einsicht geleitet wird. Die vom Religionsasiatismus befreiten Völkercharaktere werden sich auch edler verhalten und von besserer Menschlichkeit mehr bethätigen, als dies zu Zeiten geschehen konnte, in denen ihre Anlagen zu bessern Grundsätzen von einer asiatischen Impfung, nämlich vom Christenthum, verderbt gehalten

wurden. Das Mitgefühl mit allem Empfindenden und umsomehr mit allem Menschlichen, mag eine Abart des letzteren auch noch so tief stehen, ist grade den höheren Species am vollkommensten eigen. Es erstreckt sich in einem gereiften Zustande sogar auf die Thiere, führt diesen gegenüber zu einer rationellen Schonung und Fürsorge, ist aber nicht mit jener asiatischen Abirrung zu verwechseln, die aus ganz andern und niedrigen Gründen gradezu zu einem Thiercultus geführt hat. Das rechte Gefühl und der rechte Verstand höherer Völkertypen treffen im Verhalten zu den Thieren auch jene richtige Art und Weise, die, frei von Uebergefühligkeit und falscher Empfindsamkeit, den verschiedenen Species der animalischen Welt, je nach deren Empfindungsfähigkeit und zugehörigen Stellung in der Stufenleiter des Lebendigen, die angemessene Rücksicht zu Theil werden lässt. Wenigstens ist dies das Ziel, wohin die freiere Entfaltung der bessern Menschheit strebt. Wie sollte nun Menschen selbst gegenüber nicht ein entsprechender Standpunkt gefunden werden! Hier ist die Verwandtschaft eine nähere und die Tragweite des Mitgefühls eine grössere, als bei Wesen, die noch unter der Gattung Mensch stehen. Nur rechne man nie darauf, dass dieses bessere Verhalten ein in spontaner Weise zureichend wechselseitiges werden könne. Zwischen dem Niedern und dem Höhern kann es keine vollständig gleiche Wechselseitigkeit geben; denn hiezu fehlt dem Niedern nicht etwa blos das Verständniss, sondern, was entscheidender ist, der Trieb. Das Thier kann sich, so hoch es auch in der Reihe von Seinesgleichen stehen mag, nie zu einer vollen Mitempfindung oder gar zu einem zureichenden Verständniss für das Menschliche erheben. Seine Mitempfindungen und sein Verständniss bleiben auf das Niedere beschränkt, welches ihm vermöge seines thierischen Charakters eigen ist. Soweit dieses Niedere auch im Menschen gewissermaassen enthalten ist, besteht allerdings Gemeinsamkeit und sogar Wechselseitigkeit, aber eben keine volle, sondern im Gegentheil eine äusserst beschränkte, die keine der höhern Eigenschaften berührt.

Demgemäss hat man sich nicht der Täuschung hinzugeben, als wenn zwischen den niedern und den höhern Menschenspecies volle Gegenseitigkeit platzgreifen könnte. Das Niedere wird durch das Höhere vollständig, dagegen das Höhere durch das Niedere nur soweit verstanden, als es sich um etwas beiden Gemeinschaft-

liches handelt. Dieses Gemeinschaftliche ist das Niedere, wie es einerseits selbständig als unvollkommenere Species und andererseits als etwas Untergeordnetes auch in der höhern Species existirt. Niedrig geartete Menschen verstehen sich auf Alles, was der Artung ihrer eignen Triebe und Vorstellungen gleicht. Sie begreifen aber nicht das Geringste von dem, was über ihre Natur emporragt. Dagegen werden sie selbst von dem Ueberragenden vollständig durchschaut. Sie werden von diesem besser begriffen, als sie sich gegenseitig unter sich verstehen, und dies will viel sagen; denn in allem Niedern ist der Beschränktheit der Natur wegen die Pfiffigkeit im untergeordneten Gebiet der jedesmal fraglichen Species eine grosse. Behält man dieses allgemeine Grundverhältniss einer nur partiellen Gegenseitigkeit überall im Auge, wo es sich um erheblich verschiedene Menschenabarten handelt, so ergiebt sich eine wichtige, nicht blos politische, sondern auch geistige Consequenz. Zunächst bestimmt sich hienach das Verhältniss von Leitung und Unterordnung und wird auch sofort als zweckmässig erkennbar. Da auf Seiten des Niederen nicht auf volles Verständniss zu rechnen ist, so muss unter Umständen die Macht, die im Höhern liegt, die Unempfänglichkeit für Gründe ersetzen, soweit ein solcher Mangel auf Seiten des Niederen besteht. Gesellung, Gesellschaftsbildung und Staatseinrichtung auf völlig gleichem Fuss ist hier nicht möglich, weil es an der Unterlage wirklicher Gleichheit fehlt. Dennoch muss aber, soweit die gemeinsame Natur es mitsichbringt, gleiche Freiheit entwickelt werden. Diese darf aber das Gebiet eines allgemeinen Rechts nicht überschreiten, und dieses allgemeine Recht darf sich wiederum nur auf diejenigen Angelegenheiten beziehen, in denen ausschliesslich das niedrig Gemeinsame der menschlichen Natur maassgebend ist. Schutz gegen Mord und Diebstahl sowie überhaupt gegen Verletzungen der persönlichen und sachlichen Integrität können etwas Allgemeines sein und müssen es im Lauf der Geschichte durchgängig werden.

Dagegen ist die positive Theilnahme an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten Nichts, was für sehr unterschiedene Bevölkerungselemente in gleichheitlicher Gemeinsamkeit bestehen dürfte. Eine niedere Species kann nun einmal nicht mit einer höhern auf gleichem Fuss eine erträgliche Gemeinschaft bilden. Kommt es regelwidrig einmal zu einer solchen, so muss Herab-

würdigung des Ganzen die gelindeste Folge sein. Eine Reducirung des Gemeinwesens auf den Fuss der niederen Species wird das Ergebniss, wenn diese sich gleichheitlich breitmachen kann; denn die dem thierischen näherliegende Verhaltungsart schreitet über alles Bessere hinweg, und wenn die betreffende Species auch nicht in der Mehrzahl wäre, was sie doch gemeiniglich sein wird, so würde sie mindestens als ein degradirendes Element wirken und alle edlere Sitte beeinträchtigen. Im Hinblick auf Asien sind es aber grade die breiten Massen, die als überwiegende Mehrzahl in Frage kommen werden. In der Welt der neuern Völker ist es allerdings eine Minderzahl, die Judäer, die das Beispiel von dem unheilvollen Einfluss einer zwischen dem Ungleichen übel angebrachten Gleichheitlichkeit liefern. Allermindestens muss eine indirecte Einschränkung des Niedern sich politisch von selbst machen, wenn auf rechtlich formelle Schrankenziehung verzichtet werden soll. Bei gutem Willen niederer Elemente würde allerdings völlig gleichheitliches Recht nicht zur factisch gleichheitlichen Theilnahme an den politischen Functionen führen, und nur die Charakterbösartigkeit rechtfertigt demgemäss die äusserliche und formelle Einschränkung. Soweit aber das Bösartige verschwinden kann, eröffnet sich trotz aller natürlichen Unterschiede die Aussicht auf universelle Gleichheitlichkeit aller Rechte, also auf ein wirklich allgemeines, des Namens würdiges Menschheitsrecht. Wie dagegen das Bösartige im Hebräercharakter ausgeschieden werden solle, ist so wenig abzusehen, als etwa die Umwandlung eines Raubthiertypus in ein unschuldiges Thiergebilde. Mit andern orientalischen oder sonst niedern Nationalitäten braucht es aber nicht dieselbe Bewandtniss zu haben, da hier nicht vorzugsweise die Bösartigkeit sondern nur die mindere Vollkommenheit der Anlage in Frage kommt.

Alle Uebelstände und Gefahren, die sich in äusserlicher und politischer Beziehung aus einer Kopfstellung des natürlichen Grundverhältnisses der physiologisch höheren zur physiologisch niederen, bisweilen auch moralisch verwerflichen Menschenspecies ergeben, haben ihr Seitenstück im Geistigen; denn letzteres ist stets etwas naturwüchsig an den Typus Geknüpftes. Man wird nie geistige Schöpfungen begreifen, wenn man ihren Ursprung und den Grund ihrer Artung anderwärts sucht, als in der Naturbeschaffenheit des Lebendigen, von dem sie ausgehen. Dort

haben sie ihr Gesetz, mögen sie nun das Niedrigste oder das Höchste, also den gemeinen Ausdruck der Triebe in Gewohnheiten oder die Bekundung der erhabensten Gefühle und Gedanken betreffen.

3. Was vorher von der Unmöglichkeit voller Wechselseitigkeit zwischen dem Asiatismus und dem neuern Völkerwesen gesagt wurde, gilt auch von der Religion und ihrem Ersatz. Wenn die neuern Völker ihren eignen Kreis freier Vorstellungen über alles Sein, über Natur und Leben zum Ausdruck gebracht haben werden, so wird die Religion nur noch für die niedern Racen eine, freilich nur vorläufige, Bedeutung behalten. Für jene nämlich ist sie etwas vom angestammten Racenwesen und behält diese Bedeutung, auch wenn sie im Laufe der Geschichte durch Erfahrung und Verstand von vielerlei Vorstellungen gesäubert wird. Sie behält sie sogar selbst unter der Voraussetzung, dass von Seiten der Anschauungen höherer Völkertypen nachdrückliche Kritik geübt und die Niedrigkeiten oder Unwahrheiten an ihr blosgestellt werden. Die Religion enthält einen Theil des Volksgeistes beurkundet und ist auf diese Weise gleichsam ein Racenspiegel, in welchem man die Züge des Speciescharakters wiederfindet. Die fraglichen Menschentypen können ihr eignes Wesen nirgend, also auch da nicht ablegen, wo es den Zügen der zugehörigen Religion gleicht. Nähme man also auch äusserlich die Religion mit allen ihren falschen Vorstellungen hinweg, so bliebe doch innerlich im betreffenden Menschentypus ein Kern derselben zurück. Dieser Kern besteht in den Naturtrieben, Neigungen und natürlichen Gesetzmässigkeiten des Thuns, Fühlens und Denkens, die sich in die religiösen Gesammtvorstellungen übertragen haben. Mit dem Geschöpf, der Religion, würde hier noch nicht die Schöpferin, die bezügliche Menschennatur, verschwinden. So lange also jene Racen noch dauern, werden sie auch an denjenigen Zügen ihrer Religion festhalten, in denen sich ihr Wesen einst einen ersten geistigen Ausdruck gegeben hat.

Ja selbst, wenn man voraussetzte, dass die betreffenden niedrigeren Racen durch irgend welche Umstände veranlasst würden, ihre Religion aus ihrem Bewusstsein entfernen zu wollen, so würde dennoch von ihr etwas Unveräusserliches zurückbleiben. Die blosse Racennatur, auch wenn sie sich ihrer überlieferten Religion nicht mehr bewusst wäre, würde genügen, um aus sich

selbst alles das zu bethätigen, was in der ererbten Religion mit dem Racenwesen naturwüchsig zusammentraf. Ein Mensch von einer bestimmten Species, der von Kindheit auf seiner Religion entzogen wird und der von derselben nie etwas erfährt, wird trotzdem die Eigenschaften der zu seiner Natur gehörigen angestammten Denk- und Gefühlsweise entwickeln. Die Aenderungen, welche darin durch Erziehung und Umgebung hervorgebracht werden mögen, werden das Wesentliche nicht berühren. Hienach hat man sich überhaupt mit dem Gedanken vertraut zu machen, dass gleich der Speciesnatur auch die dazu gehörige geistige Anschauungsweise während des Racenlebens nicht weicht. Die letztere kann nur mit der ersteren zugleich, also durch den Speciestod, verschwinden. Hat man dies einmal eingesehen, so wird man nicht falsche Forderungen stellen und sich über die Herrschaft eines vollkommeneren Ersatzmittels der Religion keinen Täuschungen hingeben. Verstandesaufklärung kann sehr weit reichen und in alle Art von Religion eindringen. Es ist überall eine Säuberung vom eigentlichen Aberglauben denkbar. Auch können höhere und edlere Grundsätze als äusserliche Vorschriften in Umlauf kommen und sogar von den Einzelnen freiwillig als verbindlich hingenommen werden. Erziehung und Unterricht, ja auch die Gesetzgebung und das öffentliche Leben können solche bessern Grundsätze als Richtschnur anerkennen. Mit alledem bleibt aber der Kern, nämlich die wirkliche Neigung der Naturen, unerreicht. Die betreffenden Menschentypen verhalten sich, soweit nicht ein äusserer Umstand ihnen etwas Anderes aufnöthigt, unwillkürlich nach den Gesetzen ihrer Racennatur. Hieran kann keine fremde Macht und können sie selbst innerlich nichts ändern. Was man Bekämpfen der eignen Natur nennt, mag freilich auch in dieser Beziehung vorkommen. So Etwas bleibt aber immer etwas sehr Eingeschränktes und kann überdies nicht zur Regel werden. Eine Menschenspecies kann von der geistigen Eigenart ihres Wesens ebensowenig, wie von ihrer übrigen Natur, losgemacht werden. Sie kann es nicht durch Andere und sie kann es nicht durch sich selbst. Ihr eigner Wille kann die Neigungen, die ihm seinen Inhalt geben, nicht wegschaffen. Dieser Wille mit seiner Speciesnatur muss sich unvermeidlich selbst wollen. Die Vorstellung, es könnte anders sein, ist eine Selbsttäuschung. Wer draussen steht und unbefangen

das Treiben und die Sinnesart von verschiedenen Menschenspecies beobachtet, wird sich freilich über die natürliche Gesetzmässigkeit der betreffenden Vorgänge nicht so leicht täuschen. Dennoch gehört es aber nicht zu den allgemein gewürdigten Wahrheiten, dass auch in Sachen des Kernes einer wirklich angestammten, also nicht blos von den Völkern angenommenen und ihnen blos anerzogenen Religion eine Aenderung der entsprechenden Anschauungsweise grade so wenig ausführbar ist, als eine wesentliche Aenderung der Völkernatur selbst.

Werden bessere geistige Principien in Völker niederer Race hineingetragen, so werden sie unvermeidlich zu deren Niveau herabgezogen. Was daher auch die modernen Völker aus sich entwickeln mögen, so wird es für die Asiaten immer zu hoch und zu edel sein. Wenn niedere Racen von den höheren sich etwas Geistiges aneignen, so wird es mit derjenigen Einschränkung und Veränderung zum Schlechteren geschehen, die aus der beschränkteren Racennatur folgt. Selbst bei einer politischen Herrschaft der höhern Racen über die niedern kann der Sachverhalt kein anderer sein. Auch in diesem Falle bliebe Denk- und Gefühlsweise in Rücksicht auf den Kern der Religion bestehen, sogar wenn die Religion äusserlich abgeschafft wäre. Im Hauptpunkt gewinnt man daher den niedern Racen gegenüber Wenig, wenn man sie geistig cultivirt. Von den Schranken der Natur kann man sie nicht befreien, wenigstens nicht da, wo die bösartigen Elemente im Spiele sind. Wo dagegen guter Wille in der Anlage enthalten ist und nur specifische Wesensbeschränktheit der Aufnahme des Höhern entgegensteht, da mag der Bann, in welchem asiatische Völker geistig befangen sind, bis zu dem Punkte gebrochen werden, dass alles Religionistische im Sinne des Aberglaubens wirklich nur eine vorläufige Bedeutung behält. Die übrigbleibenden Neigungen mögen schliesslich doch, ähnlich wie in den höhern Racen, nicht mehr die Phantasie derartig beherrschen, dass der Rest noch Religion heissen könnte. Die Empfänglichkeit für das Höhere bleibt allerdings beschränkt; aber eigentliche Unwahrheit braucht darum nicht in alle Zeit hinein herrschend zu bleiben, selbstverständlich immer wieder nur unter der Voraussetzung, dass die betreffende Völkeranlage zwar niedrig, aber nicht von radical und unentwurzelbar üblem Willen erfüllt ist.

Jenes Naturgesetz, vermöge dessen die beschränkte Speciseigenschaft auch im Geistigen nicht aus sich selbst herauskann, hat glücklicherweise ein günstiges Gegenstück auf der edleren Seite. Die geistigen Anlagen und Neigungen der höhern Racennatur erhalten sich nämlich ebenfalls, auch wenn sie in das Medium einer niedern Racenreligion gerathen. Dies ist, wie schon mehrfach erläutert, der Fall der neuern Völker und insbesondere der Deutschen. Diese sind in ihrer ersten Unerfahrenheit der Religion einer niedern Nationalität, und überdies einer von bösartigen Zügen, anheimgefallen und haben diese niedere Racenreligion, so gut es gehen wollte, im Laufe der Entwicklung zum Niveau des bessern Völkergeistes emporgehoben. Nun ist aber das Herunterbringen des Höheren leichter als das Heraufschaffen des Niederen. Tieferstehende Racen werden weit leichter das edler Geistige zu ihrer Gemeinheit degradiren, als umgekehrt sich höherstehende Racen vor einer Herabwürdigung dadurch bewahren, dass sie das Schlechte aus ihrem eignen Fonds verbessern. Das Fallen des geistigen Niveaus kann durch blosse Unachtsamkeit erfolgen, während zur Erhaltung oder zur Erhöhung desselben besondere Kraftanwendung erforderlich ist. Wirken nun fortwährend degradirende Einflüsse, so hat die bessere Natur, um Widerstand zu leisten, auch fortdauernd Kräfte zu entwickeln. Dies geschieht nun in der That; aber es gelingt zunächst nicht vollkommen. Ein Misch- und Misszustand ist die vorläufige Folge, und erst die Wiederbesinnung auf alle eignen Anlagen und Kräfte führt schliesslich zur Ausscheidung des Niedrigen und zur reinen Entwicklung der eignen Fähigkeiten zum Vollkommeneren. In der Menschennatur ist, wie überall, der Weg abwärts leichter als der aufwärts. Die Verderbniss des Guten durch die Beimischung des Schlechten ist ein gewöhnlicher Vorgang, während der entgegengesetzte kaum als vorhanden anzusehen ist. Das Gesunde kann durch das Kranke leicht angesteckt werden, aber nicht umgekehrt das Kranke von dem Gesunden her etwa eine Uebertragung der Gesundheit erfahren.

Aehnlich, wenn auch nicht gleich, ist der Sachverhalt in andern Beziehungen. Im Moralischen hat das Sinken auch stets mehr Chancen als das Steigen. Wenn also bessere Völker in ihrer Kindheit einmal geistig inficirt worden sind, so kann sich trotz des Ansteckungsstoffs ihre bessere Natur geltend gemacht

haben; aber jedenfalls bleibt bis zum Erfolg einer radicalen Reinigungscur eine Verunstaltung zurück. In dem hier fraglichen Falle, in welchem eine niedere Racenreligion Völker höheren Schlages umfing, mussten die Wurzeln der bessern Natur unberührt bleiben und konnte nur die Oberfläche des Geistes betroffen werden. Dennoch haben wir auch an diesem verhältnissmässig nicht tief eingedrungenen Schaden genug zu leiden gehabt. Sobald aber ein deutliches Bewusstsein von diesem schmachvollen Zustande der Erniedrigung eintritt, wird dieser äusserlich noch drückender, und es bleibt den Völkern nur der Trost, dass sie auch zugleich ihrer Kräfte zur Aufraffung innewerden. Für die Nachkommen eröffnet sich dazu noch die Aussicht, dass der moderne Völkergeist sein eignes Wesen rein und vollkommen beurkunde und sich, wenn man es so nennen will, als neue Religion oder, wie ich es lieber bezeichne, als neue Geisteshaltung an die Stelle der niedern Racenreligion setze.

4. Der Ursprung des Vollkommeneren ist in den neuern Völkern und ihrer bessern Racennatur gelegen. Die Artung dieses Vollkommeneren, welches als Geistesführung den Ersatz der Religion zu bilden hat, ergiebt sich aus der edleren Speciesnatur der in Frage kommenden Nationen. An erster Stelle ist ein Grundzug zu kennzeichnen, durch welchen sich das neuere und bessere Völkerwesen schon in seiner Uranlage von den asiatischen Bevölkerungen unterscheidet. Es ist dies die Fähigkeit zur Freiheit und zwar zur Freiheit in allen Beziehungen. Der entgegengesetzte Zug, also die racenmässige Anlage zur Unfreiheit, hat sich in den asiatischen Reichen nicht blos durch despotische Staats- und Gesellschaftsordnungen verkörpert, sondern bei allen jenen niedern Racen auch in den Religionsvorstellungen gespiegelt. Die Vorstellung von einem Gott ist auf diese Weise die von einem Herrn. Der niedrige Mensch dieser Racen fühlt sich als Knecht eines Gottes. Er kennt zu Seinesgleichen kein anderes Verhältniss als das des Knechtens oder Geknechtetwerdens. Er ist ein zügelloser politischer Sklaventreiber und Sklavenausbeuter oder selbst ein Sklave, dessen eigne Natur es ist, sich treten zu lassen und der Willkür eines gemeinen Despoten zu dienen. Beiderlei Rollen haben im Wesentlichen dieselbe tiefstehende Speciesnatur zur Ursache. Nach dem Bilde dieser Rollen wird nun auch das Verhältniss zu der Macht ausgelegt, die sich die frag-

lichen Racen als in oder hinter der Natur sowie als in oder über dem Menschenschicksal wirksam denken. Der Gott oder die Götter stehen so dem Menschen gleichwie politische Despoten gegenüber, und er, der Mensch dieser niedrigen Race, benimmt sich auch in allen seinen transcendenten Vorstellungen als der unterthänige Gottes- oder Götterknecht. Das Götter- oder Gottesreich über den Menschen dieser niedrigen Racen ist ein Abbild der politischen und gesellschaftlichen Zustände, die sie unter sich formiren.

Man hat Unrecht, wenn man in der Erklärung der Geistes- und Religionszustände den Hauptton auf den überwältigenden Charakter der Natureindrücke legt. Allerdings hat die Naturumgebung und haben die Naturvorgänge, die auf jene Völker wirken, oft etwas Riesenhaftes, ja etwas Ungeheuerliches, demgegenüber sich der Mensch zunächst machtlos und herabgedrückt fühlt. Die Natur in den fraglichen Erdstrichen hat nicht die Mässigung und das Ebenmaass der Klimate und Zonen, in denen die höher angelegten Völker die erfolgreichsten Schauplätze ihrer Thätigkeit gefunden haben. Derartige Umstände sind aber, so sehr sie auch in zweiter Linie ins Gewicht fallen, nicht entscheidend. Die nach einem ungünstigeren Naturschauplatz versetzte bessere Race wird dort nicht vor der Natur erbeben und ihren angestammten Freiheitssinn nicht mit knechtischer Unterwürfigkeit vertauschen. Sie würde auch von vornherein, wenn sie sich in einer solchen Natur erst hätte entwickeln müssen, durch die Stärke der Eindrücke nicht dazu gebracht worden sein, sich zu erniedrigen und die vorausgesetzten unbekannten Mächte nach dem Ebenbilde der Despoten auszumalen. Zur Wirkung eines Eindrucks gehört eben Zweierlei, der äussere Vorgang, der in die Sinne fällt, und die Rückwirkung darauf, die aus dem Gemüth und Verstand des Menschen kommt. Der Feigling und Sklave reagirt anders, als der Muthige und Freie. Wer nun vermöge seiner innern Speciesnatur feig und knechtisch ist, wird dies auch allen äussern Vorgängen gegenüber sein.

Es heisst die Tragweite der Racennatur verkennen, wenn man aus Klima und Boden für die Unterschiede der menschlichen Einrichtungen und Gedanken zureichende Erklärungen sucht. Aeussere Umgebung und Gesammtnatur erklären Vielerlei, vermögen aber nicht über die innere Beschaffenheit, also über die

Sondernatur eines Wesens vollständigen Aufschluss zu geben. Vielerlei Gebilde bestehen unter einem und demselben Himmelsstrich, und es können schon aus diesem Grunde nicht die allgemeinen Ursachen des Himmelsstrichs sein, durch welche eine besondere Species entsteht. Man höre doch endlich auf, aus dem Allgemeinen das Besondere ohne Specificationsprincipien erklären zu wollen. In der That heisst es aber, die Specialisirung aus Nichts ableiten, wenn man sie ausschliesslich auf Rechnung allgemeiner Ursachen setzt, durch die offenbar wiederum etwas gleicherweise Allgemeines und Uebereinstimmendes, aber kein Unterschied producirt wird. Ein derartiges Verfahren ist beispielsweise der Fehler des sonst so hochstehenden Civilisationshistorikers Buckle gewesen. Ueberall bedarf man specifischer Principien, um Speciesthatsachen zu erklären. Die Geschichtsschreiber des Menschengeschlechts werden nichts Gründliches vorbringen, so lange sie ihre Aufmerksamkeit nicht in jeder Beziehung auf die Specificationen der Menschennatur, also auf Racen, Nationalitäten, Stämme und Geschlechter bis zu den markirten Individuen hin concentriren. Ein Individualcharakter ist in seinem Unterschiede von allen andern Formen eine besondere Schöpfung, die unter Umständen grosse Folgen haben kann. Will man also nicht in unbestimmten Allgemeinheiten verbleiben, so muss man die bis in das Einzelne gehende Verschiedenheit der Menschen in Anschlag bringen. Die Rechnung mit dem blossen Allgemeinen führt auch nur zu Allgemeinheiten, die ihrem Wesen nach in einem, weil gemeinschaftlichen, darum auch niedrigen Gebiet verbleiben. Was Thier und Mensch gemeinschaftlich ist, kann nicht hoch emporreichen. Gemeinschaftlich sind aber beispielsweise die allgemeinen Einflüsse der umgebenden Gesammtnatur. In derselben Naturumgebung giebt es muthige und feige Thiergebilde. Wie sollte man die unterschiedenen Charaktere der Menschenarten in ihrer wesentlichen Grundanlage aus einem Schauplatz erklären, der den verschiedensten Thier- und Menschenspecies gemeinsam ist! Der freie Sinn ist wohl ein Naturerzeugniss, aber nicht eines, welches von der umgebenden Natur herzuleiten wäre. Er erzeugt sich nicht als Wirkung dieser Natur, sondern bekundet sich als Rückwirkung gegen sie. Der Mensch besserer Race stellt sich der Natur aufrecht gegenüber. Er wirft sich vor ihr nicht in den Staub. Die einzelnen Vorgänge wie das Ganze der Natur

sind ihm nicht Etwas, worunter er sich zu beugen hätte. Soweit er die Kraft findet, sie zu beherrschen, übt er diese Kraft auch ohne Scheu aus. Ebensowenig scheut er in seinen Gedanken das Ganze und dessen Grund. Er fühlt sich vielmehr dem Grund der Dinge gegenüber ebenfalls selbständig. Das Verhältniss, in welchem er sich etwa zu einem Gott oder zu Göttern denkt, ist das eines freien Wesens zu andern freien Wesen. Dieser Grundzug ist schon in den Mythologien der Griechen und Römer einigermaassen vertreten, wird aber erst vollends in denen neuerer Völker sichtbar. Sobald aber die Götterdichtung selbst dahinschwindet, lässt sich genau dasselbe von allen Vorstellungen sagen, die an die Stelle jener unerfahrenen göttischen Phantasiespiele treten. Allem Sein, also auch dem gegenüber, welches als unabhängig von der thatsächlichen Gestaltung der Natur vor dieser gedacht werden muss, fühlt sich der besser angelegte Mensch als freies Wesen, welches nichts fürchtet, nichts erbettelt und in nichts sich erniedrigt.

Dieser freie Sinn in der Religion ist etwas Anderes als der gewöhnliche religiöse Freisinn, der meist recht oberflächlich bleibt und obenein entartet. Dieser sogenannte Freisinn will nur verschiedene Religionen toleriren und Jedermann in seiner Manier gewähren lassen. Ob es eine knechtische oder knechtende Religion ist, die er tolerirt, danach fragt er nicht. Der wirklich freie Sinn dagegen schätzt nur das Freigeartete und sieht daher darauf, ob in einer Religion zwischen Göttern und Menschen freie und anständig edle Beziehungen vorgestellt werden. Von dieser Art konnten auch die unerfahrenen Religions- und Mythenschöpfungen edlerer Racen sein; denn auch in den Träumen und Phantasiespielen zeigt sich, trotz aller bezüglich des Verstandes und Wissens obwaltenden Illusionen, doch der bessere Racen- und Nationalcharakter. Denkt man sich nun aber die Täuschungen der Unerfahrenheit beseitigt, so wird sich die freie Gesinnung in den reinsten Welt- und Seinsbegriffen bethätigen müssen, und so entsteht einer der Grundzüge des Vollkommeneren. Die neuern Völker und insbesondere die Deutschen haben diesen freien Sinn in ihrer Naturanlage, wie sich dies auch in ihren ursprünglichen politischen und gesellschaftlichen Einrichtungen genugsam gezeigt hat. Wenn sie später von nicht geringer politischer Unfreiheit umgarnt wurden, so war dies eine Ansteckung vom verwesten Römerreich her. Der religiösen Infection durch das palästinensische

Christenthum hatte eine politische vorgearbeitet, und beide wirkten nachher zusammen. Das Römerreich war in bunter Racen- und Völkermischung, besonders aber durch den Asiatismus, den es in sein Gefüge aufnahm, verkommen. Hatten doch auch schon die Griechen seit den Zeiten Alexanders durch die Einlassung mit den Asiaten ihre gesunkene Freiheit vollends ruinirt, und hatten sie es doch über sich ergehen lassen müssen, durch ihre neumodischen Machthaber gelegentlich in der politischen Behandlung bis selbst auf das asiatische Niveau hinabgedrückt zu werden!

Das Römerreich nahm die griechische Völkerleiche in sich auf und beförderte auch hiedurch den Fortgang der bereits eingeleiteten Verderbniss der eignen Volkselemente. Die ärgste Wüstheit begann aber erst mit dem Eindringen von allerlei asiatischer oder überhaupt orientalischer Bevölkerung. Daher kam eine Menge knechtischer Menschen von niederer Race, die den Machthabern und später besonders den Kaisern auf echt asiatische Weise zu Willen waren. Die niedrigsten Creaturen mussten in der Concurrenz um die für die niederträchtigsten Dienste zu ergatternden Preise natürlich obenauf kommen; denn die noch einigermaassen bessern Elemente geben sich zu solchem Aeussersten nicht her. Sinkt eine Civilisation, so ist es immer die Auslese an Niedrigkeit und Gemeinheit, die bei dem weitern Sinkenmachen die erste und angesehenste Rolle spielt. Man denke auch in dieser Beziehung an die Kaiserwirthschaft im Römerreich und an Alles, was ihr im Grossen und im Kleinen, im Staats- und im Privatleben an allgemeiner und specieller Verderbniss und Gesindelhaftigkeit entsprach. Nicht blos das asiatische Niveau, sondern auch die asiatische Menschenart selbst konnte unter solchen Zuständen maassgebend werden. Die Judenrace hatte sich in Rom selbst bereits zu Zeiten der Republik festgesetzt und übel eingewirkt; aber die Zeiten der vollen Ernte kamen erst unter den Kaisern, als auch allerlei andere asiatische Bevölkerung sich an den Hauptsitzen der Römerherrschaft breitmachte. Nationen sinken auch politisch am meisten erst dann, wenn sie mit niedrigeren Racen gleichgestellt werden. Nicht sowohl die letzteren werden heraufgezogen, als vielmehr die ersteren hinabgedrückt. Diese politische und gesellschaftliche Degradirung vererbt sich dann auf Alles, was von der fraglichen verderbten Civilisation afficirt wird. So kam es auch, dass die

neuern Völker und speciell die Deutschen mit den sonstigen römischen Ueberlieferungen auch nicht Wenig vom asiatischen Knechtssinn bei sich beherbergten. Zu diesen asiatischen Ueberlieferungen gehörte ausser den politischen Ideen von einem römischen Reich deutscher Nation auch das Christenthum und zwar ebenfalls im Sinne eines Weltreichs. Die durch und durch asiatische Natur der Christigkeit half den freien Geist der Germanen an eine Knechtsgestalt der Ideen und Einrichtungen gewöhnen. Alles Verkehrte und Widerliche am Mittelalter stammte aus diesen Ueberlieferungen, während das Gute daran dem neuern Völkergeist zu verdanken war. Die Schmach, sich trotz angestammter freier Natur in knechtischen Religionsvorstellungen ergehen zu müssen, wurde nur noch von dem Unheil übertroffen, welches in den nach den priesterherrscherlichen Ideen verdorbenen politischen Einrichtungen lag.

Wie kläglich hat sich nicht der Mensch zu geberden, wenn er sich nach Maassgabe der niedern asiatischen Racenreligion verhalten will! Da muss er sich zu einem Wurm machen, der sich vor seinem Herrgott krümmt, und mit aller Gewalt ein Sünder sein, auch wenn er etwas taugt und ihm alle Schuld ferngeblieben ist. Auf diese Weise kommt es fast so heraus, als wenn es sich um eine Religion für erzschlechte Wesen handelte, und in der That wissen wir ja auch, dass es das verderbte Judenthum gewesen ist, für welches und gegen welches eine Religion gemacht wurde, die es von sich selbst erlösen sollte. Was noch ausser dem jüdischen an anderm asiatischen Knechtssinn in den Grundlehren der Religion vorwaltete, ist den neuern Völkern gegenüber durchaus antinational. Es untergräbt nicht blos die äussere Freiheit, sondern lähmt auch den innern Zug des Geistes nach der angestammten Selbständigkeit der Ideen. Wie soll ein Mensch besserer Nationalität zu einer würdigen Vorstellung von seinem Verhältniss zu einem Grunde aller Dinge kommen, so lange er in jene unterwürfigen Gewohnheiten des niedern Racenglaubens gebannt bleibt! Freilich hat er im Grunde aller Dinge Etwas anzuerkennen, was über menschliche Individualität hinausreicht und der gemeinsame Halt für viele, zum Theil sicherlich über dem Menschen stehende Gebilde anderer Weltkörper ist. Hieraus folgt aber keine Unterwürfigkeit und kein religiöses Sklaventhum. Die menschliche Wahrheit ist eben Wahrheit, so begrenzt sie auch sein möge,

und das menschliche Streben steht für sich selbst frei da, so wenig auch etwa in ihm alles Streben enthalten ist. Die Welt des Menschen ist eine freie für sich und hat nur sich selbst Rechenschaft zu geben. Auch wenn der Mensch an den tiefsten Grund alles Seins und seines eignen Schicksals, also gleichsam an die Wurzel aller Dinge denkt, so thut er dies, wenn er selbst von freiem und edlem Charakter ist, nur mit dem Bewusstsein vollster Selbständigkeit. Er sieht sich nicht einmal als Geschöpf an; denn das hiesse schon, sich zur Creatur erniedrigen. Er weiss vielmehr, dass er aus dem Grunde der Dinge aufgestiegen ist und sich, soweit es sich um das eigne Leben und Schicksal handelt, als gleich souverän betrachten kann. Er ist vermöge seines eignen Genius da; d. h. die schaffende Macht, wenn man von einer solchen im absoluten Sinne überhaupt reden will, ist er selbst. In keinem Falle bequemt er sich zur Creaturenhaftigkeit; denn sein tieferes Bewusstsein verbindet ihn mit seinem eignen Grunde im Grunde alles Seins. So fühlt er sich ebenbürtig mit dem Besten, was in diesem allgemeinen Grunde angelegt war.

5. Das Grundverhältniss zu allem Sein stellt sich für den bessern Menschen naturgemäss anders als für den schlechteren. Wer höher steht und edler ist, kann nur das achten, was ebenfalls dem Zuge zum Bessern entspricht. Sein und Welt sind daher kein unterschiedslos anzuerkennender Gegenstand. Nur insofern im Grunde aller Dinge Gutes als begründet zu erkennen ist, kann dieser letzte Grund und Halt von Allem durch den bessern Menschen mit Befriedigung und Vertrauen betrachtet werden. Andernfalls stände der bessere Mensch mit seinem Charakter höher und könnte Begriffe fassen, die edler wären, als was im Gesammtgrunde alles Seins angelegt ist. Hierin läge aber ein Widerspruch; denn eben das höhere menschliche Streben, welches sich über die Schlechtigkeit empört, ist selbst aus jenem Grunde aufgestiegen und in ihm ursprünglich angelegt gewesen. Der edlere Charakter bleibt thatsächlich immer eine Instanz, die inmitten vielfacher Verderbniss für das Dasein des Guten zeugt. Wer selber gut ist, kann daher auch den Glauben an das Gute nie gänzlich und auf die Dauer einbüssen. Er wird doch mindestens in sich selbst ein Beispiel dafür zur Hand haben, dass nicht Alles schlecht ist. Nun wäre es ein sonderbar widerspruchsvoller Gedanke, derartige Beispiele des Guten gelten zu lassen und im Grunde alles Seins einen

Zug zum Guten zu bestreiten. Wäre dieser Zug nicht vorhanden gewesen, wie hätte dann das thatsächlich Gute zum Dasein gelangen können? Es gehört also schon Verzweiflung am Guten im eignen Selbst dazu, um es im Grunde alles Seins nicht zu finden. Wirklich ist es auch nur der schlechte Zug in den Naturen, der zu einem absoluten Pessimismus hinneigt. Vollends findet der durch und durch schlechte Charakter in sich selbst nirgend ein Zeichen vom Dasein des Guten, und Andere, sowie auch den Inbegriff der Dinge und des Seins stellt er sich unwillkürlich nach seinem schlechten Ebenbilde vor. Er hat kein anderes Maass und keine andern Begriffe, als die aus seiner eignen schlechten Natur entnommenen. Alles Uebrige kennt er nur von aussen und hat keine rechte Sicherheit dafür, ob das Bessere innerlich und im tiefsten Grunde von Menschen und Sein wirklich existire. In sich selbst findet er eine unmittelbare Bürgschaft nur für das Schlechte, und nach den Rubriken dieses innerlich Schlechten spiegelt sich in ihm Welt und Leben. Das Schlechte ist nun seiner Natur nach immer im haltlosen Widerstreit seiner eignen Bestandtheile begriffen. Demgemäss wird Sein und Welt unwillkürlich ebenfalls als ein solcher haltloser Widerstreit vorgestellt. Ebenmaass und Uebereinstimmung sind Früchte des Guten, und ein Typus oder Charakter, der vermöge seiner Schlechtigkeit einem Zerrspiegel gleicht, ist eben nicht danach geartet, im Grunde des Seins und im Ganzen der Dinge das Edle und Wohlthätige herauszufinden. Der schlechte Typus wird nach Maassgabe seiner Eigenart auch den Charakter im Grunde alles Seins entstellen und degradiren.

Was vom besondern Individualcharakter gesagt wurde, gilt selbstverständlich auch vom Racencharakter. Wie jener, wenn er schlecht ist, auch von Allem und vom Grunde der Dinge eine entsprechend schlechte Vorstellung producirt, so gehen auch aus dem schlechten Racencharakter nur entsprechende Religionen hervor. An einer das Gemüth befriedigenden Auffassung der Dinge muss es in solchen Religionen fehlen. In ihnen muss das Sein und sein letzter Grund herabgewürdigt werden; denn dies Alles wird nach dem Bilde des Racencharakters vorgestellt. Der Gott oder die Götter solcher Religionen sind Ebenbilder des fraglichen Racenmenschen. Das Naturell des letzteren wird zu göttischen Eigenschaften gestempelt, indem es zugleich ins Colossale gezeichnet wird. So entstehen die Racengötter und der Racengott

mit ihren Racencharakteren. Der Speciesmensch bringt auch einen Speciesgott hervor, und taugt eine Species nichts, so hat es mit ihrem Idol die gleiche Bewandtniss.

Es ist aber nicht blos die phantasiemässige Götterdichtung, sondern auch der übrigbleibende verstandesmässige Kern aller derartiger Vorstellungen, in welchem sich der Racencharakter ausgeprägt findet. Wenn also auch der illusionäre Theil der Vorstellungsproduction verschwindet, so haften doch noch dem andern Theil die falschen Züge erst recht an und machen ihn zu einer Unwahrheit. Wie schlechte Sinnesorgane kein richtiges Bild von den sachlichen Vorgängen liefern, so ist auch ein schlechter Racen- und Nationalcharakter nicht geeignet, über Menschen und Dinge, geschweige über den Grund alles Seins, richtig zu urtheilen. Der Charakter des Seins wird durch eine Charakterisirung, die von schlechten Elementen ausgeht, selbst als schlecht gezeichnet, obwohl sich die Urheber einbilden, mit dem Ebenbilde ihrer eignen vermeintlichen Herrlichkeit alle Herrlichkeit getroffen zu haben. Im Speciellen empfinden sie es aber unwillkürlich, dass dem eignen verzerrten Wesen auch eine verzerrte Welt gegenüberstehe. Hierin liegt sogar eine gewisse Gerechtigkeit, die über das Schlechte kommt. Dieses muss seine eigne niedrige Natur auch da geniessen, wo es sich mit seinen Vorstellungen zu dem All und dem Grund der Dinge wendet. Der Zug der Befriedigung und des Vertrauens fehlt in diesen racenmässig schlechten Gedanken religiöser Art, wie er auch sonst im Leben und in den Verhältnissen des fraglichen Racenmenschen zu Seinesgleichen nicht zu finden ist. Mag immerhin ein schwaches Analogon davon in einer niedern Racenreligion aufzuspüren sein, so bleibt es doch weit von der Vollkommenheit und Harmonie des höhern und guten Racencharakters fern. Echtes Vertrauen, wie wir es beispielsweise im Gemüth germanischer Stämme kennen, ist in den aus Asien stammenden Religionen, wenigstens in der Gestalt, die sie dort erhielten, nicht vorhanden gewesen. Ein Zählen auf Gnade, wie sie der Sklave vom Herrn oder das sklavisch behandelte Kind von einem despotischen Vater erwartet, ist von einem rechten und würdigen Vertrauen himmelweit verschieden. Im Hinblick auf diesen colossalen Unterschied erinnere man sich immer wieder daran, dass man, um ihn nicht fälschlich zu überbrücken, die eignen bessern Racen-

vorstellungen als eine in das Christenthum der neuern Völker eingewebte Verbesserung in Anschlag zu bringen hat. Wenn wir die Art des eignen angestammten Vertrauens mit der ursprünglichen Anlage der entsprechenden Vorstellungen im Christenthum verwechseln, dann freilich wird der falsche Schein entstehen, als hätten wir vom Christenthum das wahre Vertrauen und die wahre Befriedigung überkommen. Thatsächlich stellt sich aber der Sachverhalt gewaltig zu Ungunsten des Christenthums. Das letztere ist nämlich schuld daran, dass wir unsere höheren und edleren Vorstellungen nur mit seinen Elementen gemischt haben pflegen und daher bisher nicht rein und vollkommen haben ausbilden können.

Leider sind es fast nur Romantiker gewesen, die von einem deutschen Glauben geredet haben. Wäre das Wort Glaube nicht durch den bisherigen religionsmässigen Gebrauch gleichsam unsicher gemacht, so könnte man es, ohne Gefahr von Missdeutung, in der That auch für die nationale Zuversicht anwenden, die aus der Herzensbeschaffenheit moderner Völker stammt. Man könnte alsdann, auch ohne nach Art der Romantiker in das Mittelalter vernarrt zu sein, die germanische Gemüthsart gradezu den Ausgangspunkt eines tieferen Glaubens nennen. Ja diese Wendung ist sogar völlig antiromantisch und antimittelalterlich; denn die Romantiker haben in erster Linie am deutschen Mittelalter immer das Christenthum gefeiert und sich überdies eingebildet, dass der deutsche Geist durch das Christenthum erst die rechte Weihe erhalten habe. Die geflissentliche Verquickung des Deutschen mit dem Christigen ist die leitende Maxime der Romantiker und aller unkritischen Verehrer des Mittelalters. Eine solche Verbindung von Bestandtheilen, die sich einer tiefern Einsicht nicht blos als verstandesmässig unvereinbar, sondern auch als sittlich unverträglich erweisen, bildet sogar das Gegenwarts- und Zukunftsrecept aller romantischen, reactionären oder sonst interessirten und verworrenen Elemente. Vor einem wirklichen deutschen Glauben würden sich diese Elemente, falls er ihnen je in den Weg käme, tausendmal bekreuzigen; denn dieser würde dem Christenthum die Thür weisen und überdies von dem romantischen und rückläufigen Kram zugleich beschränkter und verdorbener Weltanschauung auch sonst nichts gelten lassen. Dieser deutsche Glaube würde zu seiner eignen Selbstbewahrung

genöthigt sein, sein Zerrbild mit dem Umhang einer semitischen Religion von sich zu weisen. Die zugehörige importirte semitische Knechtsmoral würde ihm selbstverständlich als Herabwürdigung nicht blos germanischer, sondern überhaupt neuerer Völkersitte gelten.

Wenn es nun in anscheinendem Widerspruch mit diesem Sachverhalt romantischen Dichtern, wie einem Uhland, einmal ausnahmsweise begegnet ist, einen deutschen Gott statt in Kirchenmauern in den deutschen Wäldern hausen zu lassen, so stammt diese Anomalie von der Verworrenheit her, die allem Romantischen unveräusserlich anhaftet. Es liegt darin eine Art Vergesslichkeit und ein völliger Mangel an Logik. Dieselben Leute, welche die legendenhafte Seite des Mittelalters und die christische Tünche des Germanenthums überall feiern, werden einmal für einen Augenblick gründlich inconsequent und suchen den deutschen Gott anderwärts als in den Kirchen, die zu verherrlichen ihr herkömmliches Geschäft war. Diese handgreifliche Regung romantischen Widersinns ist aber doch ein Zeugniss dafür, wie mächtig der deutsche Geist im Untergrunde auch noch da ist, wo sich über ihm der Sumpf der Romantik abgelagert hat. In seiner Freiheit vom Christenthum und von aller sonstigen reactionären Beimischung vermag allerdings der deutsche Glaube sozusagen einen Gott zu finden, aber nur einen solchen, der nicht nur nicht in Mauern und auch nicht in Wäldern, sondern im Herzen der Nation selbst heimisch ist und von da aus die ganze Welt beleuchtet.

Dieser Gott ist auch nicht so beschränkt, nur deutsche oder überhaupt germanische Züge tragen zu wollen. Wenn auch immerhin diese Züge seine besten Eigenschaften am wahrnehmbarsten ausdrücken, so ist doch das bessere Wesen aller neueren Völker bei der Kennzeichnung betheiligt. Der moderne Völkergeist ist die Quelle von dem, was an besserer Menschlichkeit verhältnissmässig am befriedigendsten bisher in der Geschichte zu Tage getreten ist. So ist er aber auch zugleich der Ursprung der verhältnissmässig besten Charakterzüge, mit denen sich das Fundament alles Seins als ausgestattet hat vorstellen lassen. Wenn ich das Deutsche betone, so thue ich es, weil in ihm sich die fraglichen Züge am markirtesten und entschiedensten nachweisen lassen. Die gemischteren Germanen haben weniger davon, die Romanen

noch weniger, und die Slaven müssten sich noch geistig mehr bethätigen, damit man sie in dieser Beziehung kennen lernte. Jedenfalls ist vorläufig der deutsche Geist das entscheidende Hauptbeispiel und kann daher für das Gute, was seitens der fraglichen andern Völker im Grunde der Dinge als Charakteristik vorausgesetzt wird, offenbar mitgelten.

Hienach kann nun der Satz nicht mehr überraschen, dass es im Wesen des modernen Völkergeistes liegt, nur das gleichartige Gute im Charakter der Natur und der Grundlage alles Seins als achtungs- und vertrauenswürdig anzuerkennen. Es ist die grösste Verkehrtheit und Thorheit, Alles ohne Unterschied gelten zu lassen. Dem Guten ist nur das Gute ein Gegenstand, um sich positiv einzulassen, und in diesem entscheidenden Punkt macht auch das Fundament aller Dinge keine Ausnahme. Soweit dieses nicht als gut gedacht werden kann, wird es auch nicht mit Sympathie vorgestellt. Zwischen ihm und dem bessern Menschen kann es nur insoweit eine Gemeinschaft geben, als beide im Guten zusammenstimmen. Uebrigens ist es, populär geredet, der Teufel, der als das Fundament alles Bösen den gebührenden Hass einerntet. Einen Gott und einen Teufel aber zu einer Einheit zu verkuppeln und so den Unterschied des Guten und des Bösen auszulöschen, ist das Geschäft der elendesten Sophistik oder, um diese gleich bei dem rechten Namen zu nennen, des widerlichsten Betruges. Es ist dies nicht blos ähnlich, sondern noch schlimmer, als wenn Jemand Wahrheit und Unwahrheit mit einander zur Einigkeit bringen wollte. Die Charaktereinheit der Welt liegt anderwärts. Das System des Seins ist, soweit wir es thatsächlich kennen, dadurch eine Einheit, dass in ihm das Schlimme und Böse nach eben diesen Eigenschaften behandelt und schon naturgesetzlich gleichsam mit der Strafe der eignen Beschaffenheit und der zugehörigen Wirkungen heimgesucht werden. Diese fundamentale Gerechtigkeit liegt in der Vorstellung aller bessern Völker und Menschen auch dann, wenn die fragliche Gerechtigkeit im speciellen Fall nicht nachgewiesen werden kann. Es ist dies ein Stück jenes edleren Vertrauens, durch welches sich die bessern National- und Einzelcharaktere auszeichnen und durch welches der tiefere Zusammenhang der Dinge ungleich wahrer ausgelegt wird, als durch die niederen, aller sittlichen Eigenschaften baaren und sozusagen charakterlosen Vorstellungsarten.

6. Seitens des Schuljargons im Dienste blasirter Verlehrtheit liegt es nahe und kommt es billig zu stehen, meinem Princip, die Charakteristik des Seins auf dem Inhalt menschlicher Charaktertypen beruhen zu lassen, einen Scheineinwand entgegenzuhalten. Man braucht nur dreist zu behaupten, alle derartige Kennzeichnung von Sein und Natur nach menschlichen Charakterzügen sei handgreiflich subjectiv und grob anthropomorph. Das Wörtchen subjectiv ist so recht ein Lieblingsmittelchen nicht sowohl der halbgebildeten Menge als vielmehr jener Ueberbildeten und Verbildeten, aus denen zum grössten Theil die Gelehrtenclasse besteht. Diese Ueberbildeten und Verlehrten, die in Rücksicht auf echte Bildung auch Zehntelgebildete heissen könnten, wissen sich wunderwas mit ihren Subjectiverklärungen, sind aber damit schon so weit gelangt, dass nicht einmal die kahlsten Kennzeichnungen der Welt nach blos logischen Begriffen vor oberflächlicher Missdeutung ins rein Subjective bewahrt blieben. Schliesslich ist nach dieser unterschiedslosen Subjectiverklärung aller Auffassungsmittel des Menschen das sogenannte Objective thatsächlich zu einem eigenschafts- und charakterlosen Nichts geworden. Doch von der näheren Berührung dieser Art Philosophasterei bleibt man gern weg, wenn man noch überhaupt mit Verstand schaffen und zu schaffen haben will. Subjectiv ist nur ein Beschönigungswort für unwahr; denn um die gegenständliche Bedeutung der Auffassung irgend eines Organs handelt es sich immer, und es giebt kein Organ, welches nicht dem Ich angehörte. In diesem Sinne, nämlich im Sinne der Verlehrten, wäre jede Auffassung von vornherein unhaltbar, weil sie sich durch ein subjectives Organ oder, was dasselbe heisst, durch eine subjective Thätigkeit vollzieht. Die Verkehrtheit der Blasirten liegt aber darin, dass sie in ihrer Oberflächlichkeit bis zur objectiven Bedeutung des Fungirens subjectiver Organe nicht reichen. Wer weiter vordringt, sieht, dass trotz aller Täuschungen, die im Gebrauch der menschlichen Verständnissmittel unterlaufen, doch der Kern zur gegenständlichen Wahrheit zureichend ist. Auch der Anthropomorphismus, in einem gewissen Sinne verstanden, hat sein Recht. Der Mensch hat eben nichts Anderes als den Inhalt des menschlichen Wesens, um den Inbegriff der Dinge zu charakterisiren. Nicht auf den Kern seines Wesens, sondern nur auf die Zufälligkeiten hat er bei der Kennzeichnung

zu verzichten. Er hat das Auge, um die Welt zu sehen, nicht aber um die thörichte Einbildung zu hegen, die Welt oder der ihr zu Grunde gelegte Gott sei ein Auge.

Gäbe es nur lauter Frauen oder, um eine ähnliche Fiction des Unmöglichen zu gebrauchen, nur lauter weibliche Charaktere, so würden auch die Natur und ihr Grund einen entsprechend weiblich gearteten Charakter beigelegt erhalten haben. Unter den wirklich obwaltenden Verhältnissen sind aber die Weiber ebensowenig im Stande gewesen, die Religion wie die Politik zu machen. Ihnen hat auch im götterbildenden Vorstellungsreich die Herrschaft gefehlt, und was in den Mythologien an weiblichen Göttertypen existirt, ist nicht einmal auf den Einfluss der Frauen zurückzuführen. Wo aber für das ganze System der Dinge ein vorherrschender Charakterzug in Frage ist, da können nicht zwei Typen concurriren und für dieselben auffassenden Personen zugleich als wahr gelten. Ein einseitiger Geschlechtergott würde daher nichts Anderes sein als ein einseitiger Racengott. Schelme stellen ihren Gott unwillkürlich als Schelm vor. Für niedrige Racen ist der Gott ein ihnen entsprechend niedrig geartetes Wesen. Was aber schlimmer ist als niedrige Racen, sind die verderblichen Racen. Man könnte sie auch die schädlichen nennen, wenn man sich nach dem für die Thierwelt gültigen Sprachgebrauch richten wollte. Niedrige Thiere sind um der blossen Niedrigkeit willen noch nicht schädliche Thiere. Beschränktheit ist an sich noch nicht Bosheit und Gift. Im menschlichen Bereich sind aber Bornirtheit und Niedrigkeit der Triebe an sich noch keineswegs zureichend, um eine schädliche, dem Menschengeschlecht feindliche Race zu formiren. Von den verhältnissmässig sanften Hindus, die auf der Racenleiter wahrlich keine hohe Sprosse einnehmen, liesse sich doch sicherlich eine directe Schädlichkeit nicht behaupten. Im Gegentheil können niedere Gebilde gleichsam in der Organisation der Menschheit einen ihnen entsprechenden und angemessenen Platz gut ausfüllen. Auch versteht es sich keineswegs von selbst, dass ein Alleindasein der vorzüglichsten Nationalität mit Ausschluss aller übrigen ein zuträglicheres Dasein ergeben würde. So Etwas wollen, hiesse ungefähr dasselbe, als von der Ausmerzung der Thiere für die Menschheit eine Frucht erwarten. Im Gegentheil hat das gegliederte Bestehen einer Reihe aufsteigender Gebilde

des Lebendigen Vortheile, die sich bei anderm Sachverhalt nicht finden würden. Ueber die unbedingt schädlichen Thiere ist man aber einig, und so sollte man es auch über schädliche Menschengebilde sein. Diese können persönlich und durch ihre etwaigen Geisteserzeugnisse nur Unheil stiften. Verderbliche Racen mit ihrem Verhalten und mit ihrer Literatur sind aber die sprechendsten Beispiele für solche Misserzeugnisse. Nicht die Natur im Grossen trägt an ihrer Existenz die Schuld, sondern sie sind Selbsthervorbringungen aus jenem Grunde, der trotz seines vorwaltenden Zuges zum Guten doch die Freiheit der Selbstbestimmung und hiemit die Möglichkeit des Ablenkens zum Schlechten nicht ausschloss. Darin aber, dass dieser Ablenkung hinterher ihr Recht widerfährt und sie gleichsam die Strafe ihres falsch bestimmten Wesens erleidet, liegt die Gerechtigkeit. Sie besteht in der ganzen Natur; denn überall wird dort das eigentliche Ungeziefer als solches gewürdigt und von den andern Wesen demgemäss behandelt. In den Menschengebilden ist aber nicht gemeines thierisches Gift oder blos gemeine Schädigung in Frage. Hier denkt man nicht einfach an Blutsaugen der Schmarotzer oder an schlangenhafte Blutvergiftung, sondern auch an höhere Schädigungen und Infectionen. Die Götzen verderblicher Racen sind auch verderbliche Wesen für Alles, ausgenommen die Race selbst, deren Idole sie sind. So kann es verderbliche Racengötter geben, in denen das Princip der Ablenkung zum Bösen niedergelegt ist und verherrlicht wird. Wenn die Giftschlangen die Fähigkeit hätten, Götter vorzustellen und zu bilden, so würden diese Götter alle Schlangenhaftigkeit dieser Species in sich vereinigen. Sie würden nicht blos colossale Schlangen, sondern auch mit ganz besonders gelungenen Giftzähnen ausgestattet sein. Diese Ideale von Giftzähnen wären für die betreffende Schlangenbrut das Anbetungswürdigste von Allem.

In der That fehlen bestimmten Religionsgebilden, wie die Geschichte des Menschengeschlechts bewiesen hat, die Giftquellen nicht. Wenn nun im Gegensatz hiezu die Züge des Guten in irgend welchen Nationalitäten die Brücke zur Vorstellung der Wahrheit über den Grundcharakter der Dinge werden, so liegt hierin nichts blos Subjectives. Der Charakter im Grunde der Dinge ist nicht etwa ein Gemisch von Gutem und Bösem, sondern in ihm liegt für das Böse, welches sich entwickelt, die Strafe der

Zwieträchtigkeit, Unhaltbarkeit und Selbstvernichtung schon vorausbestimmt. Wäre dem anders, so wäre kein Funke von Gerechtigkeit in der Anlage des Seins, und man müsste es verachten und hassen. Wie die Dinge aber wirklich gehen, so erfährt das Böse früher oder später sein Recht. Die Weltgeschichte ist noch nicht am Ende, und über etwa verdorbene übertägige Justiz reicht der Zusammenhang der Generationen hinaus. Schon die blossen socialen Naturgesetze gleichen Vieles aus. Nur darf man nicht mit den Individuen allein rechnen, sondern muss die Fortpflanzung des Bösen ins Auge fassen. Diese Fortpflanzung durch das Blut kann von einer Gerechtigkeit ereilt werden, der die Vorfahren der bösen Saat noch nicht hinreichend anheimfielen. Will man also nur mit Gerechtigkeitssinn nachforschen, so wird man finden, dass es mehr Strafgesetze der Natur und Geschichte giebt, als sich die individualistische Kurzsichtigkeit träumen lässt. Wo man sie aber auch noch nicht zureichend findet, da vertraut der bessere Mensch darauf, dass sie dennoch existiren und sich auch für das thatsächliche Wissen ergeben werden, sobald dieses weiter vordringt und umfassender wird. Ein Verlangen nach Gerechtigkeit muss aber zu Grunde liegen; denn dieses ist zunächst allein die Bürgschaft, dass auch das Sein überhaupt die Gerechtigkeit zum Fundament habe. Will man nun in einer solchen Schlussweise etwas individuell oder national Subjectives sehen, so stellt man das Gute mit dem Bösen, die Wahrheit mit der Unwahrheit, das richtig fungirende mit dem verdorbenen Organ auf gleiche Linie. Man verwechselt wahre Bilder mit Zerrbildern, Entstellungen und Lügen, als hätten alle diese Dinge gleichen Werth. Nicht die Organe und Mittel der Erkenntniss als solche trügen, sondern es ist die besondere schlechte Einrichtung oder der zufällig verfehlte Gebrauch dieser Mittel, was zur Fälschung der sachlichen Wahrheit führt. Lässt man sich durch die Sophismen, durch welche geflissentlich die Mittel ohne Unterschied compromittirt werden sollen, einmal einnehmen, so ist man mit dem Besten der menschlichen Natur, wie es in den Nationalitäten und Individuen sich ausprägt, zu Ende. Der Verstand wird auf diese Weise um sich selbst gebracht und das Gemüth kann sich auch nicht mehr regen, ausser mit dem eingeimpften niederdrückenden Bewusstsein, nichts zu empfinden, was über seine eigne kleine Welt hinaus und in das All der Dinge hinein reichte.

Wäre die Welt wirklich von Grund aus schlecht, so müsste sie ganz und gar jener strafenden Gerechtigkeit anheimfallen, auf welche das Bessere im menschlichen Typus mit Zuversicht rechnet. Die lebendige Natur müsste um des vorherrschend Schlechten willen, welches alsdann in ihr waltete, zu einem vernichtenden Ende gelangen oder, was ebenfalls gerecht wäre, der stets sich erneuenden Qual durch das eigne Böse nie entgehen. Sie wäre eine verworfene Production, die ihr böses Schicksal selbst mit sich bringt. Eine solche Ansicht besteht aber nur in zerrbildlichen Verrückungen lebensfeindlicher Religionen und ihnen entsprechender Philosophien. Sie streitet entschieden mit den Thatsachen, vermöge deren der Zug zum Guten auch inmitten alles Bösen nicht unvertreten bleibt. Sie streitet aber ganz besonders mit den Gemüthsbürgschaften moderner Völker, in deren Herzen sich auch nicht annähernd so Etwas ankündigt, wie eine Vorstellung von fundamentaler Verworfenheit. Im Gegentheil ist es der innerlich wohl begründete Glaube besserer und lebensfrischer Völker, dass sich im Laufe der Dinge etwas Gutes vollzieht. Nur schlechtere und abgelebte Elemente, Classen, Nationen und Racen fallen blasirten Vorstellungen anheim und fühlen, was auch eine Gerechtigkeit ist, ihr unruhiges, unbefriedigtes und leeres Dasein voraus. Dieser Mangel an natürlichem Glauben ist die für sie passende Mitgift und trägt nicht wenig dazu bei, ihr gerechtes Verderben zu beschleunigen. Im Gegensatz hiezu steht die gesundere und edlere Völkernatur, die im Sinne des Guten, an welchem sie ja selbst theilhat, auf Gerechtigkeit vertraut, das Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige in diesem Lichte sieht und mit einer gewissen Treue, die ihr inwohnt, auch den Grund der Dinge als zuverlässig, nicht aber als ein trügerisches Schelmstück oder boshaftes Teufelswerk voraussetzt.

Wenn ich nun behaupte, dass in den neuern Nationen, speciell aber in der deutschen, der Zug zur Gerechtigkeit und Treue mehr als irgendwo sonst in der Menschheitsgeschichte vertreten sei, so constatire ich nur, was unwillkürlich schon eine Bewusstseinsregung Vieler gewesen ist, die aber über sich selbst noch nicht die volle Aufklärung und den markirtesten Ausdruck finden konnte. Es ist ein grosses Princip, den neuern Völkergeist mit vollem Bewusstsein zur Grundlage einer veredelten Welt-

anschauung und Lebensbehandlung zu machen. Mit den anscheinend persönlichen Religionsstiftungen muss es hienach zu Ende gehen; denn die Hauptfrage zeigt sich als die zwischen dem Asiatismus und dem modernen Völkerwesen. Freiheit, Vertrauen, Gerechtigkeit und Treue sind die wichtigsten und hervorstechendsten Züge in den besten Stammestypen der Menschheit. Je mehr die Racen, Nationen, Stämme, Geschlechter und Individuen daran theilhaben, um so geeigneter sind sie, in der Welt und über die Welt die Wahrheit und das Gute zu erkennen und zu bethätigen. Aus diesem Grunde heraus werden sie mehr thun, als etwa eine neue Religion schaffen; sie werden eine Geistesführung und Geisteshaltung hervorbringen, deren Kraft über Alles, was bisher Religion hiess, weit erhaben ist und sich auch mit einem dieser Erhabenheit entsprechenden Ernst bethätigen muss.

Fühlen und erkennen die neueren Völker das Vollkommenere in ihnen erst in freier Weise, so ist es um die falschen Einimpfungen geschehen, und gewaltige Verstandes- und Gemüthskräfte, die bisher mehr oder minder gebunden gehalten wurden, brechen sich Bahn. Freilich bedarf es hiezu der persönlichen Initiative und eines Entwurfs der leitenden Grundgedanken. Automatisch gestaltet sich auch aus dem neuern Völkerwesen keine Geistesführung. Auch genügen allgemeine Antriebe und Vorstellungen nicht; beispielsweise will die moralische Gerechtigkeit in einem Verstandessystem wie mathematisches Wissen ausgebildet und erkannt sein. Hiezu gehören aber Einzelleistungen, und keine blosse Massenthätigkeit der modernen Völker kann hier die Arbeit ersetzen, die nur durch hochstehenden schöpferischen Geist ausführbar ist. In diesem Sinne kann es allerdings nicht ohne eigentliche Stiftung und Gründung mit der Selbstführung des modernen Völkergeistes von Statten gehen.

Siebentes Capitel.

Gestaltung der Hauptbegriffe.

1. Die Gedanken, wie sie sich aus dem neuern Völkergeist in reiner Weise herausbilden lassen, sind der vollkommenere Ersatz der Religion. Um sie im Unterschiede von dieser gehörig würdigen zu lernen, muss man die alten und falschen Ideen

leitender Art, wie sie der phantasiemässigen Religionsära angehören, zuerst ins Auge fassen. Hinterher wird dann das Höhere zu kennzeichnen sein, welches sie mehr als blos ersetzt. Für den heutigen Zustand der Geister sind die beiden wichtigsten Ideen, die von der Religionsära herstammen, die Unsterblichkeitsvorstellung und die Gottesidee. Alles Andere gruppirt sich um diese beiden Annahmen; denn beispielsweise sind Ausgleichung und Vergeltung für den fraglichen Geisteszustand nur Nebenvorstellungen, die sich theils an den Unsterblichkeitsglauben, theils an den Gottesgedanken anknüpfen. Diese Rangordnung ist an sich schon kennzeichnend; denn in einem Gedankenkreis, welcher aus edleren Beweggründen entsprungen wäre, als es die überlieferte Religion ist, würden Vergeltung und Gerechtigkeit einen selbständigen und höhern Platz einnehmen. Sie würden nicht blos das Selbstinteresse des Einzelnen beschäftigen, sondern sich als autonomes Bedürfniss allgemeiner Art und zwar für alles Lebendige geltend machen. Ich habe sogar um der Beschränktheit willen, welche die religiösen Ideen an sich tragen, die Unsterblichkeitsannahme an die Spitze stellen müssen; denn sie hat in ihrer herkömmlichen religiösen Fassung einen so selbstsüchtigen Sinn erhalten, dass an ihr die Menschen mehr hängen, als am Gottesglauben. Den letztern würden sie preisgeben, wenn sie glaubten, sich ohne ihn die individuelle Unsterblichkeit oder, was dasselbe heisst, das ewige Leben ihres eigenthümlichen Selbst sichern zu können. Von allen edleren Motiven ist in der gemeinen religiösen Unsterblichkeitsidee nichts anzutreffen. Der Unsterblichkeitsglaube hat noch andere bessere Seiten; aber in der gemeinen Annahme dieser Art sind die edleren Antriebe verloren gegangen. Nicht einmal der unschuldige Trieb zum Leben überhaupt ist rein darin anzutreffen; denn der Unsterblichkeitsgläubige verlangt viel mehr, als Leben überhaupt; er will in seinem Ichwahn durchaus den Inbegriff seiner ihm allein eigenthümlichen Eigenschaften und das Etwas conservirt wissen, welches Träger dieser Eigenschaften ist.

Wenn die unmittelbare lebendige Einwirkung des Erlöschens eines grossen Schicksals den Gedanken nahelegt, ob nicht der Träger eines solchen, also der mächtige Geist, dessen Theilnahme an allen besseren Fäden des Daseinsgewebes haftete, eine jenseitige Fortdauer seiner Kraft zu gewärtigen habe, so ist dies begreiflich.

Diejenigen, welche wirklich an Sokrates hingen und die letzte kurze Frist mit ihm durchmachten, konnten allerdings von Gedanken ergriffen werden, die es versuchten, über den Tod hinaus etwas individuell Aussöhnendes zu erblicken. In einem solchen Falle sind aber die Motive zum Versuch eines Unsterblichkeitsglaubens von edlerer Art. Sie gelten nicht vorwiegend dem eignen Selbst, sondern in erster Linie dem Schicksal eines verehrten Gegenstandes. Es ist ein grosser Verlust, der die Gedanken anregt, und zwar ein solcher Verlust, der nicht den Eigennutz, sondern das Mitgefühl zum Maasse hat. Der edlere Mensch will sich nicht ohne Weiteres darein ergeben, es müsse das Hohe so unwiederbringlich dahinschwinden, und es könne von dem Guten, das so mächtig wirkte, an sich und persönlich nichts unvergänglich bleiben.

Eine ähnliche bessere Bewandtniss hat es mit den Regungen zum Unsterblichkeitsglauben, wenn in weniger erhabenen, aber darum nicht weniger lebendig ergreifenden Fällen die Lücken klaffen, welche das Auslöschen der Lebensflamme solcher Personen mitsichbringt, die durch Bande der Natur, des Zusammenlebens oder sonst irgend einer Art von wirklicher Liebe mit uns verknüpft waren. Je mehr die Verlorenen ein Schicksal hatten, welches an sich beweinenswerth war, — je mehr also der Schmerz ihnen selbst gilt und nicht blos den eignen Verlust ausdrückt, um so reiner ist der Wunsch, für sie an eine Ausgleichung zu glauben, die über das Leben hinausreicht. Die Unsterblichkeitsvorstellung hat alsdann wirklich einen würdigen Grund; denn unter solcher Voraussetzung wurzelt sie im Mitgefühl und im Gerechtigkeitssinn. Wo es blos das Bedauern um das eigne vereinsamte Selbst ist, da mag noch immer die Sehnsucht ein Glaubensgrund sein, der Theilnahme verdient und dem das dürftige Maass von Genugthuung gegönnt werden kann, welches um den Preis eines Wahns zu haben ist. Dieser Trost, der bei erfahrenem Geist und lichterem Verstande so treulos in einen nebelhaften Hintergrund entweicht und dort gestaltlos zerfliesst, mag im umdunkelten Gemüth immerhin als Schimmer gelten, der das fehlende Licht zuverlässiger Wahrheit vertritt. Er mag ein schwacher Ersatz des machtvolleren Glaubens sein, der sich erschliesst, wenn das Gemeinschaftsgefühl mit allem Schicksal des Seins in den Gemüthern lebendig wird. Hier geht

er uns aber nur an als ein unwillkürlicher Ausweg der Natur, auf welchem der Schmerz, wenn auch nur durch Ergreifen von Irrthümern, gemildert wird.

Auch die blosse Vereinsamung mag bei Verlassenen und Hoffnungslosen das Ausblicken nach Etwas rechtfertigen, was ihrem Selbst eine andere Welt verspricht und die Kahlheit und Aussichtslosigkeit ihres Zustandes mit der Vorstellung von etwas Entgegenkommendem mildert. Die Verirrung zum Unsterblichkeitsglauben ist in diesem Falle wenigstens keine unberechtigte Selbstsucht; denn sie gilt nur einer berechtigten Ausgleichung des entschiedensten Mangels. Trotz dieser Begreiflichkeit und Entschuldbarkeit bleibt aber ein solcher Ausweg immer eine Verstandesverirrung, die demgemäss auch nicht zum Ziele führen kann. Die sich daraus ergebende, theilweise statthabende Gemüthsbefriedigung bleibt ein unsicherer Besitz, weil er anfechtbar ist. Diese Befriedigung kann nicht unter allen Umständen vorhalten; schon unwillkürlich und instinctiv regt sich gegen sie das hellere Bewusstsein und stellt die Frage, wie denn aus dem unglücklich angelegten Wesen ein gänzlich verändertes werden solle, wenn dessen Eigenthümlichkeit nicht vernichtet wird. Geschieht aber Letzteres, so ist eben keine Wesensfortsetzung mehr vorhanden. Worauf der vereinsamte und unglückliche Mensch seine Gedanken eigentlich richtet, und was er, wenn er sich selbst vollständig genug verstände, zu erfassen suchen würde, das sind auch wirklich nicht die Schattenspiele persönlicher Unsterblichkeit, sondern das ist der feste Grund aller Dinge und gleichsam der Charakter des universellen Seins. Mit diesem sucht er eine nähere Gemeinschaft, und zwar nicht blos durch den Verstand, sondern auch durch das Gemüth. Hier will er, dass den in ihm waltenden Antrieben edlerer Art entsprochen sei. Hier will er das Gute finden, hier die Gerechtigkeit und hier eine alle Schicksale durchdringende Treue. Er will an Stelle der Kahlheit und Leblosigkeit, in welche die herabgekommenen Weltvorstellungen entartet sind, ein lebendiges Sein mit Zügen, die seinen eignen Charakterforderungen entsprechen. Er will dem Fundament der Dinge trauen können, und darum sucht er in der Natur nach den Spuren alles dessen, was über die dürren Rubriken gemeiner Wissenschaft hinausreicht. Die Natur ist ihm mehr als ein mathematisches, physikalisches und chemisches System. Sie reicht auch über die blosse Physio-

logie und sociale Menschenwelt hinaus; sie ist in ihrem innersten Grunde das Lebensvollste, was es giebt. Die Wurzeln des Seins sind nicht blos gemeiner Mechanismus, sondern enthalten in ihrer Anlage alles Charakteristische, wovon in den höchsten Lebensgebilden die persönlichen Kundgebungen vor uns stehen.

Nach dieser Seite hin ist der Ausblick zu richten, wenn die selbstsüchtigen Verirrungen überwunden werden sollen. Selbstinteresse ist aber noch keine Selbstsucht. Die letztere entsteht erst dadurch, dass Unberechtigtes und Schlechtes gewollt wird. Wer sich selbst, ohne Unterscheidung der guten und schlechten Bestandtheile, also mit Allem, was er ist, unbedingt und ewig wollen kann, muss nicht nur ein Thor sein, sondern ergiebt sich auch dem Schlechten. Der nackte Kampf um das Dasein ist eine solche Schlechtigkeit. Der edlere Mensch tritt auch an sich selbst nur für das Edlere ein und besitzt nicht jene mehr als cynische Frechheit der Verworfenheit, die auch den Teufel in sich selbst conservirt wissen will. Der gemeine Unsterblichkeitsglaube, mit seinen niedrigen Beweggründen, ist die hochgradigste Form der Eitelkeit. Er ist ein Ruhekissen für ungemessene Pflege nichtsnutziger Bestandtheile der Persönlichkeit. Mit einer wirklich sittlichen Weltauffassung bleibt dieses Eitelkeitsgewächs unvereinbar. Wenn sonst der Mensch durch die Vorstellung des Todes doch etwas zur gehörigen Bescheidenheit und Raison gebracht wird, so schafft jene Einbildung Alles fort, was jenen Eitelkeitsübermuth dämpfen könnte. Glücklicherweise ist sie von Natur nicht sehr nachhaltig oder widerstandsfähig, und nur die autoritäre Religion hat ihr zu einem längern, künstlich galvanisirten Leben verholfen. Auf diese Weise ist einer edlen und sittlichen Welt- und Seinsauffassung viel unechter Kram jenseitigen Flittergoldes in den Weg geschoben und eine der schlimmsten Wurzeln des Bösen, die hohle persönliche Eitelkeit, genährt worden.

Uebrigens ist der Trost der Unsterblichkeit in der Weise, wie ihn die Religion geboten hat, auch stets kein reiner, sondern im Gegentheil sehr arg mit seinem Widerspiel gemischt gewesen. An die religiöse Unsterblichkeitsannahme knüpfte sich nicht blos die Jenseitshoffnung, sondern auch die Jenseitsfurcht, und die Priester sorgten dafür, dass in der ganzen Angelegenheit der Schrecken keine geringe Dosis ausmachte. Aber auch abgesehen von dieser priesterlichen Benutzung menschlicher Schwäche muss

unter allen Umständen die Unsterblichkeitsvorstellung etwas Zweiseitiges werden. Sie schneidet jede wirkliche Befreiung von der Jenseitsfurcht ab und verurtheilt jegliches Wesen, soweit es Ungehöriges in sich enthält, zur grenzenlosen Beladung mit dieser Ungehörigkeit. In Vergleichung mit solcher Perspective ist der wirkliche Tod des Individuellen etwas Mildes und Versöhnendes. Wenn aber Jemand dächte, er könne sich auswählen, was von ihm bleiben und was vergehen solle, so wäre das eine ganz willkürliche Vorstellung. Am erträglichsten geriethe sie dann, wenn nur die Erhaltung des Guten, aber die Zerstörung des Schlechten vorausgesetzt würde. Es wäre indessen höchst wunderlich, den Charakter eines Wesens als in seiner Individualität conservirt anzusehen, wenn nur ein nach gewissen Gesichtspunkten daraus veranstalteter Auszug bestehen bliebe. Doch wozu sich noch weiter auf die Willkür des phantastischen Traumreichs einlassen! Die Natur hat ihre bestimmten Wege, zu erhalten und zu zerstören, zusammenzusetzen und zu trennen. Was soll Angesichts einer wirklichen Erhaltung von Charaktertypen und Charakterbestandtheilen in den Geschlechterfolgen noch jene erdichtete, die sich auf ein erdichtetes spiritistisches Etwas bezieht!

Man erinnere sich immer wieder daran, dass für die gemeine Unsterblichkeitsvorstellung der Religion die Eitelkeit die entscheidende Ursache ist. Auf eben diesen Grund kann man zu einem grossen Theil auch die ansteckende Kraft jenes Humbugs zurückführen, der ursprünglich amerikanischer Spiritismus hiess und auch in Europa, und zwar auch unter Gelehrten, nur zuviel Gläubige gefunden hat. Dieser wüste Aberglaube, der die Geister der Verstorbenen citirt, hält sich für berufen, die alten Religionen, die er für überlebt erklärt, durch eine neue zu ersetzen. Er ist in der That nicht blos Zauberglaube, sondern auch Zauberpraxis. Wer sich seiner Taschenspielerei anvertraut, kann in der That die Genugthuung erleben, mit allen Todten, deren Geister er zu sprechen wünscht, von Mund zu Mund zu verkehren. Das heisst, Etwas leisten; denn auf diese Weise wird die lebendige und die todte Welt ein einziges Reich, und es kommt nicht mehr viel darauf an, ob Jemand sich diesseits oder jenseits befindet; denn der Spiritist, ob lebend oder todt, ist überall zu Hause und kann sich überall zeigen. Er kann sogar zu den diesseitigen Versammlungen seiner lebendigen Genossen vom Jenseits her er-

scheinen. Eine solche Vertrautheit der Lebendigen und der Todten überbietet allerdings alle frühere Religion, und wenn sich der Betrug stets aufrechterhalten liesse, so könnte keine frühere Macht des Aberglaubens mit der spiritistischen concurriren. Die Menschen, die überhaupt Widersinniges und Uebernatürliches noch zu glauben vermögen, müssten alsdann grade dem Spiritismus in das Netz laufen. Allein dieser verspricht zuviel, als dass nicht die Leistung im besondern Fall auch dem gewitztesten Betruge oft schwer fallen und missglücken müsste. Auch wo es die menschliche Schwäche an Einbildungserbötigkeit und Gespenstersinn nicht fehlen lässt, ist es dennoch nicht immer möglich, alle ihre Wünsche zu befriedigen. Könnte Letzteres in Beziehung auf den transcendenten Verkehr mit den Geistern der Verstorbenen auch nur durchschnittlich mit einigem Erfolg geschehen, so wäre dem Spiritismus die ganze abergläubische Welt früher oder später gewiss. Er würde diese Domäne allen Religionen entreissen; denn er befasst sich mit einer Angelegenheit, die bei den Menschen dem Gottesglauben an Rang bei Weitem vorgeht. Man muss in der That auch billig sein; das eigne Wesen und das, was ihm am nächsten steht, ist dem Menschen die unmittelbarste Hauptsache. Edlere Affectionen, die darüber hinaus- und in den grossen Zusammenhang der Dinge hineinreichen, sind nur als Früchte besonderer Schicksale und als Eigenschaften höher angelegter Charaktere vorhanden. Sollen solche Affectionen sich auf Viele erstrecken, so kann es nur im Wege der Uebertragung aber nicht ursprünglicher Erzeugung geschehen. Eine solche Uebertragung setzt aber voraus, dass der Boden von hohlen Eitelkeitsgewächsen gesäubert sei, und zu diesen gehört, wie erläutert, die eigensüchtige Art des Unsterblichkeitsglaubens.

2. Die zweite Hauptvorstellung alten Religionsstils ist die gemeine Gottesannahme. Ihre Haupteigenschaft liegt in der Einzigkeit eines Wesens, welches über Natur und Welt gesetzt und nach dem Ebenbilde eines persönlich waltenden Menschen vorgestellt wird. Die Menschenspecies, welche dabei zum Vorbilde dient, ertheilt jenem einzigen Wesen seine näheren Eigenschaften. Diejenige Religion, die thatsächlich bei uns in Frage kommt, kennt nur einen Gott, der ursprünglich nach judäischem Ebenbilde gestaltet ist und diese Züge auch trotz aller Einmischung eines bessern Völkergeistes nicht ernsthaft verloren hat. Letzteres.

kann nicht Wunder nehmen, solange die alte Judenüberlieferung das Fundament der kirchlichen Lehren bildet und solange die alten Judenschriften im Volksunterricht noch Einfluss haben. Wir haben es ja nachgewiesen, wie das Christenthum in seinem Ursprung nur ein gewissermaassen vor sich selbst Grauen empfindendes Judenthum ist. In ihm ist das Judentrachten transcendent geworden, d. h. es hat sich auf etwas Jenseitiges gerichtet, weil es am Diesseitigen Angesichts der schlechten Judenbeschaffenheit verzweifelte. Die Gottesannahme ist dabei auch keine wesentlich andere geworden, wenn auch immerhin die Dreieinigkeitslehre, eine Art Dreigötter system, anderm Orientalismus als dem jüdischen entnommen ist. Für heute ist die Dreieinigkeit sehr gleichgültig; denn dieser gemischte christliche Gott ist bereits wieder mehr nach dem alten jüdischen Stil hin zurückgebildet worden. Ueberhaupt ist in der durchschnittlich herrschenden Gottesannahme das Einzigundalleinsein oder, wie der Ausdruck der Verlehrten lautet, der Monismus die Hauptsache. Auch in der Philosophasterei grassirt er unter dem Schlagwort einer monistischen Weltanschauung. Eine solche monistische Weltansicht ist beispielsweise diejenige des Juden Spinoza, der in sehr eckiger Weise die Natur unter die Rubrik des Judengottes zu bringen suchte, was freilich nicht von Statten gehen konnte, ohne die Natur selbst zu fälschen und ihr eine Judenphysionomie anzudichten. Hier interessirt jedoch nicht dieses ebenso unschöne als unwahre Gebahren, an welchem ein besseres Interesse höchstens wegen des Gegensatzes zum gröbern Aberglauben einiges Gefallen finden konnte. Was uns hier angeht, ist die allgemeine Falschheit des Monismus in der Gottesannahme, d. h. überhaupt die monistische Vorstellung der Welt. Es kommt nämlich nicht viel darauf an, ob sogenannter Pantheismus, d. h. eine Einerleisetzung jenes alleinseienden Gotteswesens mit Natur und Welt, dabei mit unterläuft. Diese allgöttische Wendung tritt gewöhnlich ein, wenn die abgesonderte Gottesannahme nicht mehr standhalten will. Alsdann wird die Natur mit den fraglichen göttischen Zügen heimgesucht, und diese falsche Verquickung einer transcendenten Phantasie mit der Naturwirklichkeit liefert die widerlichsten Unvereinbarkeiten. Anstatt die Natur in ihrer Wirklichkeit zu charakterisiren und sich danach einen Begriff von allem wirklichen und möglichen Sein zu bilden, wird der voreilige Inhalt der Gottesannahme

auf die Natur zurückübertragen. Ich sage zurückübertragen; denn ursprünglich ist jene Gottesphantasie auch nichts weiter als eine äusserst unvollkommene Naturauslegung nach speciell menschlichem Ebenbilde. Hinter den Gesammtcharakter der Natur wird man wahrlich nicht kommen, wenn man ihre jüdische Auffassung zu Grunde legt und demgemäss die Züge des Judengottes in ihr finden will. Eine andere Bewandtniss hat es aber mit keiner einzigen der monistischen Weltansichten. Selbst wenn diese sich, was recht widerlich ist, atheistisch geberden, so steckt ihnen doch, bei allem ungöttischen Schein, immer der Judengott im Blute, und Alles, was sie von Welt, Natur und Sein philosophaseln, läuft dahin zurück, so modern es auch drapirt und maskirt sein möge. Die Einheitsvorstellung im Sinne des Judenthums mit ihrem allesaufzehrenden Charakter ist eben für die Natur nicht zu brauchen. Die Natur ist von besserem Schlage und die Einheit, die ihr zu Grunde liegt, von anderm als monistischem Charakter. Das Alleinsein des Judengottes passt auf sie nicht; bessere Völker, wie schon Griechen und Römer, haben der wahren harmonischen Einheit auch bessere Rechnung getragen. Auch sei bemerkt, dass die philosophastrische Ausflucht, der Monismus sei ein Gegensatz des Dualismus, d. h. einer in irgend welcher Beziehung doppelgestaltigen Weltvorstellung, eine unwahre ist. Das Wesen des Monismus liegt nicht in der Verbindung aller Theile zu einem Ganzen von einheitlichem Charakter, sondern in dem Monopol auf das alleinige Sein nach jüdischem Muster mit einer Aufzehrung aller Mannigfaltigkeit, durch welche die Selbständigkeit und Freiheit der besonderen Gestaltungen despotisch erdrückt, ja zu einem reinen Schattendasein herabgedrückt wird. Diese göttliche Knechtschaft aller Dinge unter einer herrischen Einheit ist echt judäisch. Wir kennen sie genugsam, um hier nicht noch weitere Worte darüber nöthig zu haben. Jeglicher Monismus ist aber nichts als eine philosophastrische Verkleidung der ursprünglichen Judenvorstellung. Wo man von monistischer Weltanschauung geredet hat, da habe ich im besondern Fall stets gefunden, dass nichts Anderes als bewusstes oder unbewusstes Judenthum zu Grunde lag, und dass die widernatürlichen Geschraubtheiten Spinozas den Kern solcher dürftiger Velleitäten bildeten.

Auf Einheit verzichtet man nicht, wenn man sie auch nicht

als ein einziges und herrschendes Wesen denkt. Der Zusammenhang in den Theilen ist Einheit genug. Das Schicksal der Alten stand über Göttern und Menschen. Es war eine mächtigere Einheit und eine edlere Art von Herrschgewalt, als der Jehovah der Juden. Natur, Dinge und Thatsachen wurden durch solche Begriffe, wie die einer allgemeinen Schicksalsnothwendigkeit, wenigstens nicht misshandelt. Der freie Mensch konnte, ohne sich zum Knecht herabzuwürdigen, eine solche Macht anerkennen. Der von Natur knechtische Mensch aber bedurfte eines willkürlichen Herrn; denn nur unter dem Gebot eines solchen konnte er sich heimisch fühlen. Doch genug von diesen Erinnerungen an die Consequenzen der Judennatur. Nunmehr handelt es sich um einen unvergleichlich tieferen Begriff, nämlich um die Beschaffenheit des Musters, nach welchem überhaupt eine Einheit, alles Seins gedacht werden kann. Dieses Muster war und bleibt der Mensch. Nur kommt es darauf an, wie der specielle Mensch beschaffen ist, und wie er demzufolge sich selbst und seine eigne individuelle Einheit zu verstehen vermag. Der Mensch von edlerem Typus begreift sich keineswegs als eine solche Einheit, in der irgend Etwas als absolut herrisch und einzig seiend gelten könnte. Sogar einander entgegenstrebende Elemente sind in ihm verbunden, und die Freiheit der Theile ist eine sehr erhebliche. Die Einheit besteht nur in einem Bande, welches verknüpft, oder, wenn man will, in Kräften, durch welche zwischen den Bestandtheilen Regel und Ordnung erhalten wird. Dies ergiebt auch eine würdigere Vorstellung von dem Einheitlichen der Natur; denn dies ist nichts weiter als das Systematische in ihr. Welcher Charakter und welche Principien sich bethätigen, das sind Specialfragen. Die Einheit liegt aber eben darin, dass überhaupt Charakter vorhanden ist und dass sich in allen Richtungen principielle, also in einem gewissen Sinne auch herrschende Antriebe auffinden lassen. Das Sein ohne Charakter wäre ein Sein ohne Einheit. Ein Sein ohne Zusammenhalt ist aber ein Widersinn; denn wie unser Gedanke Alles zusammenfasst, so entspricht auch in der Wirklichkeit, wie alle besondern Naturgesetze lehren, diesem Inbegriff von Allem ein innerer Zusammenhang. Diese Einheit des Rahmens und des Charakters ist die einzige, die stichhaltig bleibt. Alle sonstigen Vorstellungen brechen zusammen, wenn man sie, die gleichsam die Mumien

eines uralten, ebenso voreiligen als schiefen Phantasirens sind, mit den Thatsachen in Raum und Zeit vergleicht.

Sogar die Vorstellungen von einer Ursache hat man durch die falschen Gottesvorstellungen verdorben. Man hat aus einer Ursache ein Ding gemacht, welches andern Dingen vorangeht, und in diesem Sinne ist man zu Missbegriffen gelangt, die sich weder auf die Theile der Natur noch auf ihren gegenwärtigen Gesammtzustand, geschweige auf das Ganze anwenden liessen. Was sich gegen die Bilder schiefgerathener oder absichtlich verdorbener Ursächlichkeitsbegriffe richten liess, gilt selbstverständlich nicht von einem vorsichtig gefassten Begriff vom Grunde der Dinge; denn dieser Grund wird nicht einmal wie eine zwischen Naturvorgängen richtig gedachte Ursache vorgestellt, sondern ist nichts als ein Mittel, die Einheit zwischen dem Vergangenen und Zukünftigen passend zu denken und überdies den Gedanken davor zu sichern, dass nicht ein besonderer späterer Zustand der Natur für den Inbegriff von Allem, also für souverän und einzig genommen werde. Alle Begriffe, welche ein Schaffen im natürlichen Sinne andeuten, sind berechtigt, wo es gilt, die ursprünglichen Ausgangspunkte der Natur zu kennzeichnen. Ein solcher Begriff ist aber eben der des Grundes der Dinge im Unterschiede von einer besondern Gestaltung oder einem besondern Zustande der Natur, der vorübergeht. In diesem Punkte haben selbst asiatische Phantastereien, wie die indischen, die Logik weniger verfehlen können, als die überweise und verlehrte Philosophasterei, die unter dem Druck palästinensischer Gottesannahmen zu den seltsamsten Rückwirkungen gegen die natürlichen Vorstellungen vom Schaffen veranlasst worden ist. Doch ich habe hier noch nicht von den wüsten Vorstellungen zu reden, die gleichsam durch eine unendliche Rückwärtsverlängerung der Natur nach dem Vorbilde der uns bekannten Naturphase entstanden sind. Die gewöhnliche Gottesannahme erstreckt sich nicht in das Bereich solcher Unterschiede, die erst Werth erhalten, wo schärfer und tiefer gedacht wird, als es nach jüdischer Art geschehen kann.

Populär fassbarer und zugleich auch praktisch wichtiger ist der specielle Charakter des Gottes, welcher den Gegenstand der durchschnittlichen Annahme bildet. Die nähere Frage ist hier die, ob in ihm etwas Gutes oder überhaupt etwas Edelgeartetes

gedacht werde. Die moralische Seite ist nämlich nicht die einzige auch die ästhetische verlangt ihr Recht, und überhaupt lässt sich die Wesensbeschaffenheit, wie bei Menschen so auch bei Göttern, nach mehr als einem Gesichtspunkt untersuchen. In erster Linie wird jedoch die moralische Würdigung zu stehen kommen, die den Göttern gegenüber nicht minder am Platze ist, als den Menschen gegenüber. Wird nun der fragliche Gott als ein Wesen von sittlichen Eigenschaften vorgestellt? Gewiss, wenn man das Wort sittlich in seiner gleichgültigen Bedeutung versteht, in welcher es überhaupt Alles bezeichnet, was in der Moral in Frage kommt, mag dies nun das Gute oder das Schlechte sein. Uebrigens aber giebt die moralische Beschaffenheit des Menschenstammes, nach dessen Ebenbilde der Gott seinen Charakter hat, auch die Antwort darauf, wie dieser Charakter zu würdigen sei. Auf öfter berührte Einzelheiten dieser Art brauche ich aber hier nicht zurückzukommen. Ein Charaktergemälde des jüdischen Gottes liesse sich, wenn es darum zu thun wäre, aus den alten Judenschriften bis in das kleinste Detail ausführen. Eine Religion, die palästinensischen Ursprungs ist, muss, von spätern Uebertünchungen abgesehen, unter allen Umständen ebenfalls jenes Gemälde aufweisen. Die Abänderungen können sich nur auf verschiedene Phasen des Judenthums beziehen, zu denen ja auch die reformatorische Haltung der Christuslehre gehört. Es bleibt also dabei, dass in der Religion die gewöhnliche Gottesvorstellung einen judengemässen Charakter hat.

3. Soeben wurden die nach den moralischen Gesichtspunkten zu würdigenden Eigenschaften eines Gottes im Hinblick auf dessen Judenthum berührt. Wichtiger und interessanter ist die allgemeine, vom Judenthum und dessen christlicher Selbstverwerfung ganz absehende Untersuchung, worin eine wirklich sittliche Charakteristik des Weltgrundes zu bestehen habe. Zunächst muss man sich im Gegensatz zu den kahlen Weltauffassungen dazu entschliessen, das Moralische im Grunde der Dinge selbst anzuerkennen. Sittliche und nichtsittliche Weltauffassungen unterscheiden sich nicht etwa blos dadurch, dass in der Ordnung des Menschlichen das eine Mal eine gute Moral als Maass vorausgesetzt, das andere Mal hintangesetzt wird, sondern vornehmlich durch die Erkenntniss oder Leugnung der moralischen Fundamente im letzten Grunde der Gesammtwelt.

Wie innerhalb des Menschenbereichs sittliche Grundsätze in Frage kommen, sieht man sofort, und nur die Deutung der Sitten kann, je nach dem Ernst oder der Frivolität des Standpunkts, eine verschiedene sein. Selbst die Thiersitte ist schon eine erhebliche, wenn auch rohe Grundlage zu einem höher und edler zu fassenden Sittenbegriff. Das Menschliche liefert erst in den bessern Species die Norm für edlere moralische Gesichtspunkte, und es ist der neuere Völkergeist, aus dem, wie früher skizzirt, die vollkommensten moralischen Typen entspringen. Nun aber ist es von grösster Wichtigkeit, dass die bessere Moral auch für das Verständniss des Weltgrundes bessere Erkenntnissmittel darbiete. Wird nicht das Fundament der Dinge selbst als einig mit dem edleren moralischen Typus vorausgesetzt und auch thatsächlich demgemäss befunden, so hört alle Bürgschaft für die Nachhaltigkeit der edleren menschlichen Antriebe auf. Ein Mensch, der Freiheit, Vertrauen, Gerechtigkeit und Treue als sittliche Erfordernisse jedes Wesens ansieht, welches er achten und mit welchem er auf gleichem Fuss verkehren soll, müsste sonderbar berührt werden, wenn ihm zugemuthet würde, im letzten Grunde aller Dinge Despotismus, Unzuverlässigkeit, Ungerechtigkeit und gleichsam Verrath anzunehmen. Ein solcher Grund der Dinge wäre nichts Anderes als eine Art Teufelei. Auch käme es so ziemlich auf dasselbe hinaus, wenn auch nur angenommen werden sollte, dass im Grunde aller Dinge die entscheidende Anlage auf jene übeln und bösen Eigenschaften als auf die maassgebenden Entwicklungen gerichtet sei. Hiemit würde aller gute Glaube untergraben; denn nur Wenige würden charakterstark genug sein, Angesichts einer solchen demoralisirenden Zeichnung des Fundaments der Dinge noch an ihrem bessern Selbst festzuhalten. Die Meisten würden ganz einfach der Entmuthigung im Sinne der Demoralisation auch mit ihren eignen Verfahrungsarten anheimfallen. Sie würden durch die schlechte Weltvorstellung einbüssen, was in ihnen etwa noch an Gediegenem übrig wäre.

Hienach ist es durchaus nothwendig, dass eine Uebereinstimmung bestehe zwischen der Güte desjenigen moralischen Typus, der in einer vollkommneren Menschenspecies vorwaltet und demjenigen, welcher im Grunde der Dinge als für alles Sein maassgebend vorausgesetzt und aus den Thatsachen erkannt

wird. Eine sittliche Weltauffassung kommt also noch lange nicht heraus, wenn man nichts weiter thut, als das Gute in der Menschenwelt zum Maass der Menschenschätzung machen. Um die Menschenschätzung handelt es sich erst in zweiter Linie; in erster ist es darum zu thun, die Götter selbst nach dem Maass des Guten zu beurtheilen oder, um eine dem Aberglauben weniger nahestehende Redewendung zu gebrauchen, den Grund der Dinge als guten Charakter zu erkennen. Manche glauben schon wunderwas zu thun, wenn sie in der Weltauffassung über Physikalisches und Chemisches hinausgehen und einen sogenannten organischen Zusammenhang annehmen. Ein solcher besteht aber auch schon in der Pflanze, ja, wenn es blos auf das Verhältniss von Mittel und Zweck ankommt, schon in jeder leblosen Maschine. Organe oder Werkzeuge in diesem Sinne sind die Theile der Welt handgreiflich, und nur das verstandeswidrigste Gebahren hat dies bestreiten können. Das Wesen der Natur geht aber in solchen allgemeinen Rubriken nicht auf; es muss mindestens dem Besten, was das Menschengeschlecht in sich selbst finden kann, ebenbürtig sein.

Die wüsten Zufallsvorstellungen, denen gemäss die Natur nichts als ein Spiel blinder Kräfte sein soll, ergeben die niedrigste Stufe, auf die eine Weltauffassung hinabsinken kann. Die Zerfahrenheit in den Dingen, die hier vorausgesetzt wird, ist gemeiniglich ein Spiegelbild derjenigen Zerfahrenheit, Kahlheit, Unwissenheit oder Verlehrtheit, die in denjenigen Menschen waltet, die fähig sind, solche verkommene Vorstellungen zu beherbergen. Etwas Anderes ist natürlich die Bestreitung von blos erdichteten Zwecken; denn wo kein Zweck oder gradezu Unzweckmässigkeit vorhanden ist, da soll man keinen günstigen Zusammenhang erlügen. Der eine Abweg ist so verkehrt wie der andere. Die Wahrheit besteht darin, die wohlgeordnete Einrichtung der Welt da zu erkennen, wo sie wirklich zu finden ist, und nicht mit Ueberweisheit Verhältnisse in sie hineinzulegen, die nur einer beschränkten menschlichen Absichtlichkeit, aber nicht demjenigen Menschenwohl entsprechen würden, welches auf nicht bornirte Weise begriffen wird. Es ist aber trotzdem nur Wenig, Zweckmässigkeit überhaupt vorauszusetzen, wenn nicht zugleich nachgewiesen wird, dass die Zwecke auch auf das Gute gerichtet sind. Zwecke und Ziele kann es im verschiedensten Sinne geben.

Teuflische Zwecke sind eben auch Zwecke. Man ist mit dieser Rubrik nicht weit gefördert, wenn man nicht Ziele und Beweggründe oder, besser gesagt, die Antriebe als edel geartet erkennt. Die Vorstellung des Grundes der Dinge als eines edlen Typus ergiebt erst eine moralische Weltauffassung. Das Lebendige allein kann nichts helfen. Mit ihm ist man zwar schon über blosse Physik und Chemie hinaus; aber lebendig ist jedes niedrigste Thier auch, und man wird den Weltcharakter nothwendig degradiren, wenn man kein besseres Maass, keine edlere Vergleichung und keine höhern Begriffe zu beschaffen versteht. Das Bessere in der Weltansicht stammt aus der bessern Natur des Menschen. Ist in letzterem keine Moral, so wird auch in der Welt keine vorausgesetzt werden. Aus Nichts lässt sich eben auch Nichts begreifen. Das Thier hat nicht einmal genug Begriffe, um zum Aberglauben, geschweige zu einer wahren Weltvorstellung fähig zu sein. Der niedrig geartete Mensch hat das Privilegium der Unvernunft und des Aberglaubens voraus, weil er in seiner Anlage auch zu einem Körnchen Vernunft und begründetem Glauben fähig sein würde. Erst die edler geartete Species und zwar in ihrer höhern Culturentwicklung gelangt dazu, sich zunächst auch Götter von etwas besserem Schlage zu bilden und schliesslich den Naturcharakter selbst als etwas Edles und Hohes zu verstehen. Alsdann wird das Fundament der Dinge wirklich im Lichte des Besten betrachtet, was der Mensch in sich selber finden kann, und mehr verlangen, hiesse Menschenunmögliches möglich gemacht wissen wollen.

Hier zeigt sich nun auch, wie die Moral mit der Religion und deren Ersatz zusammenhängen müsse. Die Moral stammt allerdings nicht aus der Religion und auch nicht aus dem vollkommeneren Religionsersatz. Sie ist eher da, als beide. Will man sich aber durchaus ein Abhängigkeitsverhältniss zwischen Religionsersatz und Moral entwerfen, so kann man davon ausgehen, dass die Religion zuerst ihren moralischen Charakter von den Menschen, aber nicht umgekehrt die Menschen den ihrigen zuerst von der Religion erhalten haben. Weil und insoweit eine Menschenspecies moralisch dachte, hat auch deren Religion entsprechende moralische Züge aufgeprägt erhalten. Dies gilt vom moralisch Guten wie vom moralisch Schlechten. Wenn umgekehrt wieder eine Rückwirkung auf die Menschen stattfand,

so war dies kein anderer Vorgang, als eine lehrhafte und disciplinmässige Bestärkung in Antrieben, die eben durch Menschen als von Göttern ausgehend vorgestellt wurden. Sieht man nun aber vom Aberglauben ab, so zeigt sich, dass es zwar in einem gewissen Sinne eine unabhängige Moral giebt, dass diese Moral aber unhaltbar wird, sobald Fundament und Charakter der Dinge nicht mit ihr in Uebereinstimmung gedacht werden. Die festeste Moral muss schliesslich für die Masse der Menschen zu Staub zerrieben werden, wenn fortwährend das Gesammtgepräge der Dinge als ihr widersprechend ausgegeben wird. Ein solcher Fall liegt vor, wenn ein Kampf um das Dasein als ein für das Menschenreich geltendes Grundgesetz der Natur und als ein Mittel der Vervollkommnung verherrlicht wird. Der Sieg mit jedem schlechten Mittel und überhaupt die Wegräumung des Andern zu eignen Gunsten gelten in diesem nackten Daseinskampf als Fortschritte zum Vollkommneren. Eine solche Vorstellung, die sich obenein den Anstrich der Wissenschaftlichkeit giebt, ist das erdenklich Moralwidrigste von Allem. Der Charakter der Natur wird auf diese Weise im antimoralischen Sinne gefälscht. Er gilt nicht etwa blos als gleichgültig gegen die bessere Menschenmoral, sondern gradezu als übereinstimmend und im Bunde mit derjenigen schlechten Moral, der auch die Gauner huldigen. Wie soll nun eine bessere Menschenmoral mit solchen angeblichen Aufschlüssen über das Wesen der Natur auf die Dauer vereinbar bleiben? Offenbar ergiebt sich hier eine Kluft zwischen den Annahmen über die Grundgesetze der Dinge und den bessern Antrieben, die im edleren Menschen selbst walten. Das Eine wird sich dem Andern anpassen, also die bessere Moral verloren gehen oder aber jene Naturlehre als falsch beseitigt werden. Ein Drittes ist nicht möglich; denn der haltungslose Mischzustand der Vorstellungen kann nicht dauern. Es versteht sich, dass hier keinen Augenblick daran gezweifelt werden kann, dass jene ungeheuerliche Missbildung der Theorie das Uebertägige ist. Moralisch interessant ist aber deren Ursprung; denn sie wurzelt nicht etwa unmittelbar in einem wissenschaftlichen Irrthum, sondern stammt selbst aus einer in das Schlechte verzerrten Moral, die ihrerseits wieder niedrige Gesinnung und Mangel an Empfänglichkeit für bessere Antriebe zur Ursache hat. Doch habe ich anderweitig Derartiges wie die Darwinisteleien

bereits gebührend abgefertigt und will hier meine Erklärungen aus den gemeinen Concurrenzvorstellungen, namentlich aus denjenigen englischen Schlages, nicht wiederholen.

4. Das wesentliche Erforderniss einer sittlichen Weltanschauung ist dargethan. Der Grund der Dinge selbst muss als Charakter vorausgesetzt und erkannt werden. Der Ausdruck „moralisch" zeigt aber nur einen sehr bemessenen Begriff an, und wenn man ein anderes Wort zur Verfügung hätte, so würde man sich wahrlich nicht mit der Benennung „sittliche Weltanschauung" behelfen. Auch im Menschenreich sind wir genöthigt, bei dem Wort Sitte an etwas mehr zu denken, als es unmittelbar besagt. Wir meinen nämlich alle Eigenschaften, die zur Vortrefflichkeit gehören, und schliessen dabei beispielsweise die Schönheit nicht aus. Es ist vielmehr das Gute jeder Art, also überhaupt alles das in Frage, was einem Typus seinen Werth ertheilt. Die sittlichen Eigenschaften im engern Sinne des Worts sind, obwohl sie vor allem Andern in der Schätzung den Vorrang haben müssen, doch nur eine besondere Classe. Es ist nun nicht blos der engere sondern auch der weitere Sinn, in welchem das Fundament alles Seins als befriedigend und unsern bessern Antrieben entsprechend sich muss charakterisiren lassen, wenn es für uns achtungswürdig und maassgebend bleiben soll. Andernfalls geht das Bessere bei Menschen Angesichts der vorgestellten überwiegenden Schlechtigkeit des Alls der Dinge unter, oder es vereinsamt doch wenigstens und wird im Allgemeinen einflusslos bis zur Ohnmacht. Hier ist demgemäss keine Wahl. Entweder überliefert man sich dem angenommenen allgemeinen Bankerott und ergiebt sich in die vermeintliche Erbärmlichkeit des Weltgrundes und Weltcharakters, oder man schleudert alle Zumuthungen von sich, die eine doppelte Moral und überhaupt ein doppeltes Werthmaass, nämlich eines für das grosse Ganze der Dinge und ein anderes für die Menschenwelt aufrechtzuerhalten scheinen wollen. Beispielsweise werden alle Ideen über Gerechtigkeit hinfällig, wenn sie nicht absolut verstanden und als im Ganzen des Seins gültig vorausgesetzt werden. Was hilft ein wenig von jener oberflächlichen und dürftigen Gerechtigkeit, die sich auf den ersten Hinblick zwischen den Menschen zu vollziehen scheint, wenn diese nicht in Vorgängen eine Ergänzung findet, die tiefer liegen und weiter reichen als die gemeine und allen gemeinen Ablenkungen ausgesetzte Justiz!

Auch der Theil moralischer Gerechtigkeit, der sich ohne Justiz und bisweilen über der Justiz oft genug sichtbarlich durchsetzt, ist bei Weitem noch nicht genügend, einem edleren Gerechtigkeitsbewusstsein genugzuthun. Was wir von der Geschichte kennen und wie wir sie bisher aufzufassen pflegen, ist noch lange nicht zureichend, um unsere edleren Geistesbedürfnisse zufriedenzustellen. Sogar der ganze Naturgrund, wie er gemeiniglich charakterisirt wird, ist in dieser zerrbildlichen oder unvollständigen Auffassung nicht geeignet, die höheren Antriebe unseres Gemüths und Verstandes mit den Thatsachen ins Gleichgewicht zu setzen. Ist nun diese Disharmonie etwas Fundamentales, oder stammt sie nicht vielmehr aus dem Mangel an Vertrauen und rechter Richtung, wie sie bei der Auffassung von Geschichte und Natur im Spiele sind? Ich meine das Letztere. Nicht die Thatsachen sind so zwingend und trostlos schlecht; sondern der auffassende Mensch ist durchschnittlich so vertrauensleer und so baar aller edleren Antriebe geworden, dass er nach der bessern Seite der Dinge nicht mehr ausblickt und daher auch Nichts findet als das Spiegelbild seiner eignen Wüstheit. Was so sehr verletzt, sind nicht die nackten Thatsachen, sondern deren sittenwidrige Auslegung. Die Thatsachen selbst würden noch immer einen bessern Eindruck zu machen vermögen, wenn nicht schon mit ihnen zugleich die frivole Art, sie zu nehmen, an uns gelangte. Was am übelsten berührt, ist oft nicht der Vorgang selbst, sondern die herzlose Art, wie er berichtet wird. Das grösste Uebel liegt meistens nicht in Thatsachen der Natur, der Geschichte und des Privatlebens an sich selbst, auch wenn diese schlimm sind, sondern darin, dass die Auffassung gegen das Böse nicht reagirt oder ihm wohl gar Beifall spendet. So ist ein Act der Ungerechtigkeit an sich selbst bei Weitem noch nicht das grösste Uebel, wenn ihm die Krone nicht noch dadurch aufgesetzt wird, dass ihm so ziemlich alle Welt beistimmt und das Unrecht zum Recht umlügt.

Nicht darin liegt das ärgste Unheil, dass überhaupt Böses existirt, sondern darin, dass der Schein entstehen kann, als wenn das Böse die höchste Sanction für sich hätte. Ein souveränes Böse, von absoluter Gültigkeit in der Welt, zu dem sich nie eine Vergeltung gesellte, wäre das Unerträglichste von Allem. Das Böse mag immerhin existiren, wenn es nur früher oder später zu

dem gelangt, dessen es werth ist. Bringt es sein eignes Schicksal im Sinne der Gerechtigkeit mit sich, so ist ihm der schlimmste Stachel genommen. Selbst das Teuflische kann immerhin eine Wirklichkeit sein, wenn sich zu ihm nur auch der eigne Genuss der Hölle gesellt, die es durch sein Wesen selbst verdient und hervorbringt. Unerträglich für den Gedanken ist dagegen eine Welt, der nicht ihr Recht widerfährt. Die innere Rache, die in den Dingen waltet, ist die Sühne für alles Böse, das in ihnen liegt. Wäre die Welt wirklich durch und durch vom Uebel, wie die erbärmlichen und lebensfeindlichen Ansichten, die sich auch unter dem Namen von Religionen tummelten, sie genommen haben, so hätte sie auch nicht eine Spanne Dasein verdient, die vom höllischen Selbstgenuss dieses Uebels hätte freibleiben können. Ja auch noch jetzt, Angesichts einer erleuchteten und astronomisch in das Riesenhafte ausgedehnten Weltansicht, würde man, falls man die Welt für verkehrt nähme, zugleich den Schluss auf ein tröstliches Ende derselben machen müssen. Man würde um der Gerechtigkeit willen anzunehmen haben, dass die Natur vermöge ihrer eignen Gesetze Bewusstsein und Empfindung schliesslich zum Erlöschen brächte; denn eine wesentlich nur auf Unheil angelegte Welt wäre nichts Anderes werth. Es läge in einem solchen Ausgang eine Befreiung, auf welche das Bessere ein Recht hätte. In einer solchen Vorstellungsart, die ich hier nur als hypothetisch zur Erläuterung einer Wahrheit berühre, hätte das Unrecht der Welt einen weit geringern Stachel, als wenn man an die sich aller Gerechtigkeit entziehende Souveränetät desselben glauben sollte. Ueber allen Missgebilden, die sich in das Dasein gedrängt hätten, waltete alsdann doch eine Macht, die von vornherein der Missschöpfung ihr Ziel gesetzt hätte. Das Sein selbst würde auch nach dieser Idee nicht pessimistisch gedacht. Es bliebe vielmehr vertrauenswürdig; denn es hätte dafür gesorgt, dass nichts Verkehrtes sich ungemessen ausdehnen und zur alleinigen, allbeherrschenden Thatsache machen könnte. Was wäre es denn auch äussersten Falles so Ungeheuerliches, wenn eine missrathene Natur durch Erlöschen alles Empfindens zu etwas Aehnlichem gelangte, wovon sie ausgegangen ist? Alle Empfindung hat auf jeglichem Weltkörper irgend einmal angefangen. Es gab also einen Zeitpunkt, wo im ganzen All keine existirte. Was in einer entlegenen Vergangenheit denkbar ist, muss es auch für irgend

eine Zukunft sein können. Nur hat man sich zu hüten, dabei an andere Wege, als an die Gesetze der Wahrheit, Wirklichkeit und Natur selbst zu denken. Wer die Welteinrichtung wirklich verachten könnte, müsste darin seinen Trost suchen, dass er voraussetzte, dass dieser Einrichtung ihre Verurtheilung schon innerlich mit auf den Weg gegeben wäre. Dem Gerechtigkeitsbedürfniss geschähe hiedurch Genüge, und es liesse sich bei dieser Betrachtungsart der Dinge noch immer ein gewisses Gleichgewicht des Gemüths finden.

In der That wäre es zwar ein sehr entfernter und äusserster Trost, aber doch immer noch ein Trost, sich denken zu können, wie die Kraft der Wahrheit und Gerechtigkeit nöthigenfalls über ein von vornherein verdorbenes Weltganze zu triumphiren vermöge. Erloschene Sonnen und erloschenes Leben würden alsdann die gerechte Grabesstätte einer verfehlten Natur werden. Es ist aber durchaus nicht nothwendig, dass sie dies bedeuten. Selbst wenn ein Erlöschen von Sonnen möglich wäre, was noch nicht nachgewiesen ist, so könnte so Etwas doch auch die Vorbereitung einer andern Phase von neuem Leben sein. Wir wollen also hier nicht voreilige Perspectiven gutheissen, sondern haben nur ein Bild gebraucht, um anzudeuten, wie das Vertrauen auf den Grund der Dinge und dessen Gerechtigkeit auch dann noch Auswege finden würde, wenn selbst die ganze Natur im Lichte des Bösen erschiene, was glücklicherweise nur eine Täuschung der Religion, aber kein Ergebniss besser gearteter Auffassung ist.

Da Alles, was wir als Missgeschick empfinden, eben in der Empfindung und im Gedanken liegt, also ohne diese beiden nicht bestehen könnte, so hat alles Uebel in der Welt einen Anfang. Vor der Aera des Empfindens und Denkens war die Natur, wenn wir den vorangehenden Zustand noch so nennen wollen, frei vom Gefühl des Guten wie des Schlimmen. Alles das, worüber wir uns freuen oder beklagen, bestand noch nicht, und dennoch war in dem damaligen Bestande der Keim zu allem Späteren schon enthalten. Es bestand keine Empfindung, aber wohl die Anlage dazu. Wie der tief Schlafende nichts fühlt und nichts vorstellt, aber durch Erwachen oder auch schon durch Regung von Träumen zu einem mehr oder minder lebhaften und deutlichen Gefühl und Bewusstsein übergehen kann, so musste, wenn auch immerhin die Vergleichung nicht in jedem Punkte

zutrifft, sich die ursprüngliche Anlage zum Leben, die selbst noch nicht Leben war, verhalten. Ein solcher Zustand schloss Alles aus, was wir im Leben fliehen, und schloss Eines ein, was wir unter Umständen gar sehr suchen, nämlich vollständige Ruhe, die aber kein Tod ist. Freilich schloss er auch eines ein, was wir nicht unbedingt und nicht immer wollen oder doch wenigstens nicht schrankenlos wollen, solange wir noch bei Verstande und Bewusstsein sind, nämlich die unaufhörliche Ruhe, die in ihrer Grenzenlosigkeit auch zwecklos ist. Wir wollen die Ruhe nur als die Erholung von einer Ermüdung oder als die Befreiung von einer uns peinigenden Unruhe. Wo das Leben die Gestalt einer solchen lästigen Unruhe annimmt, da wird selbst die Vorstellung des Todes zu einem Gut; denn wir haben an ihm die Gewissheit der Befreiung von der Unruhe und zugleich Etwas, was der Ruhe ähnlich sieht. Der nach dem Weltursprung hin rückwärts gekehrte Blick trifft aber auf etwas Tröstlicheres. Jener Urzustand ist die Bürgschaft, dass ein Spiel des Lebens in den uns bekannten Formen nur eine bestimmte Production, aber nicht von allem Möglichen der vollständige Inbegriff ist. Hienach bleibt Raum für die volle Gerechtigkeit und zwar nicht blos für diejenige, die sich gemeinerweise im Leben, sondern auch für die, welche sich am Leben und zwar am Leben in dessen umfassendster Bedeutung vollziehen soll. Will man es durchaus, so kann auch zum Theil schon das Leben selbst mit seinen verschiedenen Eigenschaften als ein Richter über das eigne Beginnen angesehen werden. Doch genügt die Theilbetrachtung eben nicht, und man muss den Gesammtverlauf bis in alle Zukunft mitveranschlagen. In und gleichsam auch über dem Leben walten grundgesetzliche Nothwendigkeiten, die schon in jenem Urzustande wurzelten, in welchem das Leben noch empfindungs- und bewusstlos war, oder wo, wenn man es lieber so ausdrücken will, noch gar keine Lebensregung begonnen hatte. Jene grundgesetzlichen Nothwendigkeiten betreffen auch das Böse, welches in den Entwicklungsentwurf eintreten würde. Wäre dies Böse als etwas Unbedingtes direct und positiv gewollt, so wäre das ganze Sein und nicht erst der bestimmtere Zustand, der Natur oder Welt heisst, verantwortlich zu machen. Das Böse ist aber nur indirect, also eigentlich nicht es selbst, sondern nur seine Möglichkeit in die Welteinrichtung eingeschlossen, und es ist stets nur mit

der Zugesellung einer sich gegen dasselbe richtenden Rückwirkung in den Lauf der Dinge eingeführt. Betrachtet man es künstlich für sich selbst und sieht über jene Rückwirkung, durch die es principiell als Thatsache verworfen wird, hinweg, so entsteht der falsche Schein, als wenn es in aller Glorie absolut waltete. Was sein soll und nicht anders als sein kann, ist aber gleichsam nur die offene Thür zu allen möglichen Wegen und Abwegen. Wenn sich der Abweg nicht blos als solcher charakterisirt, sondern auch immer gleichsam an eine undurchdringliche Mauer führt, so sind diese Schranken hinreichend, um der Gerechtigkeit genugzuthun.

5. Nachdem gezeigt ist, wie das Böse im Grunde der Dinge nicht als gewollt, sondern nur als unabtrennbare Mitgift der ursprünglichen Freiheit, also um der selbstgestaltenden Freiheit willen blos ermöglicht ist, kann bezüglich der Zuverlässigkeit und Achtungswürdigkeit des Seinscharakters kein entscheidender Einwand erhoben werden. In der Uranlage der Dinge und Wesen befanden sich selbstverständlich alle Möglichkeiten, und das thatsächliche Sichergehen in der Verwirklichung vieler dieser Möglichkeiten, ohne Ausschluss der Grenzüberschreitungen zum Bösen hin, heisst Natur oder Welt. Sich am Rande des Schlimmen bewegen gehört unter Umständen zum deutlichen Innewerden des Guten. Das Schlimme ist aber an sich noch nicht das Böse. Es ist uns zwar auch verhasst, aber nicht in jener gesteigerten Art, in welcher wir uns gegen das Böse wenden. In letzterem ist die feindliche Absicht des Menschen gegen den Menschen oder überhaupt eines Wesens gegen das andere die kennzeichnende Hauptsache. Bosheit bei Thier und Mensch ist eine natürliche Grundgestalt des Bösen, und hier ist die unbegründete Absicht, Uebles zuzufügen, der entscheidende Umstand. Können wir also im Grunde der Dinge nicht eine Absicht finden, die auf das Schlimme hinzielt, so ist auch kein eigentlich Böses darin. Immerhin mag es in den Theilelementen des ursprünglichen Seins als vertreten gedacht werden, wenn nur nicht der Gesammtcharakter des Seins darunter leidet. Als eine völlig gleichartige Einheit lässt sich der Urbestand der Dinge ebensowenig denken, als ihr heutiger Bestand. Es ist eine Vielheit relativ freier Existenzen und Gebiete, aus denen sich das umfassende Eine, welches den Gesammtcharakter darstellt, zusammensetzt. Die Theile dieses Ganzen sind nicht

wie Glieder an einem Leibe, sondern wie sich selbständig rührende Wesen in einer durch Gesetze verbundenen Gruppe. Diese Vielheit und Unterschiedlichkeit der Dinge und Wesen ist eine Thatsache, und man muss zur thatsächlichen Mannigfaltigkeit der Entwicklungen auch im Ur- und Grundcharakter des Seins eine entsprechende Menge von Anlagen und Möglichkeiten voraussetzen. Dieser Seinscharakter selbst ist also kein leeres Nichts, sondern enthält das Gepräge der Natur, ja noch mehr in sich. Zu den thatsächlichen Entwicklungen, die wir Natur nennen, muss noch im eigentlichen Sinne des Worts alles Mögliche hinzugerechnet werden. Andernfalls beengen und beschränken wir unsern Hauptbegriff auf das Thatsächliche, und dies wäre eine gradezu bornirende Verwechselung des weiten Reichs des Seins mit dem verhältnismässig eng abgesteckten Gebiet der bereits wirklich gewordenen Weltgestalt.

Der Ausdruck Natur ist der geeignetste, um das Ganze des Gewordenen zu bezeichnen. Ja er kann auch noch weiter dienen, um den Inbegriff aller vergangenen und zukünftigen Zustände, auf die wir schliessen können, und die sich mehr oder minder gleichartig an die uns bekannten Gegenwartszustände anreihen, durch eine einzige Vorstellung zu umfassen. In diesem Sinne ist Natur die Selbstdarstellung des Seins in zeitlicher Abfolge von Vorgängen und in räumlicher Ausbreitung von Gebilden. Da nun aber, wie ich zuerst streng logisch deutlich gemacht habe, ein zeitliches Wechselspiel getrennt wahrnehmbarer, also auch zählbarer Vorgänge, nach meinem Gesetz der bestimmten Anzahl, von der Vergangenheit her nicht als zahllos gedacht werden kann und mithin einen Anfang haben muss, so hat es auch eine Seinsart gegeben, die keinem zeitlichen Wechselspiel angehörte. Diese Seinsart muss von dem, was gewöhnlicherweise Natur heissen kann, unterschieden werden. Auch ist es allenfalls von Verstandeswegen noch gestattet, vorauszusetzen, dass die Urvergangenheit, in die wir jene ursprüngliche Seinsart verlegen, durch das blosse Zeitverhältniss des Vor noch nicht vollständig zutreffend gedacht wird. Es darf zwischen ihr und allem Andern auch an eine Art Rangverhältniss gedacht werden. Die Entnommenheit vom Wechselspiel zeitlicher Vorgänge ist einerseits etwas Höheres und andererseits etwas Unzulänglicheres. Ueberlegener gestaltet sie sich, wenn man nur an den sich selbst gleichen

Zustand der Ruhe denkt und dabei bedenkt, dass die Unvollkommenheiten, die dem zeitlichen Wechselspiel anhaften, hier nicht obwalten. Als niedriger und selbst unvollkommener offenbart sich jener regungslose Zustand aber sofort, sobald man das Leben als Ziel ins Auge fasst und als die höchste Angelegenheit betrachtet.

Manchem mag es bequemer sein, sich die Natur, wie zuerst die indische Ideologie that, als eine Art Traumdasein auszulegen. Bei dieser Fiction, in der viel Kindisches liegt, würde der Urzustand nicht mehr in einer Urvergangenheit, sondern gleichsam jeden Augenblick hinter dem Rücken unseres Daseins und sozusagen hinter der Scene, in der wir selbst agiren, zu suchen sein. Meine Grundanschauung, die auch mit dem natürlichen System des bessern Völkerdenkens zusammentrifft, nimmt das Vor und Nach als Etwas, wovon man im Denken, wenn man ehrlich gegen sich selbst bleibt, nie loskommt. Jede vermeintliche Erhebung darüber ist nur ein trügerischer Schein. Auch haben nur verstandesfeindliche Systeme, wie auch das Kantische eines ist, dieses Unmögliche möglich zu machen gesucht. Wir müssen daher also auch die Abwesenheit des Wechsels zeitlich vor dem eintretenden Wechselspiel denken. Die Zeit hat an sich mit dem Wechsel nichts zu schaffen; sie wäre auch, wenn nichts Unterschiedenes aufeinanderfolgte. Eine Ewigkeit des ruhigen, sich selbst gleichen Beharrens in demselben Zustande ist an sich ohne Widerspruch denkbar. Ob Etwas bleibt, was es ist, oder ob es wechselt, — die Zeit bleibt dieselbe. Das Wechselspiel unterschiedener und zählbarer Vorgänge ist nicht die einzige, sondern nur eine specielle Erfüllungsart der Zeit. Die letztere kann ebenso gut durch etwas Ruhendes und sich nicht Veränderndes erfüllt werden. Thatsächlich haben wir zugleich das Beispiel von Beidem; denn die wirkliche Erfüllung ist aus Bestand und Wechsel gemischt.

Wollte man die Bezeichnung als Natur gewöhnlichermaassen auf den Inbegriff alles Seins anwenden, so hätte dies zwei Nachtheile im Gefolge. Erstens ist man gewöhnt, sich unter Natur nur den Inbegriff des Bekannten und mit der thatsächlichen Forschung Erreichbaren vorzustellen. Dieser Naturbegriff ist daher ohne Abschluss; er grenzt an Etwas, was nicht nur thatsächlich unerreichbar ist, sondern auch nicht einmal als möglicherweise

erreichbar gedacht werden kann; denn der letzte Urzustand ist durch Forschungsrubriken nicht zu charakterisiren. Nur dem Denken ist seine allgemeine Existenz gewiss, aber auch nicht das nähere Wie dieser Existenz zugänglich. Der zweite Uebelstand des Ausdrucks Natur liegt darin, dass er in allen Sprachen, welche feiner unterscheiden, weiblich, also nicht geeignet ist, jene höhere Vollkommenheit anzudeuten, die im Grundcharakter des Seins nicht fehlen kann. Kommt es darauf an, die Ueberlegenheit des Bewussten über das Bewusstlose zu markiren, dann mag der Mensch das, was ihn umgiebt und aus dessen Schooss er hervorgegangen ist, immerhin Natur nennen. Das Wort und alle sich daran knüpfenden Begriffe lassen uns aber im Stich, wenn es gilt, die würdigste Vorstellung vom Grundcharakter des Seins auch sprachlich angemessen auszudrücken. Namentlich versagt der überlieferte Sprachschatz, wenn populär und doch zugleich wahr geredet werden soll. Das Wort Gott ist mit dem Aberglauben so innig verwachsen, dass es sich, wo ehrlich verfahren werden soll, zur Bezeichnung des fraglichen Grundcharakters des Seins ohne Irreführung nicht brauchen lässt. Der Judäer Spinoza beschönigte einen solchen Missbrauch, indem er so Etwas „nach der Fassungskraft des Volkes reden“ hiess. Es heisst aber in Wahrheit, das Volk glauben machen, dass man seinen Aberglauben theile. Es heisst, den gröbsten Vorstellungen Thor und Thür öffnen, wenn man die Wörter braucht, bei denen jene durchschnittlich auftauchen. Mit dem Wort Seele verhält es sich ebenso; es ist vermöge der gewöhnlichen Vorstellungen, die sich daran bei Jedermann knüpfen, unbrauchbar geworden, das geistige Wesen von Mensch oder Thier ohne Fälschung der Begriffe zu bezeichnen. Die dichterische Freiheit ist es allein, die vermöge ihrer Verlegenheit um sprachliche Mittel, Bilder und mannigfaltige Ausdrücke halb entschuldigt werden mag, wenn sie sich in diesem falschen, wahrheitsverrätherischen Wörterspiel mit behaglichem Luxus ergeht. Aber auch an sie wird die Reihe kommen, das abzulegen, was auch nicht mehr für Kinder passt, die man redlicherweise und nicht mit unnützen Lügen aufziehen will. Nur der eigennützige Betrug hat ein Interesse daran, jene zweideutigen Wendungen und Schleichwege zu benutzen. Nur dem Betrug kann daran gelegen sein, die Fassungskraft des Volkes zu degradiren und mit falscher Münze zu verwirren.

Sagen wir „das Gesammtwirkende", so ist dieser Ausdruck zwar etwas schleppend, hat aber doch wenigstens den Vortheil, einen klaren verstandesmässigen Begriff an die Stelle zu setzen, wo sonst entweder der Aberglaube oder eine hohle Nuss oder auch beides zusammen sein Wesen treibt. Weltgrund, Weltfundament, Naturgrund, Allwirkendes sind ebenfalls mögliche Bezeichnungen. Nur vor dem Ausdruck „Geist" hüte man sich ebenfalls; denn man wird sonst bald mit irgend einer Art des europäischen Spiritismus auf gleich niedriges Niveau zu sinken scheinen, d. h. irgend einer Philosophastrik Vorschub leisten. Auch im neuen Testament heisst es schon, Gott sei Geist, oder auch, Gott sei die Liebe und dergleichen mehr, was viel zu viel nach unklarer Philosophie schmeckt, als dass es für wirklich Einsichtige maassgebend sein könnte. Uebrigens sind die neutestamentlichen, sowie auch die prophetisch und visionär mystischen Auslassungen der Bibel überhaupt nichts weniger als populär. Sie sind weit unklarer und unvolksmässiger als irgend eine der gesunderen Arten der Philosophie gerathen. Man brüste sich also nur nicht mit den alten schriftstellerischen Erzeugnissen des Judenvolks, als wenn diese es herausgehabt hätten, sich volksverständlich auszudrücken. Die Theologen haben keine Ursache, auf Deutlichkeit der Begriffe Anspruch zu machen. Sie tragen noch Einiges dazu bei, Wörter, wie Gott, im Umlauf zu erhalten; aber wenn man von grob abergläubischen Vorstellungen absieht, so fehlt es bei diesen Wörtern an zugehörigen Begriffen. Es sind Laute von conventionellem Gebrauch, aber ohne deutlich denkbaren Inhalt. Am interessantesten ist aber die Thatsache, dass die religiösen Urkunden, die man dem Volk in die Hände gegeben hat, im Wesentlichen auch nicht deutlicher sind, als verworrene Philosophien. Nur Einiges ist darin naiv, dann aber auch vom gröbsten Gespinnst. Was feiner zu sein versuchte, wie einige neutestamentliche Lehren, ist dafür auch dunkel genug gerathen oder gradezu in philosophirerische Unbegriffe trübster und unsicherster Art ausgeschlagen. Die homerischen Dichter konnten wirklich naiv sein; denn im Gebiet geschmackvoller Bilder von unbefangen sinnlicher Artung bleibt Alles verständlich und durchschaubar. Die Versuche zu religiösen Grundschriften sind aber auch bei andern und bessern Völkern als den Juden in das Gestaltlose verfallen. Die indischen Urkunden haben einen

gewaltig bessern Sinn und Geist als die jüdischen; aber auch sie sind, wenn auch von dem Bessern nicht so weit abstehend, so doch auch in das Unklare und zerfliessend Philosophirerische gerathen. Die Juden haben nur noch den Umstand voraus, dass das, was bei ihnen zerflossen hin und her trieb, von vornherein etwas Eckiges und Abgebrochenes war, so dass schliesslich die unschönen Stücke wie in einer sumpfartigen Masse zerstreut und mosaikweise durcheinandergewürfelt waren. Wo die Dinge so stehen, kann man nicht von volksverständlichen Begriffen reden und überhaupt nicht den Anspruch erheben, dass Wörter und Begriffe sich nach solchen Mustern auf einem niedrigen Niveau halten sollen. Die Volksmässigkeit ist grade dort verfehlt, und die Aera besserer Völker und reiferer Bildung wird eher das Zeug dazu haben, die richtige Wörter- und Begriffsmünze, die allgemeine Währung werden kann, auszuprägen und in Umlauf zu setzen, als das an Verstand und Gemüth vernachlässigte, bornirt eckige Judenvolk. Um also auf den Ausgangspunkt zurückzukommen, so ist der Ausdruck Grund oder auch Grund und Boden der Dinge weit besser als die Silbe Gott; denn man weiss doch deutlich, worauf man hier fusst.

6. Verstand und Gemüth der neuern Völker sind es, für welche der Grund und Boden der Dinge in einer bessern Weise, als jemals früher, charakterisirbar und in seiner Einrichtung durchschaubar werden muss. Der Naturgrund hat einen Charakter; aber dieser Charakter ist nur für einen verwandten Charakter wahrnehmbar. Diese Wahrnehmung geschieht durch Verstand und Gemüth zugleich. Wird das Gemüth, d. h. der Inbegriff der edleren Gefühle und Erregungen, verstandlos, so tappt es im Dunkeln. Wird aber der Verstand gemüthlos, so geräth er leer und kahl. Es fehlt ihm alsdann an jedem höheren Interesse, sich in die Beschaffenheit und Einrichtung der Gesammtwelt zu vertiefen. Was wir Deutsche im engern Sinne Gemüth nennen, und wofür die Franzosen in ihrer Sprache kein Wort haben, ist nichts als eine eigenthümliche und bessere Artung gewisser Charakterregungen nach Seiten der Empfindung. Das Treuherzige und zwar in allen Beziehungen hat dabei den Hauptantheil. Die Sinnes- und Gefühlsweise ist von diesem Element durchdrungen; sonst fehlt das, was in beschränkterer Haltung Gemüthlichkeit heisst, in edlerer und höherer Gestaltung aber Gemüthshaftigkeit

heissen könnte. In entschiedeneren Angelegenheiten, die sich nicht im Kleinen bewegen, ist es nicht die gut- und frohlebige Gemüthlichkeit, sondern die ernste und tiefe Gemüthskraft, auf die es ankommt. Die Gemüthskräfte umfassen alle Regungen, mag es sich um Liebe oder Hass, ja auch überhaupt um die Leidenschaften handeln. Das Gemüth ist gleichsam ein Sammelwort für die Regungen des Muths und Unmuths, der Genugthuung wie des Zorns u. dgl. Es ist eine Abkürzung für vielerlei Affectionen, kann aber bei den bessern und besten Völkern Artungen und Bestandtheile enthalten, die bei den schlechteren nicht vorkommen. Eben hiedurch erhält es jenen engern Sinn, der uns Deutschen und überhaupt den germanischen Völkern am vertrautesten ist. Ohne diese besondere Artung von Gemüth würde es an jenen Eigenschaften fehlen, die, wie Freiheit, Vertrauen, Gerechtigkeit und Treue, als thatsächliche Grundbestandtheile der besten Artung des Völkergeistes hingestellt werden konnten.

Ueberträgt sich nun Verstand und Gemüth der bessern neuern Völker in die Auffassung des Weltganzen, so wird der Grund und Boden der Dinge in einem Lichte gesehen, welches noch andere als die physikalischen Eigenschaften sichtbar macht. Wenn ich sage, physikalische Eigenschaften, so meine ich damit zugleich alle, die in einer gesunden Naturwissenschaft in Frage gekommen sind oder noch kommen können. Hierin liegt das Wirkliche, wobei sich von selbst versteht, dass auch der Mensch, und zwar vor Allem mit seinen unmittelbar von Innen wahrnehmbaren Bewusstseinseigenschaften, als Theil der Natur in Anschlag zu bringen ist. Der edel geformte Verstand mit dem zugehörig entsprechenden Gemüth hat Sinn für das Verstandesmässige und wohlthätig Gefügte der Dinge. Diese Bewusstseinskräfte und Bewusstseinsformen machen zuerst die nothwendigen bessern Voraussetzungen über das Gefüge des Weltfundaments und sie bestätigen sich alsdann diese Voraussetzungen durch immer eindringlichere Forschung. Man kann jene Voraussetzungen zunächst als einen Glauben betrachten, der seiner selbst im Allgemeinen gewiss ist, sich aber durch Umschau und Untersuchung aus blosser Zuversicht in bestätigte Gewissheit und Wahrheit verwandelt. So hatte Copernicus zunächst den Glauben, das System der Natur müsste einfach und harmonisch sein, nicht

aber verzwickt und verschroben, wie es die verlehrten Astronomen darstellten. Aehnlich stellt sich die Sache auch mit allen andern Beziehungen. Die Lebensfeindlichkeit und Verschrobenheit religiöser Welterklärungen sind auch nichts als Abirrungen zu Zerrbildern, für welche schlechte Sorten von Verstand und Gemüth die Verantwortlichkeit tragen. Die bösen Leidenschaften und deren Rückschläge haben sich bei den schlechteren Racen und namentlich bei den Juden noch mit einem beschränkten Verstand gegattet gefunden, welcher blosser Thierpfiffigkeit näher steht, als eigentlich menschlichen Erkenntnisseigenschaften. Dieser eckige, kurzsichtige Thierverstand hat auch die Natur und den Naturgrund, und zwar nicht blos in deren religiöser, sondern auch in jeder andern Auffassung, zu argen Zerrbildern entstellt. Kommen nun die bessern Völker mit ihrem höheren und weitsichtigeren Verstande, so zeigt sich die Welt nicht mehr in zerrbildlichen Formen, wie sie von der Religion und dem Asiatismus ausgingen, sondern in ihrer harmonischen Wahrheit. Es ist alsdann, wie wenn an die Stelle eines mangelhaften und missgestalteten Sehorgans, welches nur Verzerrungen spiegelt, ein vollkommenes Auge getreten wäre.

Ein zweiter Hauptpunkt bleibt aber der Gebrauch, der von dem Sehmittel gemacht wird. Wo es nur dazu dient, der rohesten und boshaftesten Gier die Beute finden zu helfen, wie dies bei den verderblichen Racen der Fall ist, da wird es schon durch diese Aufgabe auf das Gemeinste zugerichtet und lernt nie, nach etwas Edlerem zu blicken. Der Verstand bleibt auf diese Weise in dieselbe Niedrigkeit und Beschränktheit gebannt, der auch die missgestalteten Triebe und Leidenschaften fröhnen. Im Gegensatz hiezu ist auf der Grundlage eines edleren Gemüths auch eine höhere Entwicklung der zugehörigen edler angelegten Verstandeskräfte möglich. So entstanden die bessern Grundlagen für einen verhältnissmässig hohen Grad von Wissenschaft und Kunst bei den Griechen, und noch bessere Fundamente schafft sich das aufwachende Selbstbewusstsein moderner Völker in den neuern Jahrhunderten. Noch mehr muss sich dieser heilsame Vorgang steigern, wenn der wahre Grund erkannt und ergriffen wird, aus welchem alle diese Schaffenskraft stammt. Alsdann wird auch die ganze Weltanschauung mitumgeschaffen, und hiezu ist nichts weiter nöthig, als dass die modernen Völker

lernen, nicht blos in einzelnen Richtungen, sondern überall ihr eignes Auge zu brauchen, anstatt durch die Brille verderblicher und beschränkter Racen zu sehen und deren alte Visionen zu begucken. Nebenbei bemerkt, muss das eigne Auge auch da eintreten, wo eine Zeitlang durch die Brille, wenn auch besserer, so doch abgestorbener Völker, wie der Griechen, gesehen wurde. Das neuere Völkerauge reicht überall zu. Wie die Nationalitäten mit ihren lebendigen Sprachen seit einigen Jahrhunderten angefangen haben, sich geltend zu machen, so müssen sie zur eignen Sprache auch sozusagen die eigne Religionsform herauskehren. Sie müssen die Lebens- und Weltanschauung aus ihrem Fleisch und Blut schaffen, wie sie die Sprache und einen erheblichen Theil der Wissenschaft und Kunst daraus bereits sichtbar genug gestaltet haben.

Wendet man die ebengemachten Erinnerungen auf den Grund und Boden der Dinge oder, wenn man es lieber so nennen will, auf das Gesammtwirkende an, so ergiebt sich eine ebenso verstandesmässige als gemüthskräftige Einsicht. Die Erde mit Allem was sie hervorbringt, nebst den ausserhalb, namentlich in der Sonne liegenden Ursachen der Lebenserhaltung, sowie überhaupt einschliesslich aller Einflüsse, die aus der umgebenden Gesammtwelt stammen, — diese ganze Anlage und Einrichtung muss als wesentlich für den Menschen hergestellt, d. h. als mit seinem Wohl in Uebereinstimmung erkannt werden. Alles dies ist nur ein Theil im Universum, aber darum nicht Nichts und verschwindend, sondern von positiver und zwar für uns speciell von praktisch entscheidender Erheblichkeit. Das Uebrige, was ausserhalb unseres Systems liegt, reicht zu uns augenscheinlich nur mit Einflüssen zweiter oder niederer Ordnung. Wohl aber erweitert dies Ferne und praktisch in der Hauptsache Fremde unsere Einsicht. Ebenso ist der Rückblick in die Zeit auch da, wo die Schlüsse über das empfindende Dasein zurückreichen, wohlthätig sowohl für die Abgrenzung als auch für die Vervollständigung unserer Grundvorstellung. Eine leere Ewigkeit erweckt keine Theilnahme; nur eine erfüllte Zeit vermag dies. Ebenso würde es sich mit einem unerfüllten Raume verhalten; die Erfüllung oder Erfüllungsart ist es, was auch hier interessirt, und diese ist begrenzt und in ihren Einzelheiten, wenn auch nicht thatsächlich zu zählen, so doch nothwendig als zählbar zu

denken. Die so aufgefasste Welt zusammen mit ihrem Fundament als ein einziges Gebäude gedacht, welches viele Wohnstätten hat und dessen Grundpfeiler in den früher bezeichneten Vorzustand der Natur hineinreichen, ist nun in ihrem Sein zwar in letzter Zergliederung durchgängig und überall Mechanik; aber hiemit ist nicht ausgeschlossen, dass in dieser Mechanik sich alles das bethätigt, was Verstand und Gemüth an Erfordernissen voraussetzen, um ihre Eigenart in der Einrichtung der Dinge wiederzufinden. Wirkliche Umschau und Nachforschung bewahrheitet die Vorwegnahmen der bessern und verständigeren menschlichen Wünsche. Wir werden dem Weltfundament gegenüber zwar als Personen, aber nicht wie von einer Person afficirt. Letzteres würde in die alte falsche Gottesannahme der Religion wieder ablenken. Verstand waltet in den Dingen, aber nicht wie in einem Hirn oder von einem Hirn aus. Es ist kein spiritistischer Geist in die Welt hineinzudichten; die Materie ist das, als was sie sich uns nach der gesunden sinnlichen und verstandesmässigen Auffassung darstellt. Der Lauf der Dinge hat kein Doppelgesicht; nur ist eben in dem Spiel von Stoffen und Kräften mehr angelegt, als blos physikalische und ähnliche Wirkungen. Es sind nämlich noch die Wirkungen, die zum Menschen hinführen und diesen befriedigen, also alle wohlgefügten Beziehungen zwischen dem Nichtempfindenden und dem Empfindenden. Es ist nicht blos Verstand, sondern es ist auch Theilnahme für das Gemüth empfindender Wesen in der Einrichtung der Welt, und diese Wahrheit reicht weiter, als jemals die Griechen vorgedrungen sind. Die neuern Völker treten hier mit ihrem edleren Gemüth ein und sehen den Weltgrund im Lichte ihrer eignen edleren Triebe.

Das Allerverkehrteste wäre, in der ausserlebendigen Welt, also für unsern Planeten in alledem, was nicht Mensch, Thier oder Pflanze ist, Etwas suchen zu wollen, was den Lebenskeimen gliche. Obwohl feiner geartet, erscheint es für die unbefangene Würdigung doch als ein entschiedener Aberglaube, vorauszusetzen, es könne sich aus blossen physikalischen, chemischen und ähnlichen Kräften das Lebendige ergeben. Würden alle lebendigen Einzelwesen auf dem Planeten vernichtet, so wäre es dort überhaupt für immer mit dem Leben aus. Von Neuem würde nichts entstehen, falls nicht anderwärts her sozusagen neue Samen

lebendiger Dinge dazukämen. Auch in der Urvergangenheit haben wir keinen Anhaltspunkt, eine Urzeugung in dem Sinne zuzulassen, dass aus der gemeinen Materie, den physikalischen, chemischen und ähnlichen Kräften ohne Typuskeim, der sich in bestimmten Theilen der Materie fand, ein lebendiges Wesen hätte hervorgehen können. Es ist sogar ein Denkwiderspruch, das Unlebendige für zureichend zu halten, Lebendiges aus sich herauszugestalten. Die Wege der Fortpflanzung sind sicherlich nicht die einzig möglichen des Bestehens des Lebendigen; aber eine Urzeugung, woher sie auch gekommen wäre, im Sinne ursprünglichster Entstehung des Lebendigen aus dem Unlebendigen, ist ein logischer Widersinn. Das Wechselspiel der sich ablösenden Generationen kann nicht in alle Ewigkeit rückverlängert werden; aber die Anlage zum Leben muss in bestimmten, unterschiedenen Theilen der Materie residirt und kann nicht jeglicher Materie beigewohnt haben. Gesunde Auffassung und richtige Rückschlüsse leiten uns nie darauf, dass blosse Zustände, welche die allgemeine Materie physikalisch, chemisch und in verwandter Weise, etwa durch Wärmeveränderungen, annehmen kann, zum Leben führen könnten. Heute in den unorganischen Stoffen und Kräften das pflanzliche und thierische Leben finden wollen, heisst in der Materie an Gespenster glauben und einen Spiritismus der Materie aufrichten. Eine Urzeugung in solchem Sinne ist Gespensterglaube. Der gesunde Sinn wird den Wegen nachgehen, wo sich Leben und Bewusstsein in der Natur wirklich findet, und danach bemessen, wo es sich auch ursprünglich gefunden haben kann oder in irgend einer Zukunft mag finden können. Es noch anderswo suchen, als in den lebenden Wesen, in ihrer Nachkommenschaft und in ihrem einstigen Vorzustande, wo sie sich als bewusstlose, zum Leben beanlagte Einzelelemente innerhalb der sonstigen Materie vorfanden, — das Leben noch anderswo suchen, heisst zu unbegründeten Fictionen in das Reich erträumter Geisterchen überspringen. Wenn wir also vermöge unseres Verstandes und Gemüths die ganze Einrichtung der Dinge als lebensvoll ansehen, so heisst dies nur, dass sie voll von Beziehungen ist, die dem Leben der lebendigen Wesen dienen. Diese Beziehungsfülle, welche die unlebendige Welt in ihren Theilen unter sich und alsdann zu den lebenden Wesen zeigt, ist die Anzeige von Etwas, was weder denkt noch fühlt, aber derartig

thätig ist, dass es den Gedanken und Gefühlen der lebenden Wesen entgegenkommt.

7. Noch weit mehr als in den Beschaffenheiten und Gesetzen der unorganischen Natur sind die Grundeigenschaften, die in umfassendster Weise erst vom neuern Völkergeist erkannt werden, am äussersten Ende unserer planetarischen Gestaltenreihe, nämlich in der Menschenwelt selbst, wahrzunehmen. Jedoch auch hier ist nichts Anderes als Thatsächliches oder Naturgesetzliches in Anschlag zu bringen. Auch wenn man die tiefere Beziehungsfülle sucht, die in der Freiheit mannigfaltiger Gestaltungen obwaltet, hat man sich zu hüten, dunkle oder gar mystische Wege vorauszusetzen. Beispielsweise kann sich der Mensch sehr wohl unter den Antrieben seines Gemüths versucht finden, in dem naturgesetzlichen Laufe der Thätigkeit von Dingen und Menschen solche Beziehungen anzunehmen, die als eine Art Vorsehung zu gelten hätten. Namentlich schmeichelt es dem Einzelnen, sich und sein Schicksal als den Zielpunkt solcher Beziehungen vorzustellen. Man vergesse aber dabei nicht, dass es immer nur die erwünschten oder als heilsam gedeuteten Fügungen sind, die auf solche Weise von der menschlichen Selbstliebe und Eitelkeit zu Gunsten einer allerspeciellsten, ja individuell angepassten Fürsorge für das eigne Ich ausgelegt werden. Wenn äusserlich hervorragende Männer, wie Napoleon I, sozusagen an ihren Stern glaubten, also annahmen, dass sie vor Durchführung ihrer Aufgabe nicht fallen würden und gleichsam unverletzlich wären, so war dies ein Aberglaube wie jeder andere. Sie suchten nicht etwa in ihren Eigenschaften die Bürgschaft für den Erfolg, sondern hingen sich da, wo dieser vom Zufall abhängig war, an einen mystischen Glauben. Wer sich in den Kugelregen begiebt, kann nie die Gewissheit haben, von keiner Kugel getroffen zu werden. Nur der eitle Aberglaube kann zu dem täuschenden Schein einer solchen Gewissheit verhelfen, und solcher Aberglaube ist niemals danach geartet, Angesichts des Verstandes lange vorzuhalten.

In der Vorstellung von einer Vorsehung liegt meist eine arge Unwahrheit, die das Erzeugniss falscher persönlicher Eitelkeit ist. Es kann aber darin auch eine grosse Wahrheit liegen, für die freilich das Wort Vorsehung fast ebenso unpassend ist, wie für den Grund und Boden der Dinge das Wort Gott. Sucht man nämlich die Fürsorge nur in dem Lauf der Begebenheiten, wie

er sich vermöge der Beschaffenheit von Dingen und Menschen nach den Seinsthatsachen und Naturgesetzen gestalten kann oder muss, so handelt es sich nicht mehr um einen unberechtigten Aberglauben. Ausser der allgemeinen Fürsorge, die in der allgemeinen Beziehungsfülle von Dingen und Menschen liegt, darf nicht blos, sondern muss sogar eine dem Einzelnen zugewendete Fürsorge angenommen werden, und diese lässt sich durch näheres Zusehen auch erfahrungsmässig bewahrheiten. Sie liegt nämlich ganz einfach in der individuellen Ausstattung, die jeder Einzelne an Eigenschaften und naturgesetzlichen Nothwendigkeiten in sich trägt. Der Starke ist auch stärkerer Empfindungen fähig, in Lust wie in Schmerz; im Schwächeren kann niemals dieselbe hochgradige Spannung der Gefühle entstehen, und ihm wird daher auch an Schmerz keine so peinvolle Sprosse der Stufenleiter zugetheilt. Ehe letzteres geschieht, erlischt bereits die Empfindung, so dass also die Skala je nach der Nervenkraft weiter oder enger bemessen ist. Der Boshafte erbost sich bei jedem Anlass weit mehr, als unter gleichen Umständen der Gutmüthige. Hierin kann man eine innere Naturgesetzlichkeit oder Rache erblicken; denn der Boshafte hat da, wo er sich nicht nach Herzenslust auslassen kann, seine Bosheit selbst zu verschlucken, und er wird unter Umständen vor Aerger fast crepiren. Jedoch auch da, wo er seine Bosheit auslassen und Andern Schaden zufügen kann, bleibt er noch immer im Selbstgenuss seiner widerwärtigen Affection; denn es ist für Bestie und Mensch kein angenehmer Zustand, sich zu erbossen. Auf die Auslassung der Bosheit von Thier und Mensch kommen aber gemeiniglich die Rückschläge, und wo diese im einzelnen Fall ausbleiben, wird früher oder später bei andern Gelegenheiten etwas Gebührendes eingeerntet, so dass gleichsam ein Aufessen und der Genuss der eignen Schlechtigkeit, sei es nach innern, sei es nach äussern Gesetzen, keinem Wesen erspart bleibt. Das bessere Gemüth trägt aber in sich selbst sozusagen die Vorsehung, d. h. die Vorkehrung, dass es von Allem auch besser erregt werde und den Lohn seiner eignen Beschaffenheit in den Regungen finde, deren es fähig ist. Für das bessere Gemüth giebt es daher auch nicht die Religion der Schlechten, deren gerechter Fluch darin besteht, sich Götter nach dem Ebenbilde des eignen niederträchtigen Herzens denken zu müssen.

Vom Gesammtwollen würde man sich eine falsche Vorstellung machen, wenn man mehr bedeutete, dass man es zum Theil unter den Füssen hat. Nach dieser Seite hin kann dem besseren und edleren Menschen eine seinem aufreinen Range entsprechende, ich will nicht sagen strenge, aber doch selbstbewusste Haltung. Vor Allem soll er nie vergessen, dass er seine Leiden selbst erleidet, aber nicht ein Anderer für ihn. Die Ernsthaftigkeit sollte ihm doch wenigstens auf diesem Wege kommen, wenn ihm das Bewusstsein versehen von den meisten Laien her angestrebt worden ist. Auch ein Gemeinschaftsgefühl, welches sich unterschiedslos mit dem All der Dinge gattet, kann es nicht geben. Nur mit dem Guten der Welt, nicht mit der Natur insofern sie gut ist, ist das Mitgefühl verträglich. Der Kerncharakter des Seins erweist sich nur aber in der Kraft des besseren Völkervereinigtes und Völkergewissens auch thatsächlich als ein solcher, für welchen Gemeinschaftsgefühl und Mitgefühl am Platze ist. Dieses Gemeinschaftsgefühl ist nicht etwa die Empfindung, mit jenem Kerncharakter einunddasselbe zu sein, oder gar der fernere Aberglaube, mit dem Tode in jenen Kerncharakter hineinzugehen, in ihm Ruhe zu finden, oder wie sonst die Superstitionen lauten mögen. Es besteht vielmehr in der geistigen Theilnahme an dem Guten, was ausser uns ist, nach uns sein wird, und dessen Vorstellung auf uns einen lebensvollen Eindruck macht. Wie wir an einem andern Menschen theilnehmen, und wie uns an seinem Ergehen gelegen sein kann, ebenso können wir auch an dem grossen Ganzen der Seinsangelegenheiten hängen. Wir können Mitgefühl mit dem empfinden, was nicht unser Selbst ist, und daraus beruht jede reine Mitempfindung: denn die Selbstliebe wäre hier ein ganz schlechtes Prinzip. Auch nicht einmal darf so Etwas mit der Selbstliebe verglichen oder durch sie vermittelt gedacht werden. Wie jede wahre Mitempfindung für die Freude und den Schmerz Anderer mit dem eignen Interesse und Schicksal nichts zu schaffen haben und nicht dadurch entstehen darf, dass man sich an die Stelle des Andern denkt, anstatt gleichsam den Andern, für sich uninteressirt, selbst zu denken, — wie also hier die natürliche Ursache des Mitgefühls dadurch wirkt, dass hiemit der Mensch vom Eigeninteresse loskommt, so ist auch für den Kerncharakter oder das Gute im universellen Sein sympathisches Verständniss und Gefühl nur dadurch möglich, dass

dessen Eigenschaften, nicht aber unsere Angelegenheiten, uns erregen.

Das Gute und das Harmonische im Sein, sowie die wahren Auffassungen davon müssen uns ganz wie etwas ausser unserm Ich Gelegenes erregen; sonst verfallen wir in eine Selbsttäuschung. Von unserm eignen Selbst können und brauchen wir nicht, als wie von einem Gegenstande, besonders afficirt zu werden. Hier sind wir Etwas, während wir sonst nur wahrnehmen und betrachten. Was wir aber sind, wurzelt zwar im tiefsten Grunde aller Dinge, ist aber nur eine zeitweilige Darstellung, die in bestimmten Vorgängen besteht und mit der Lebensflamme erlischt. Eigentliche Wirklichkeit hat daher die Gemeinschaft unseres Seins mit dem Korncharakter aller Dinge erstens nach Seiten jener Wurzeln hin, die in die Urvergangenheit reichen, und zweitens vermöge der Lebensreize, die uns durch die Naturkräfte und vom übrigen Menschendasein her zukommen. Dies Alles ist keine ideelle, sondern eine materiell wirkliche Gemeinschaft mit Elementen des Ganzen der Dinge. Dagegen ist jenes Mitgefühl und erweiterte Verständniss, ja jeder Sinn für das Gute und Grosse im Sein etwas Ideelles und bringt daher auch eine ideelle Verbindung, d. h. eine Verbindung durch Gedanken und Gefühle mit sich. Aus Gedanken und Gefühlen besteht aber auch der Kern unseres Lebens; alles Bewusstlose ist nur Staffel für das Bewusstsein.

Mit der Zukunft hängen wir auch auf materielle Weise zusammen; die Vererbung von Eigenschaften des Hirns und Herzens, ja die Uebertragung von Neigungen des Gefühls und Gewohnheiten des Denkens, selbst mit Ueberspringung von Zwischengenerationen, auf spätere Generationen, zeigt, wie im Samen eine Wesensfortsetzung in allen Beziehungen angelegt ist. An dieser Beschränkung der Sterblichkeit sollten die Menschen wahrlich genug haben; denn blickt man auf die Fortpflanzung des Schlimmen, so ist es oft der einzige Trost und die einzige Genugthuung, dass nicht blos Einzelne, sondern auch Geschlechter, Stämme und Völker erlöschen. Dieses Aussterben ganzer Typen ist auch, abgesehen vom Schlimmen, welches vernichtet werden muss, schon darum nothwendig, damit Gebilde von einem andern Gepräge Platz finden und die Welt nicht durch Eintönigkeit langweilig werde. Galilei sprach es mit Recht aus, dass diejenigen,

welche unsterblich zu sein wünschten, verdienten, in Fels verwandelt zu werden, dann würden sie derjenigen Dauer theilhaft werden, die um den Preis der Leblosigkeit zu haben ist. Das war ein Gedanke von vor circa drei Jahrhunderten, der sich inmitten eines ärgern Geistesdrucks, als der jetzt noch lastet, wenigstens in einer physikalischen Schrift, zu verlautbaren wagte. Heute müssen wir es uns zur festen Gewohnheit machen, daran zu denken, dass der Tod, indem er die Vernichtung ist, auch zugleich die Einrichtung ist, vermöge deren auch Befreiung von jedem Uebel winkt, und dass ein ins Unbeschränkte erweitertes individuelles Leben auch unter den besten Umständen zum Uebel werden würde. Nur eine kindische Auffassung, wie sie übrigens auch bei den Griechen aus Gefallen am Leben mit unsterblichen Götterpuppen spielte, wesentlich aber nur die asiatischen lebenverdüsternden Religionen, einschliesslich des Christenthums, haben den Tod zum grössten Uebel gestempelt. Die katzenhafte Zähllebigkeit der Judenrace, als sie sich auf das Jenseitige warf, hat vollends den Tod überwinden, d. h. zunichte machen wollen. Dies erklärt sich leicht bei einem Volke, welchem das blosse Leben, gleichviel wie es gerathe und um welche Erniedrigung es erkauft werde, über Alles geht. Das ins Transcendente übersetzte Judenthum, welches vor seinem eignen gemeinen Dasein flüchtet, aber das ewige Leben, welches es im gemeinen irdischen Sinne anstrebte, nun für das Jenseitige conserviren will, hat sich in den betreffenden christischen Lehren ein Bild seines zähen Lebenstriebes gemacht, und dieses heisst christlicher Unsterblichkeitsglaube. Der letztere ist mit dem edleren neuern Völkerwesen auf die Dauer nicht verträglich; er ist ein Geschöpf eines besonders ausgeprägten Maasses von Selbstsucht. Dagegen ist das hingebende Mitgefühl, die sympathische Freude wie die sympathische Betrübniss, die sich auf Gutes oder Schlimmes in Gegenwart und Zukunft der Welt bezieht, ein gedankliches Band, welches den Einzelnen aus sich selbst herauszieht und ihn sich über die üble Seite des Sterbens im Leben selbst hinwegsetzen lässt.

Die Griechen haben zwar den Tod nicht so düster und hässlich gedacht, wie die Asiaten und speciell die Juden; aber sie haben die Unsterblichkeit der Götter noch als ein Ideal angesehen, und dies war noch eine verfehlte, ja kindische Vorstellung. Die wahre Fortsetzung des Lebens besteht in seiner völligen Neu-

heit und Frische; so Etwas ist aber nur durch den Wechsel von Leben und Tod zu haben. Aber auch ein solches natürliches Fortpflanzungsleben der Menschheit in sich gleichbleibender Weise in eine Zukunftsewigkeit zu verlängern, wäre wenigstens voreilig. Zu irgend einer bestimmten Zeit hat alles bewusste Leben auf dem Planeten angefangen. Heute müssen wir annehmen, dass, wenn die einzelnen Wesen einst vernichtet würden, aus allen übrigen Naturursachen zusammengenommen, gleichviel unter welchen Umständen die Kräfte wirkten, kein Leben wieder entstehen könnte. Nur aus den belebten Theilen der Materie könnte es hervorgehen, und da die Fortpflanzungsstoffe mit den Einzelwesen vernichtet wären, so fehlte es an jedem Typuskeim für Lebendes. Entweder gehen also die Fortpflanzungen zahllos weiter, oder das Leben erlischt. Auch letzterer Fall, wenn er nach Naturgesetzen eintreten könnte, hätte nichts Furchtbares, so wenig, als es etwas Bedauernswerthes ist, dass eine ganze Ewigkeit der Urvergangenheit bestanden hat, in der kein bewusstes Leben, geschweige menschliches, verhanden war. Trotz Alledem bleibt für unser Mitgefühl in die Zukunft hinein noch ein weiter Spielraum, und selbst die problematische Hypothese eines etwaigen Gesammterlöschens des Lebens, so wenig positiven Grund wir auch thatsächlich zu ihr haben, würde uns nicht sonderlich anders erregen als der Einzeltod; sie würde das Ueble, was sich zu ihr, wie zur Vorstellung des Sterbens, mit Nothwendigkeit gesellt, durch die Zuversicht aufwiegen, dass nach solch einem letzten Act der Natur auch nichts mehr zu besorgen wäre.

Zu welchen Ungeheuerlichkeiten des Denkens wir uns also auch wenden, so zeigt sich doch nirgend eine Perspective, die uns hinderte, das Mitgefühl für die Lebensdauer des menschlichen Gesammtgeschlechts in uns walten zu lassen und auf diese Weise da ideell an Allem theilzunehmen, wo die materielle Gemeinschaft, die durch die Generationen hindurch stattfindet, nicht hinreicht, weil sie bei dem Aussterben der Familien, Stämme, Geschlechter und Völker irgendwo abreisst. In irgend welchen Seitenlinien besteht sie von früher her fort. Niemand ist sicher, dass von ihm aus die Fortpflanzungen sich weiter fortsetzen; aber jede hat eine Reihe von Vorfahren, die bis zum ersten Lebenskeim zurückreicht. Denken wir uns also gleichsam in diesen ersten Lebenskeim zurück, so hatte dieser nicht blos eine

Reihe vor sich, die thatsächlich bis zu uns gelangt ist, sondern ausserdem auch noch andere Verzweigungen. Nehmen wir alle ursprünglichen Lebenskeime zusammen, so hatten sie gleichsam die Aussicht auf alle Reihen lebender Wesen bis in alle Zukunft hinein, so lange diese überhaupt noch Leben haben wird. Von dem Urstandpunkt aus ist also auch das materielle Leben durch alle Generationen hindurch gesichert, und es kommt nicht darauf an, dass die Fäden vielfach abreissen und abreissen müssen, wenn nicht eine ganz unverhältnissmässige Menge von Wesen entstehen soll, für die unter Umständen der Raum fehlen würde. Uebrigens ist jene ungeheuerliche Hypothese eines allgemeinen Erlöschens des Lebens von uns nur in Anschlag zu bringen, weil sie zu den Neigungen der verwesenden socialen Elemente unserer Zeit gehört. Auch selbst Angesichts eines solchen Wahns aus dem Fäulnissfieber der absterbenden Bestandtheile unseres Jahrhunderts lässt sich für das bessere Gemüth, selbst wenn es unglücklicherweise diese schlechte Krankheit als etwas aus seinem Blut nun nicht mehr Ausscheidbares sich angesteckt hätte, immer noch ein Gleichgewicht finden. Ist dieses Gemüth noch nicht bis zur völligen Blasirtheit ausgehöhlt, so kann sein Rest von Kraft noch immer jenes erweiterten Mitgefühls fähig sein und sich, trotz des Alpdrucks einstiger universeller Todesperspective, noch immer an die gewaltige Dauer des dazwischenliegenden universellen Lebens halten. Ich rechne hier natürlich nicht mit gemeinem philosophastrischen Blödsinn, sondern nur mit astronomisch scheinbar motivirten Welterlöschungsaussichten. Für den, welcher energischerer Schlüsse fähig ist, sind universelle Lebenserlöschungsperspectiven, gelinde gesagt, eine Frivolität. Nicht etwa blos das Vertrauen des bessern Gemüths wird hiebei auf gebrechliche Gründe hin verletzt, sondern auch der umsichtige Verstand geht dabei in die Brüche. Es ist nämlich ein Widersinn, sich denken zu sollen, dass der Urgrund des Lebens, welcher nie entstand, sondern nur in die Fortpflanzungsreihen überging, sich einst gänzlich vernichten soll; denn mit dem Erlöschen des Lebens auf allen Weltkörpern würde von allem Ursein nur eine lebensleere Maschine übrigbleiben und alles Höhere, was je gewesen, sich komischerweise selbst verloren gegangen sein. Nur der Gespensterglaube könnte solches Höhere und Edlere noch in den organlosen Gattungen der Materie suchen wollen. Das Mit-

gefühl gesunder Gemüthskräfte hat daher eine bessere Weltperspective.

8. Das Gefüge der Dinge (ich brauche absichtlich nicht den abergläubisch gestempelten Ausdruck Fügung) kann auf den Einzelnen wie auf das Ganze bezogen und allen Interessen oder, besser gesagt, Bestrebungen dienstbar gedacht werden, die etwas Gutes einschliessen. Ebenso muss man jenes Gefüge sachlogisch als gegen das Verkehrte gerichtet denken. Ist demgemäss Etwas gut, so wird es vertreten sein und dauern, bis es etwa durch Besseres ersetzt wird. Die Individualität als solche hat kein ewiges Recht; ob es die besondere Gesammtgestalt der ganzen Natur habe, die wir kennen, lässt sich selbstverständlich nicht direct und affirmativ beweisen. Wohl aber sind es nur traumhafte Gedanken, die an Stelle einer Welt ohne Ende ein etwa dem Urzustand zwar nicht gleiches, aber doch verwandtes Ziel voraussetzen möchten. Nur vollständige Verzweiflung am Dasein könnte in diese problematische Traumrichtung ablenken, und der einzig anständige Zug von Rechtfertigung dafür könnte nur der Sinn für volle Gerechtigkeit und Schicksalsausgleichung sein. Liegt diese Ausgleichung nicht im durchschauten oder später durchschaubaren Lauf der Dinge selbst, so muss allerdings sozusagen im Bereich der Endlosigkeit eine dem gegenwärtigen Naturschema nicht völlig entsprechende Seinsgestalt gesucht werden, die sich aber stetig an das bekannte Naturschema des Lebens anreiht, ja sich gradezu aus ihm entwickelt. Für den Einzelnen nach dieser Seite hin den Tod in Frage bringen, habe ich zwar für einen zulässigen Traum, aber bisher nie als etwas Weiteres und Ernstzunehmendes ansehen können. Um die besondere Individualität und Personalität könnte es sich auch aut Grund solchen Traumes nicht einmal handeln; denn auch dem Träumen sind hier Grenzen gesteckt, und dieses Träumen ist nur in dem Sinne verstanden, dass es mit dem übrigens Rationellen verträglich bleibt oder wenigstens damit nicht in nachweisbaren Widerspruch tritt.

Eine nicht hinreichend definirbare Beziehung zum System des Seins, ich meine eine reelle Theilhaftigkeit und nicht blos eine ideelle Theilnahme, mag gleichsam in sachlogischen Träumen in Frage gebracht werden und das Gemüth Mancher gelegentlich auch befriedigend beschäftigen. Allein eine Bürgschaft

für irgend einen sachlogisch haltbaren Kern solcher Träume lässt sich nicht finden, und die Gefahr liegt nahe, an das Gebiet einer, wenn auch natürlicher gestalteten Mystik zu streifen. Letzteres ist aber immer der Tod klarer Erkenntniss und sicherer Geisteshaltung. Unbeleuchtet mag Vieles bleiben; aber das zunächst Dunkle soll nicht ein Deckmantel für die Einschmuggelung mystischer Gedankenfiguren oder gar für das Treiben eines mystischen Figurantenthums werden können. Diesen falschen und trügerischen, wo nicht betrügerischen Wendungen haben wir stets unser Wirklichkeitsdenken entgegenzusetzen. Es gehört zum Ersatz aller Religionistik, dass Jedermann Anwandlungen jener Art nicht blos bei Andern sondern auch bei sich selbst bekämpfen, und dass er sich der gedanklichen Zumuthungen erwehren lerne, die an der Grenze der Undenkbarkeiten, nämlich da, wo naturgemäss und sachlogisch speciell nicht weitergedacht werden kann, sich als ein Erzeugniss zeitweiliger Schwäche momentan geltendmachen mögen. Ausgerüstet mit den Mitteln der Kritik und bei ungetrübtem Geist wird der denkerisch geartete Mensch es nicht allzu schwer finden, jenen Regungen zureichenden Widerstand zu leisten. Die weniger im Entwirren des Gedankentruges Geübten müssen sich freilich nun einmal darauf verlassen, was sie bei den Geübteren als vorwaltend sehen, und hier kommt, soweit nicht Fähigkeiten und Beschaffung eigner Geübtheit später aushelfen, anstatt vollständiger Selbstführung des Geistes nur eigne Geisteshaltung auf Grund fremder Präcedenz und fremden Antriebs in Frage. Hier beginnt die eigentliche Geistesführung im engern Sinne, wobei der sich leitenlassende Gedanke nur die eigne sonstige Erprobung und den eignen Eindruck der Zuverlässigkeit der fremden Geisteshaltung zur Bürgschaft haben kann. Dies ist aber kein sonderlicher, ja nicht einmal ein eigentlicher Uebelstand; denn die Functionentheilung im geistigen Verhalten bringt Mannigfaltigkeit der Anlagen und Geschicklichkeitsgrade mit sich.

Ist durch die Stärke im fraglichen Sicherwehren das Dunkel sozusagen traumfrei, so bleibt das Licht klarer Weltbetrachtung und denkerisch möglicher Seinserfassung als die einzig aufhellende Macht völlig ungetrübt. Dieses Licht kann auch, so gut wie alles natürliche und künstliche Licht, für den allgemeinen Gebrauch dasein, wenn es auch nicht grade von allen denen,

die dadurch sehen, hergestellt wird. Die göttischen, seelerischen und individualistelnden Phantasmen müssen aber nicht blos aus dem Bewusstsein verdrängt, sondern durch die analogen, aber richtig gefassten Begriffe ersetzt werden. Eine ungöttische Seins- und Weltvorstellung ist eine Nothwendigkeit; allein es darf nicht die gewöhnliche Kahlheit daraus hervorgehen, wie sie der liberalistelnden, meist sehr widerlichen Atheistik eigen ist. Ein Theil von dem Stigma, welches die Feinde der Aufklärung dem Wort „atheistisch" aufgedrückt haben, ist, freilich in einem Sinne, der gegen ihren Willen verstösst, wirklich ein bischen Wahrheit. Was nämlich wir wollen, wird von ihnen noch mehr gescheut als jenes kahle Atheisteln. Wir kehren den Speer um und reden nicht von einer göttlichen sondern von einer göttischen Auffassung. Unser ungöttischer Standpunkt ist aber nur die Vorbedingung für etwas Höheres, welches dem Ideal im Sein in ganz anderer Weise gerecht wird. Wir zeigen das, wonach Empfindung und Gedanke bei den besten Naturen schon in den ältesten Zeiten getrachtet haben, was aber unter den besondern Umständen mit dem engen Maass jeweiliger Begriffe früher nicht erreichbar gewesen war.

Achtes Capitel.

Cultusersatz und neueres Märtyrerthum.

1. Vorstellungen über Götter hegen, heisst noch nicht, diese Götter auch cultiviren oder, um deutsch zu reden, diese Götter mit Opfern, Zauberverrichtungen und Gebeten auch pflegen. Das lateinische Wort Cultus bedeutet nichts als Pflege; das Wort der verjudeten Religionsära heisst Gottesdienst. Dieses Dienerthum ist schon im Wort etwas Niedrigeres, so dass der Ausdruck Cultus, der auch aus der Ueberlieferung einer würdevolleren Nation stammt, offenbar geziemender klingt, wenn sich auch die Sache überhaupt, sie möge gerathen wie sie wolle, für eine kindischer Selbsttäuschung oder Bevormundung entwachsene Menschheit in keiner Weise mehr ziemt. Durch den Cultus soll ein praktischer Zweck erreicht werden. Man will auf die Götter wirken; man bringt ihnen Geschenke dar, damit sie um dieser willen für die Geschenkgeber auch ihrerseits etwas thun. Freilich ist dies Geschäft nicht

immer ganz zuverlässig. Schon bei Homer heisst es gelegentlich, Zeus hätte zwar das Opfer eingesteckt, aber die beigefügte Bitte nicht erhört. Nun das ist menschlich; die Leute schenken nicht selten, ohne zu ihrem Zweck zu gelangen. Im Grossen und Ganzen waren aber doch die Götter ungefähr ebenso zuverlässig, wie Menschen, nur dass es ihre höchste Souveränetät ihnen leicht machte, sich Gegengeschenken folgenlos zu entziehen. Die Erdichtung der Götterzuverlässigkeit richtete sich nach dem Bilde der menschlichen, und zwar nach derjenigen Menschenspecies, von welcher die Götter geschaffen wurden.

Das Verduften ist die bekannteste Art, wie die Opfer, ich meine speciell die Brandopfer, zu den Göttern gelangten. Was aber nicht zum Himmel verduftete, das verzehrten die Opfernden selbst, vornehmlich aber die Priester, zu denen hin überhaupt das Meiste, um im Sinne des Volksausdrucks uneigentlich zu reden, ebenfalls verduftete. In der That ist der Magen der Priester die Hauptopferstätte und der entscheidende Mittler zwischen Menschen und Göttern gewesen. Aller Verfall des Cultus beginnt mit dem Zurücktreten der Opfergaben. Sobald man sich mit kostenlosen Worten und Ceremonien, die man selbst besorgt und nicht bezahlt, abfinden darf, ist der praktische Halt der Religion schon tief gesunken. Uebrigens wirkt aber auch schon der Umstand, dass im allgemeinen Verkehr das Geld mehr an die Stelle der Naturalleistungen tritt, darauf hin, auch in den Opfern die Geldwirthschaft immer mehr an die Stelle der Naturalwirthschaft zu setzen. Die Priester, an welche die Opfer denn doch wesentlich gelangen, entziehen sich der veränderten Gestalt des ökonomischen Bedürfens nicht. In einem Urzustande, wo vornehmlich Vieh Geld war, konnten sie dieses Zahlungsmittel auch als Opfer am besten brauchen. In einem entwickelteren Zustande der Gesellschaft konnte ihnen eine Dotation mit Rindern oder auch mit kleinerer Gethiermünze nicht mehr bequem sein. Freilich haben sich die Naturalzehnten lange genug erhalten; aber ein gewisses Maass Naturalwirthschaft besteht auch noch überall, wo primitive ländliche Verhältnisse vorwalten. Jedoch hier kommt es auf diese besondern Verhältnisse nicht an. Wichtig ist nur, dass die Opfer auch auf diesem Wege und nicht blos durch Aufklärung um den Nimbus gekommen sind, directe Gaben an die Götter zu sein. Bei dem Gelde weiss es auch der blödeste

Thor, dass es, wenn es auch immerhin im Sinne des Volksausdrucks verduftet, doch sicherlich nicht zu dem Himmel und zu den Göttern verduftet.

Nächst den Opfern sind irgend welche Verrichtungen die Hauptsache. Soweit diese Verrichtungen blos symbolische Handlungen, d. h. Zeichen zum Andenken an irgend Etwas oder Zeichen der Aufnahme in eine Gemeinschaft sein sollen, ist die Cultushauptsache an ihnen schon verloren gegangen; denn diese Hauptsache besteht in einer Zauberwirkung. Geheimnissvolle Folgen, die ausser dem Lauf der Natur liegen, sind der Anhaltspunkt für solche Dinge. Wer etwa theoretisch noch nicht vom Religionswahn befreit ist, wird trotzdem öfter doch wenigstens soweit vorgeschritten sein, dass er die praktische Seite der Religion, nämlich den widernatürlichen Glauben an Zauberwirkungen, nicht mehr in sich hegt. In dieser Richtung wirkt die natürliche Denkweise auch bei Solchen, die nicht blos Andere, sondern auch sich selbst damit belügen, dass sie noch innerhalb der Religion stehen. Wenn sie sich die Frage vorlegen, ob sie wirklich von ihren religiösen Verrichtungen eine Aenderung des Laufs der Dinge erwarten, so werden sie, wenn ihnen die Einwurzelung der Heuchelei noch ein Fünkchen Klarheit und Ehrlichkeit übrig gelassen hat, sich inmitten des modernen Lebens in den meisten Fällen gestehen müssen, dass jenes nicht mehr statthabe.

Zu Opfern und Zauberverrichtungen gesellt sich nun als Drittes und als ein letzter Rest, auf den der Cultus schliesslich zusammenschrumpft, das blosse Gebet. Es ist eine Bitte an die Götter oder den Gott, und es ist nur so lange nicht hohl, als noch erwartet wird, dass es den natürlichen Lauf der Dinge zu Gunsten des Betenden abändern könne. Wirkungen auf das Innere des Menschen sind dabei ganz nebensächlich. Solche Wirkungen geltend machen und hiemit das Gebet, nachdem es seinen wahren Charakter eingebüsst hat, stützen wollen, ist eine nachträglich erfundene Auslegung. Es ist der Halbaberglaube, der sich an solche Ausflüchte klammert; denn auch die subjectiven Rückwirkungen sind nur da vorhanden, wo noch ein theoretischer Halbglaube, wenn auch nur in mystischem Zwielicht, fortcultivirt wird. Ein Wunsch oder Seufzer an sich ist noch lange kein Gebet, wenn er nicht von der Vorstellung begleitet wird, er solle von einem Gotteswesen vernommen und berück-

sichtigt werden. Auch die dichterische Anrede der Natur wie einer Person, mit der man sprechen und an die man sich wenden kann, gehört zu den halb komischen, halb kläglichen Situationen, in die sich die menschliche Schwäche verirrt hat. Der Mensch kann sich nur an wirkliche Wesen wenden, die seine Sprache verstehen und einer gleichartigen Rückwirkung auf die ausgedrückten Gedanken und Gefühle fähig sind, also hauptsächlich nur wiederum an Menschen; aber auch unter diesen ist zu unterscheiden; denn Viele haben auch nicht viel mehr als das dürftige Thierverständniss. Höhere Wesen giebt es für den Menschen nicht; denn auf diesem Planeten existiren solche nicht. Will er Etwas, so mag er nach den Naturgesetzen fragen, andere Menschen aufrufen und sich nach seinem eignen Innern kehren. Seine eigne Person, sein eignes Hirn und Herz sind die Ursprungsstätten, wo er, ausser in dem allgemeinen Lauf der Dinge, den Urgrund seines Ergehens zu suchen hat. Dahin hat er sich zu wenden, nicht aber zum blauen Dunst.

Wo auch das Gebet durch das Sinken des Zauberglaubens sinnleer geworden ist, kann der Cultus nur noch äusserlich als hohle Schale und leere Ceremonie fortbestehen. Viele wenden sich aber auch grundsätzlich von diesen todten Resten ab und beweisen mit der That, dass sie im Wesentlichen wirklich ausserhalb aller praktischen Religion angelangt sind. Jedoch auch bei diesen ist zuzusehen, ob nicht noch nebensächliche Ueberbleibsel religiöser Gewohnheiten des alltäglichen Daseins vorhanden sind. Selbst bei Solchen, die nicht blos die praktische Seite der Religion, den eigentlichen Cultus, sondern auch die theoretische Denkweise der Religion, also die gewöhnliche Gottesannahme und den Jenseitswahn der Unsterblichkeit, überwunden haben, finden sich oft noch unwillkürliche Spuren jener Ueberlieferungen in gewohnheitsmässigen Redewendungen, Gedankenregungen und Gefühlsneigungen. Ein ganz gemeines Beispiel hievon sind angewöhnte Ausrufungen und Begrüssungsformeln. Ausser diesen Kleinigkeiten, die nicht ebenso rasch schwinden, wie die bessere Einsicht einzieht, bleiben aber noch andere Rückstände, die tiefer, nämlich im Gedanken- und Empfindungslauf selbst liegen. Hier wird nun die Abthuung des mit dem Vollkommeneren Streitenden die Angelegenheit mehrerer Generationen. Religiöse Neigungen sind nicht blos anerzogen, sondern von Generationen her physi-

ologisch eingewurzelt und mit dem Blute vererbt. Wie überhaupt Triebe, Gefühle und Phantasieneigungen durch Vererbung stofflich fortgepflanzt werden, so findet auch im speciellen Fall der religiösen Antriebe eine Uebertragung statt, die zwar erst durch Erziehung eine bewusste Gestalt gewinnt, aber in der starken Anlage von der Erziehung nicht geschaffen ist. Die ursprüngliche Erziehung oder sonstige äussere Lehre ist allerdings die erste Ursache da, wo, wie im Falle der europäischen Völker, die besondere Religionsform gleich einer exotischen Krankheitsform durch Ansteckung von aussen her entstanden ist. Jedoch auch in diesem Fall ist die Erziehung zum Theil in das Blut übergegangen. Es giebt daher in doppeltem Sinne eine Zucht in der Religion, nämlich diejenige, die durch Häufung der erziehenden Einwirkungen entstanden ist, und diejenige, die sich durch die Zeugungen vermittelt hat. Demgemäss muss es auch eine doppelte Gegenwirkung und einen zweifachen Weg zum Vollkommeneren geben. Bessere Lehre und Erziehung bei einer einzigen Generation thun durchaus noch nicht Alles. Aus der körperlichen Anlage, die in Hirn und Herz zugleich auch die geistige ist, werden die eingewurzelten Neigungen wohl selten mit der ersten Säuberung gänzlich weggeschafft. Es bedarf meistens mehrerer Generationen, um auch die letzten Spuren der Irreführung von Herz und Hirn zu beseitigen. Noch mehr ist, um das Vollkommenere selbst zu befestigen und gehörig wurzeln zu lassen, eine Reihe von Generationen erforderlich. Die bessere Denk- und Gefühlsweise muss nicht etwa blos, wie man sagt, zur zweiten Natur, sondern gradezu zur Natur werden. Ursprüngliche Naturanlage ist sie ja bei den bessern Völkern schon ohnedies; die Natur muss sich aber durch die ihr entsprechende Cultur bestimmter gestalten und sich im klaren Bewusstsein überhaupt erst hervorbilden. So Etwas kann aber nicht das Ergebniss gemeiner Pädagogik, sondern nur die Frucht einer eigentlichen Züchtung sein. Die Verwandlung von Einflüssen der Geistesführung in Veredlungen der Organe des Denkens und Fühlens und die Fortpflanzung dieser veredelten Typen sind hier die Hauptangelegenheit; denn ohne Bevorzugung der bessern Typen in der Combination der Ehen wird sich schwerlich etwas Durchgreifendes, zur innern und natürlichen Vollkommenheit Führendes erzielen lassen. Doch hier ist diese Perspective noch nicht

specieller ins Auge zu fassen, da es sich zunächst nur um die Thatsache handelte, dass die durch viele Jahrhunderte fortgesetzten religiösen Einimpfungen nicht sofort mit der bessern Einsicht weichen. Freilich haben die modernen Völker den Vortheil, dass trotzdem an ihnen das Christenthum, weil etwas Fremdes und ihrer Natur Widersprechendes, auch nur etwas Oberflächliches und nicht in ihre Natur Eingedrungenes ist. Beispielsweise haben die eigentlichen Preussen das Christenthum erst vor etwa sechs Jahrhunderten mit Feuer und Schwert aufgezwungen erhalten. Es sind also noch nicht zwanzig Generationen dazwischen getreten, und man hat überdies zu bedenken, dass grade bei den eigentlichen Preussen, d. h. bei den Bevölkerungen im Nordosten des gleichnamigen Staats, das Christenthum schon länger sehr entschieden gelockert und durch eine vorwaltende Neigung zur verstandesmässigen Auffassung und Behandlung der Dinge zur Seite geschoben ist.

Wer etwa, aus Mangel an Kenntniss der naturwissenschaftlichen Vererbungsthatsachen, unter dem Eindruck des alten ideologischen Wahns von der Unmaterialität des Geistigen, an der Zeugungsübertragung religiöser Anlagen und Neigungen zweifeln wollte, der mag, wenn er überhaupt gesunder Schlüsse fähig ist, bedenken, dass die Materialität aller Antriebe auch durch eine umgekehrte Thatsache veranschaulicht und selbst dem Beschränktesten nahegelegt wird. Wie nämlich einerseits materielle Mittel, die eingenommen werden, die Geisteszustände oder Triebe unwiderstehlich beeinflussen, so entsteht andererseits eine mindestens ebenso mächtige Einwirkung auf das Materielle durch blosse Gedanken und Gefühle. Der Schreck kann den Menschen todtschlagen; andere Vorstellungen können ihn ohnmächtig machen, noch andere, wenn sie lange fortgesetzt werden, wie der langsam zehrende Kummer, ihn völlig aufreiben. Ueberhaupt kann jegliche Thätigkeit von Hirn und Herz, also jede Bethätigung der Denk- und Gefühlskräfte, wenn sie unverhältnissmässig ausfällt oder sich in anderer Weise verkehrt gestaltet, nicht nur bleibende organische Veränderungen mit sich bringen, sondern auch zum Ruin führen. Diese Gegenseitigkeit zwischen den gröbern materiellen und den unmittelbarer geistigen Einwirkungen bezeugt die Gleichartigkeit im ganzen System aller Arten von Ursachen. Man bedarf also nur der nöthigen Einzelbeobachtungen,

um die erbliche Uebertragung gewisser Neigungen festzustellen, mögen diese im gewöhnlichen Sinne körperlich und gemein organisch oder aber in speciellem Sinne geistig sein und vornehmlich den geistigen Organen angehören. Die Neigung zu einer bestimmten Körperlage erweist sich häufig, wenn man näher nachforscht, nicht als Ergebniss einer selbständig angenommenen Gewohnheit, sondern als Mitgift einer bei älteren oder ferneren Vorfahren vorhanden gewesenen Eigenheit. Auf diese Weise erklärt sich auch vielfältig eine fortbestehende Neigung zum unwillkürlichen Falten der Hände. In solchen reflexartigen Bewegungen können sich uralte Cultusgewohnheiten der Vorfahren bei den Nachkommen noch dann verrathen, wenn bei diesen die Religion, soweit sie dem bewussten Willen angehört, schon lange und entschieden abgethan ist.

2. Wie der Judenaberglaube, an sich selbst und rein theoretisch betrachtet, der zäheste von allen ist, so hat auch die Einwurzelung nach Seiten der praktischen Cultusmanipulationen hier ihren höchsten Grad. Sie ist seit mehreren Jahrtausenden fortgesetzt und, soweit nicht schon das ursprüngliche Naturell dahin abzielte, durch uralte Gewohnheiten im eigentlichen Sinne des Worts in das Blut übergegangen. An eine Entwöhnung ist daher hier nicht zu denken. Jahrtausende könnten das nicht wegspülen, selbst wenn es nicht unmöglich wäre, dass die mit der ursprünglichen verderblichen Natur so innig verwachsenen, die Verderbniss steigernden Praktiken freiwillig verworfen werden könnten. Mindestens wird, auch unter allen Reformen, die aus der Judenrace selbst versucht werden mögen, das mit der ursprünglichen Naturanlage Verwandte bestehen bleiben, und das ist schon genug, um dem bessern Menschengeschlecht zu zeigen, was es bei einer unbeschränkten Fortdauer jener Race im günstigsten Falle zu gewärtigen hätte. Die betreffende Denk- und Gefühlsweise würde nicht nur immer bleiben, sondern sich auch durch Gegenseitigkeit in irgend einem entsprechenden Cultus bestärken. Ja sogar, wenn an die Stelle eines eigentlichen religiösen Cultus ein weltlicher Ersatz geschäftlicher Art träte, was zum Theil schon der Fall ist, so würde dies ein Dienst der Gemeinheit und eine Pflege der schlechten Judentriebe sein. Die Verherrlichung einer dem Menschengeschlecht feindlichen Judendenkweise muss sich in Allem wiederfinden, was an Praktiken

von den Juden ausgeht. Schon jetzt ist die Frechheit bei den Juden vielfältig offen der Gegenstand eines weltlichen Cultus, d. h. sie wird wie eine Göttin gepriesen, mit deren Hülfe die Juden des Glaubens sind, alles Bessere im Concurrenzspiel übertrumpfen zu können. Auch die Heuchelei und Schlangenhaftigkeit des Verhaltens ist bei den Judäern von uralter Ausübung. Die Pflege davon gehört zu den Hauptmitteln des Fortkommens. Die Liebesheuchelei ist eine Spielart davon und schon in den alten Judenschriften genugsam vertreten. Sogar Feindesliebe fehlt dort nicht. Schon in ältesten Urkunden ist Feindesliebe durch die Worte vertreten: Du sollst den Fremdling wie dich selbst lieben (Moses III, 19). Der Fremdling ist aber der Feind, wie sich dies auch darin bestätigt, dass ebenfalls in den Büchern Mosis (V, 14) vorgeschrieben wird, das Aas nicht selber zu essen, sondern es dem Fremdling vorzusetzen oder auch es dem Fremden zu verkaufen. Eine besondere Auszeichnung des christischen Wortcultus ist also das Vorgeben von Feindesliebe nicht.

Heuchelei von Mitleid, Liebe und Feindesliebe ist heute sichtbarlich eine Raceneigenschaft der Judäer. Ihr Schauspielerthum auf der Bühne des Lebens bedient sich dieser Mittel ungleich häufiger, als es Betrüger und Schurken irgend einer andern Nationalität thun. Auch gehören solche Wendungen zur Feindschaft gegen das übrige und bessere Menschengeschlecht; denn sie sind erforderlich, um diese Feindschaft zu verstecken. Der Umstand, dass so Etwas wie Feindesliebe einmal ernst zu nehmen versucht wurde, wie dies seitens Christus im Sinne einer Selbstzüchtigung der schlechten Judentriebe geschehen sein mag, — dieser Umstand kann uns nicht hindern, religionistische Liebesheuchelei als aus dem Racencharakter der Juden herstammend anzusehen und demgemäss auch innerhalb des Christischen racenmässig zu würdigen. In der angeblich erhabenen, in Wahrheit aber tief unter dem neuern Völkercharakter stehenden Moral des Christicismus spielt die Liebesheuchelei und insbesondere die stärkste Form der Heuchelei, nämlich das durch und durch unwahre Vorgeben der Feindesliebe, eine Hauptrolle. Das Widernatürlichste, Unmöglichste, ja gradezu das logisch sich Widersprechende wird mit dreister Stirn als wirklich vorhanden ausgespielt. Dies ist echt hebräerhaft und entspricht der ersten Ansteckung, die von Palästina her in verderbte Völkerzustände

eingriff, dann auch an das Gesunde kam und durch weitere Aufzwingungen über bessere, aber noch unmündige Völker verbreitet wurde. So ist systematisch Lug und Trug in das Völkerverhalten gekommen, dergestalt dass der Verfall des Christenthums zugleich als eine Selbstverzehrung sittlich verderblicher Judäerüberlieferung das Feld für die Bethätigung des bessern Völkercharakters freimacht.

Demzufolge, was vorher von den Juden gesagt ist, müssen die modernen Völker ihre bessere Eigenart auch äusserlich in sichtbaren Zeichen und Handlungen bethätigen. Sie müssen einander in ihrer Denk- und Gefühlsweise bestärken und dafür sorgen, dass jedes Glied ihrer Bevölkerungen gleichsam eine Fahne sehe, durch die es an die allgemeine und öffentliche Macht ihres bessern Völkercharakters erinnert wird. Das Christenthum könnte nach Allem, was bisher dargelegt worden ist, auch wenn die Religion nicht im Verfall wäre, nicht diese Fahne sein; denn es ist etwas wesentlich Jüdisches, und sein zweiter, dem neuern Völkerwesen angehöriger Bestandtheil wird grade durch den Namen Christenthum in seiner reinen Wirkung gelähmt. Die fremde Racenreligion widerspricht dem Geiste der bessern Nationen, welche von gesunder Natur sind und einen palästinensischen Trug als ehrlichen Ernst zu behandeln und dafür gleich Christus ein Opfer der Juden zu werden nicht gesonnen sind. Christus nahm das, was bei den Juden als Heuchelei in selbstsüchtiger Weise schon vertreten war, anscheinend aufrichtig und ernst, kehrte es so gegen die Judentriebe und wurde dafür ein Opfer der letztern. Dieses Märtyrerthum nachahmen, würde gegenwärtig nichts Anderes bedeuten, als den Juden in die Hände arbeiten. Die Juden verstehen das Christenthum gern so, dass sich die modernen Völker von den Juden sollen kreuzigen lassen. Eine solche Nachfolge Christi wäre wahres Christenthum nach jüdischem Zuschnitt, und in der That war und ist es auch das Christenthum, welches, soweit es ernstgenommen wurde, die neuern Völker in einem grossen Theil ihrer Angelegenheiten gegen die Juden wehrlos machte.

Glücklicherweise ist es nur ausnahmsweise ernstgenommen worden, und gegenwärtig ist gar nicht daran zu denken, dass es noch jemals ernstgenommen werde. Die neuern Völker als Märtyrer dem Judenhohn gegenüber, — das ist ein jüdisch

frommer Wunsch; allein die modernen Völker verstehen das Märtyrerthum doch etwas anders. Der jüdische Reformator Christus ging unter, weil er wehrlos war. Einem Mahomet konnte man nicht dasselbe Schicksal bereiten; denn dieser war nicht waffenlos. Den Propheten und Reformatoren, die sich praktisch blosstellen mussten, ist es nie zum Heile gereicht, wenn ihnen die Verfügung über eine genügende Waffenmacht fehlte. Der moderne Völkergeist ist aber kein vereinzelter Reformator, sondern gebietet, sobald er zum vollen Selbstbewusstsein sich aufrichtet, über gewaltige Kräfte. Er ist nicht danach, um sich von den Juden ans Kreuz schlagen und um seine Kleider Lottospiel treiben zu lassen. Er versteht sich auf die Natur und wird den Feind als Feind zu würdigen und zu behandeln wissen. Hiezu braucht er nicht einmal speciell Germane oder Deutscher zu sein; denn es ist nicht blos der deutschen Aufrichtigkeit, sondern allen bessern Nationalcharakteren von Grund aus zuwider, auch nur den Schein der Liebesheuchelei auf sich zu laden oder gar sich die Unterstellung der Feindesliebe gefallen zu lassen. Eine wirklich edle Moral schliesst Derartiges aus und schützt daher auch vor einem in die falsche Richtung gerathenden und daher jederzeit übel angebrachten Märtyrerthum.

Vom eigentlichen Märtyrerthum, namentlich in seiner neuern Gestalt, habe ich nachher zu reden. Dieses ist ein Opfer, welches nicht den Göttern oder dem Gotte, sondern irgend einer hohen Angelegenheit dargebracht wird. Es ist eine Aufopferung, die zugleich ein Zeugniss für die Wahrheit und rechte Richtung der vertretenen Sache sein soll. Ehe man jedoch soweit kommt, das Leben in diesem Sinne einsetzen und es gewaltsam oder wenigstens durch Uebernahme von viel Ungemach verlieren zu müssen, liegt noch eine ganze Welt von Handlungen und Verhaltungsarten dazwischen, die in ihrem Bereich nicht minder wichtig, aber wohl erfreulicher sind, als das Märtyrerthum in dem seinigen. Letzteres hat, wie sich nachher zeigen wird, vielfach etwas Klägliches an sich, was nicht etwa blos zu etwas Vorwurfsvollem für die Menschheit wird, die es verhängt, sondern auch im Allgemeinen diejenige Seite des Menschseins, welche solche Lagen mitsichbringt, als etwas Erniedrigendes erscheinen lässt. Wo wirkliche und echte Märtyrer fallen, da steht ihnen immer, um den Ausdruck Giordano Brunos zu brauchen,

die triumphirende Bestie gegenüber. Das Hohnlachen dieser Bestie wird durch keine Redensart von einem innern geistigen Siege des Märtyrers aufgewogen. Derartiges bleibt eine hohle Beschönigung und geht gemeiniglich selbst von der triumphirenden Bestie eines späteren Zeitalters aus, die hiemit leichtfertig das ihr nicht mehr unbequeme, der Vergangenheit angehörige und in ihrem Sinne gemissbrauchte Märtyrerthum erledigen und als in der Ordnung verlaufen darstellen möchte.

Fort also mit der falschen, vom Christenthum selbst her eingeimpften Vorstellung vom Märtyrerthum! Geben doch Juden sogar ihr eignes ganzes Volk als ein Märtyrervolk aus, indem sie die Thatsachen der Geschichte umlügen und die meistens gerechten, wenn auch freilich nach voller Gerechtigkeit nicht zureichenden Züchtigungen, die sich die Judenrace für ihre Verbrechen gegen andere Völker seitens dieser gelegentlich zugezogen hat, als Erduldungen für einen hohen Zweck auslegen! Da dieses erhabene Ziel nichts Anderes ist als Bestehlung und Kreuzigung der übrigen Menschheit zur Aufrichtung einer Herrschaft der eignen Race, so könnte sich nach dieser Logik auch jede Diebszunft als eine ganze Märtyrergilde ausgeben. Die gerechte Strafe niederträchtiger Selbstsucht mit einem Märtyrerthum verwechseln, ist eine echt hebräische Kopfstellung der Wahrheit. Uebrigens sei aber beiläufig bemerkt, dass Räuber, die bei ihrem Handwerk ihr Leben einsetzen, in der moralischen Rangordnung noch nicht ganz so tief stehen, wie feige Spitzbuben, die davonlaufen und, nach jüdischer Logik zu reden, höchstens das Martyrium von einigem Zuchthaus riskiren. Doch genug von diesen widersinnigen Kopfstellungen nach jüdisch verlogenem Muster! Die neuern Völker würden ihr ganzes Gebiet zu einer einzigen Zuchtstätte machen müssen, wenn sie jenem seltsamen Märtyrerthum auf ihrem eignen Boden gerecht werden wollten. Es ist aber besser, sich solche Arbeit nicht aufzuerlegen, indem man Vorkehrungen trifft, welche schliesslich die ganze Frage aus der Welt schaffen. In dieser Richtung liegt auch das, was den Cultus zu ersetzen hat, nämlich die allseitige Bethätigung des modernen Völkercharakters und zwar nicht etwa blos im sittlich Praktischen, sondern auch in der gesammten Weltauffassung moralischer Art nach Maassgabe des bessern Völkerverstandes.

3. An dem Gegensatz zu der Judenrace wird es für eine

eindringliche Auffassung recht anschaulich, wie das, was die Stelle des Cultus einzunehmen hat, eine Bethätigung des modernen Völkercharakters sein müsse. Im Grunde nämlich cultiviren auch die Juden in ihrer eignen Racenreligion immer nur ihren eignen Charakter. Taugte dieser Charakter etwas, so wäre hieran nichts auszusetzen, als der damit verbundene Aberglaube. Wo also auch bessere Völker vollständig sich selbst leben wollen, da ist der Cultus oder, deutsch geredet, die Pflege ihres eignen Charakters das Wichtigste. Der neuere Völkercharakter ist bei allen Schattirungen, die er in den verschiedenen Nationalitäten annimmt, doch in den entscheidenden Hauptpunkten ein einheitlicher. Er ist sozusagen ein Gepräge, welches die Fähigkeit zum Wissen ebenso betrifft, wie die Artung des Wollens. Er ist ein Typus, innerhalb dessen die Nationalunterschiede, die er einschliesst, nur häusliche Angelegenheiten sind, während die Judenrace für ihn etwas Fremdes, durch eine gewaltige Kluft Getrenntes ist und bleibt.

Dieser moderne Völkercharakter, mit seinem Freiheitsstreben und seiner verhältnissmässigen Befähigung zu einem höheren Maass von Gerechtigkeit, Vertrauen und Treue, ist in der öffentlichen Lehre und im öffentlichen Leben direct zum Gegenstande der Pflege zu machen. Alle Einrichtungen, von der Familie bis zum Staate, d. h. bis zur Gesammtform des gesellschaftlichen Gemeinlebens hinauf, sind als von den aus jenem Charakter fliessenden Grundsätzen getragen aufzufassen und zu entwickeln. Diese Grundsätze müssen öffentlich bekannt, und es muss auf sie, als auf die Grundlagen aller haltbaren Institutionen, ausdrücklich hingewiesen werden. Der moderne Staat bedarf einer Fahne, die mehr als blosse Moral im gewöhnlichen beschränkten und oft sehr unbestimmten Sinne dieses Wortes ist. Die Moral wird gewöhnlich in fälschlicher Einseitigkeit so vorgestellt, als wäre sie die erste Ursache des bessern Verhaltens, und als entspränge aus ihr der Charakter. Es ist dagegen vielmehr umgekehrt der Charakter die Ursache der Moral. Schon im Einzelleben lässt es sich beobachten, wie wesentlich aus dem guten Charakter die guten Handlungen hervorgehen. Der von Natur und durch Vererbung bessere Charakter ist die Quelle besserer Grundsätze und Verhaltungsarten. Die blossen Grundsätze sind nur eine Macht zweiter Ordnung, die sich sehr dürftig ausnimmt, sobald ihr der

gute und fruchtbare Charakterboden fehlt. Der Gute handelt gut, allenfalls auch ohne Bestärkung durch besondere Grundsätze; der Schlechte aber schlecht, wenn ihm auch das Raffinement specieller Spitzbubenweisheit abgeht und ihn keine Gemeinschaft des Niederträchtigen oder systematische Collectivausübung der Gaunerei zu einem Virtuosen geschult hat. Es versteht sich von selbst, dass die Grundsätze im Guten wie im Schlechten einen verbessernden oder verderbenden Einfluss üben. Sie bilden den Charakter, aber sie schaffen ihn nicht. Auch bleiben sie für unzulängliche Charakteranlagen ein dürftiges Surrogat. Der erworbene Bestandtheil an der Beschaffenheit eines fertigen Charakters stammt ebenfalls nicht aus blossen Grundsätzen und blosser Moral, sondern aus mächtigeren thatsächlichen Einwirkungen des Lebens, durch welche die Entwicklung der Anlagen eine bestimmtere Gestalt erhalten hat.

Es ist derselbe Irrthum, den Charakter aus der Moral, wie die Beschaffenheit eines Volks aus dessen Gesetzen entstanden zu wähnen, während umgekehrt der Rechtssinn oder sein Gegentheil nicht aus den Gesetzen, sondern die Gesetze aus ihm, also überhaupt nicht die Völkerbeschaffenheit aus den Gesetzen, sondern die Gesetze aus der Völkerbeschaffenheit entsprungen sind. Die bestärkende oder hindernde Wirkung ist eine Ursache zweiter Ordnung, die nicht mit der ursprünglich schaffenden Kraft verwechselt werden darf. Es war daher eine Oberflächlichkeit und Verkehrtheit zugleich, wenn beispielsweise auch der Judenphilosoph Spinoza, dem die Welt unter dem Namen Ethik ein System voll von schlechter Judenmoral verdankt, jener Falschheit huldigte und in seiner Unkenntniss (in dem von ihm selbst und nicht erst wie die Ethik von Andern veröffentlichten theologisch politischen Tractat Cap. 17) gradezu behauptete, die Natur schaffe keine Nationen, sondern nur Individuen, und die Eigenthümlichkeiten der Nationen rührten von ihren Gesetzen und Sitten her. Diese Reminiscenz vom mittelalterlichen Nominalismus her, der alle Gattungen nur als den Namen und Wörtern nach bestehend ansah oder vielmehr anzusehen sich den Schein gab, aber in der Wirklichkeit nur Individuen anzutreffen vorgab, ist selbstverständlich den Juden noch heute bisweilen sehr anheimelnd; denn auf diese Weise können sie sich den Schein geben, die Naturgrundlage der modernen Nationalitäten zu leugnen,

und zugleich den Irrthum erregen, als könnten die Juden selbst durch Gesetze modern nationalisirt, also etwa zu wirklichen Deutschen, Franzosen, Russen u. dgl. gemacht werden. Das nationale Bürgerthum lässt sich nun aber einmal um Judengeld nicht kaufen; es ist ein ursprüngliches Geschenk der Natur. Gesetze und Sitten schaffen keinen Charakter oder, noch bestimmter geredet, keine Naturanlage. Sie entwickeln im günstigsten Falle die guten Anlagen und widersetzen sich dabei auch wohl den schlechten, soweit diese sich gegen sich selbst kehren und gemeinschädlich werden. Beispielsweise zeigt auch in der Bibel die unverhältnissmässige Masse von Vorschriften gegen das Schlechte, wie sehr die Judentriebe auch im Verkehr des Judenvolks unter sich eine Einschränkung und das Schelten der Propheten herausforderten. Solche Rückwirkungen des Schlechten, welches sich selbst unerträglich wird, sind aber nichts ursprüglich und positiv Gutes. Man lasse sich durch diesen blossen Schein des Guten nicht täuschen; Derartiges ist im Gegentheil, wie schon bezüglich der zehn Gebote früher auseinandergesetzt, ein Zeugniss für die Grundschlechtigkeit der Stammesnatur.

Gesetze und Sitten haben auch ihre selbständigen Wirkungen, indem sie im Sinne des verwandten Charakters im Guten oder Schlechten bestärken oder auch am Schlechten oder Guten hindern. Es verhält sich mit dem Charakter ähnlich wie mit dem Verstande. Natürliche Stumpfheit oder Dummheit wird durch blosse Wissensanhäufung nie zu Schärfe und Klugheit; aber ein guter und gesunder Naturverstand wird erst gehörig leistungsfähig, indem er mit den Ansammlungen des Wissens operirt und sich kunstgemäss thätig zu sein gewöhnt. Auch der beste Charakter, der nationale wie der individuelle, will erst durch mannigfaltige Bethätigung entwickelt und bestimmter gestaltet sein. Er muss sich an bestimmte Richtungen des Wollens gewöhnen und durch das erweiterte Wissen auch neue und allgemeinere Ziele verfolgen lernen. So cultivirt er sich im wahren Sinne des Worts, und so entsteht auch alle bessere Cultur und Civilisation. So schafft sich ein klareres und edleres Bewusstsein und macht aus blossen Naturtrieben, Gefühlen und Vorstellungsanlagen eine eigentliche Gesinnung. Die Gesinnung der Völker lässt sich in ihren Gesetzen und Sitten wahrnehmen und ist ein Erzeugniss der Bethätigung ihrer Naturanlagen im Laufe der Zeit. Die

politischen und sittlichen Einrichtungen sind in erster Linie Producte und erst in zweiter Linie Producenten.

Die Moral und eine ihr entsprechende Weltanschauung hängen vom Typus der Race, also nicht blos vom Racencharakter im engern Sinne, sondern auch vom Naturgepräge des Racenverstandes ab. Die verstandesmässig befähigteren Völker haben daher auch an der eckigen Plumpheit des Judenverstandes und nicht blos an der sittlichen Verderblichkeit des Judencharakters eine günstige Folie. Bei dem Verstande ist es noch handgreiflicher als bei dem auf den Trieben und der Empfindungsweise beruhenden Charakter, dass die Naturausstattung das Entscheidende und Schaffende ist. Andernfalls müsste der Verstand von der Wissenschaft und nicht umgekehrt die Wissenschaft vom Verstande erzeugt sein. Auch hier liegt den Juden daran, die Racen- und Nationaltypen weggelogen zu sehen, damit man ihnen nicht mit der Berufung auf die Race kommen könne. Sie wollen, wo es ihnen passt, nur Individuen sein; unter sich aber cultiviren sie bezüglich des Judenbluts einen argen Racendünkel und Wahn von ihrer vermeintlichen nationalen Weltgrösse. Ihren Verstand geben sie überall als den schärfsten aus, während er sich schon in den alten Judenschriften als abgerissen und vielfach verworren bekundet, in der Wissenschaft aber gar nichts zu Stande gebracht hat. Auch die Ungeschicklichkeit, Maasslosigkeit und Plunderei, welche die Juden im praktischen Leben für jeden guten Beobachter fast überall durch ihre Frechheit gradezu zur Schau stellen, wurzelt in ihrem durchaus mangelhaften Racenverstande. Durch diesen werden die Folgen ihres Charakters noch verschlimmert; denn die äusserste Kurzsichtigkeit macht die selbstsüchtigen und ungerechten Triebe noch obenein intellectuell bornirt und so in vielen Fällen noch schädlicher, als sie bei einiger Tragweite des Verstandes sein würden. Allerdings ist es im Grossen und Ganzen auch wiederum gut, dass der Judenverstand nicht weit über Pfiffigkeit von thierischer Artung hinausreicht; denn an dieser Verstandesbeschränktheit scheitern eine Menge von Judenunternehmungen. Wie nun der schlechte Judenverstand Einrichtungen, Gesetze und Sitten hat so äusserst bornirt gerathen lassen, so ist der bessere Verstand moderner Völker das Mittel, durch welches der bessere Charakter auch intellectuell edlere Früchte treibt.

Der Cultusersatz, in welchem Charakter und Verstand in der

Richtung auf eine moralische Weltanschauung zu pflegen sind, veranschaulicht sich sehr leicht durch das Beispiel der Ascese. Dieser Ausdruck bedeutet wörtlich überhaupt Uebung, in dem durch die geschichtlichen Thatsachen bestimmteren Sinne aber bekanntlich Selbstpeinigung, Büsserei oder mindestens erkünstelte Enthaltsamkeit. Selbstgeisselung oder Verhalten der Säulenheiligen gehören in das Bereich des ascetischen Lebens, welches von blühendem Widersinn und verkehrtester Unnatur voll ist. Indessen mag solcher widerlicher Wahnsinn unter Umständen und ursprünglich oft genug eine gerechte Strafe für die Subjecte gewesen sein, die ihm infolge von Ausschweifungen oder von begründeten Gewissensqualen anheimfielen. Im Allgemeinen athmet aber die Ascese eine düstere Feindschaft gegen die bessere menschliche Natur und nicht etwa eine innere Selbstrache an der schlechten Natur, d. h. an den Abschweifungen der Natur in das Niederträchtige und mit sich selbst Uneinige. Die Ascese ist ein Cultusstück, welches der Feindschaft der Religionen gegen das bessere Naturleben entspricht. In der mildesten Gestalt verflüchtigt sie sich zu einer christlichen Selbstkreuzigung des Fleisches, d. h. zu einer Consequenz der schlechten Judentriebe, die mit der menschlichen Natur verwechselt werden, so dass eigentlich eine Ausrottung, nicht etwa der Juden, sondern der Menschheit, dabei herauskommt. In diesem Sinne ist sie sogar eine Judenüberlieferung, von der aber begreiflicherweise die Juden selbst am wenigsten wissen wollen.

Statt aller solcher Zerrbilder der Ascese wäre nun bei den bessern Völkern eine Gewöhnung der Triebe, Gefühle und Vorstellungen zu edelster Gestaltung und Ordnung am Platze. Moralische Uebungen, das Wort Uebung in ernsthafter Bedeutung genommen, hätten daher eher einen Sinn, als die Ascese; denn ohne feste Einwurzelung und Gewöhnung können auch die besten Bestrebungen und Ideen nicht viel fruchten. Der Cultusersatz muss daher nicht blos in einer Lehre, sondern auch in einer systematischen Bildung von festen Gewohnheiten des Denkens, Fühlens und Thuns bestehen. Natürlich ist hier von den Gedanken, Gefühlen und Handlungen nur insoweit die Rede, als sie sich auf die Welt- und Lebensanschauung beziehen. Das Hineinbilden einer moralischen Auffassung der Gesammtwelt in die Köpfe und Herzen ist hier die Hauptaufgabe; denn nicht der gewöhnliche

Begriff von der Moral, sondern nur derjenige von einer Welt- und Seinsanschauung, die mit der bessern Völkermoral übereinstimmt, und in der diese Moral eine universelle Bestätigung und selbst wiederum einen Halt findet, reicht hier aus. Jedoch auch alle Moral wird hier tiefer gedacht, indem der bessere Menschencharakter und der Kern des Charakters der Natur als miteinander einig vorausgesetzt und je nach der Ausdehnung der Untersuchungen auch thatsächlich als übereinstimmend erkannt werden. Nun aber ist alle Moral sammt der zugehörigen Weltanschauung in ihrer bestimmteren Gestalt eine nationale. Auch für das Thier giebt es eine Auffassung der Dinge und sozusagen einen Welteindruck, aber freilich einen sehr beschränkten. Wie nun überhaupt die menschheitliche Weltauffassung und Sitte über der thierischen steht und nicht blos im Verstande, sondern auch in Trieben und Empfindungen einen grössern Umfang und edlern Gehalt hat, so besteht wiederum unter den Menschen der Racenvorzug in bessern und reichhaltigeren Organen des Verstehens und des Strebens. Innerhalb der bessern Race sind aber wiederum die Nationalitäten Träger besonderer Auszeichnungen in der Tragweite des Empfindens, Strebens und Denkens, so dass man, so paradox es der noch vorherrschenden Phase der Oberflächlichkeit in diesen Angelegenheiten klingen mag, direct von einer nationalmoralischen und dem Nationalverstande ebenbürtigen Weltanschauung reden kann.

4. Wo sich der Cultus schon einigermaassen rationalisirt hat, wenn dieses Wort nicht schon zu viel Ehre für die Sache ist, — wo sich also die Menge der Zaubermanipulationen etwas beschränkt und mit verstandesmässig gearteter Thätigkeit ein wenig gemischt findet, da wiegt, wie im nordischen Protestantismus, die Predigt vor, und insofern diese die Gestalt der eine Lehre mittheilenden Rede hat, ähnelt sie, wenn auch nur von Weitem, einer wirklichen Belehrung. Sie würde daher garnicht mehr Cultus im alten Sinne sein, wenn sich ihr Inhalt in der That mit nachweisbaren Wahrheiten befasste. Hätte sie anstatt einer autoritären Glaubensschaft wahre Wissenschaft, ich meine nicht blos die im engern Sinne, sondern auch die des Herzens zur Unterlage, so könnte sie ein moderner Cultusersatz werden. Sie fiele nicht mit jedem beliebigen Vortrage zusammen; denn ihr bliebe der eigenthümliche Gegenstand, nämlich die Welt- und Lebensanschauung, und auch ein

eigenthümlicher Zweck, nämlich das Lebendigmachen der hieher gehörigen Gefühle und Vorstellungen. Sogar die Einmischung von etwas ermahnender Haltung, wie sie auch in andern Reden selbst von einem gereifteren Publicum ertragen wird, wäre noch keine Unwürdigkeit, zumal solange die niedern Bildungsschichten bezüglich der Antriebe, deren sie bedürfen, für eine feinere, die ausdrückliche Ermahnung verschmähende Form noch nicht empfänglich sind. Auch ist es nur unter dieser letzteren Voraussetzung, dass überhaupt ein besonderes Amt für solche Lehrthätigkeit denkbar bleibt. Ein eigentlicher Priesterstand muss ohnedies fortfallen; aber auch die Reducirung auf ein blosses Lehramt ist dem der Schule entwachsenen und grossjährigen Menschen gegenüber noch immer eine öffentliche Bevormundung, mit der sich eine wirklich freie Gesellschaft nicht verträgt. Ich habe aber hier eben die zwitterhaften Uebergangsstadien im Sinne, die sich theils von selbst zu solchen Mischungen gestalten, theils in der Richtung der Reducirung des Cultus auf eine blosse Lehrform, in der Zersetzung des Zauberhaften zu bestärken und zu begünstigen sind. Uebrigens denke ich hier nicht im Mindesten daran, für den eigentlichen Cultusersatz auch nur einen Predigerstand vorauszusetzen oder ein solches Amt gar dafür in Anspruch nehmen zu wollen. Im Gegentheil ist der Personalapparat der Religion selbst ein Cultusstück, welches durch eine bessere Ordnung, die seiner nicht bedarf, zu ersetzen ist.

Für eine jede natürliche Lehre von nachweisbaren Wahrheiten giebt es moderne Mittel genug, die nicht auf eine schülerhafte oder gar mehr als schülerhafte Hinnahme auslaufen. Eigentliche Lehre im Sinne des Schülerthums gehört in die Jugendschule, uud wer ihr entwachsen ist, sollte seine Ehre darein setzen, höchstens Mittheilungen über Selbstführung des Geistes in Rede oder Schrift als freier Mensch von freien Menschen entgegenzu nehmen, sich aber nicht von Amtswegen übergiessen, auf der Claviatur der eignen Gefühle spielen und wohl gar mit Vermahnun gen angehen zu lassen. Das Verhältniss politischer Redner oder Schriftsteller zu ihrem Publicum, so übel es sich auch sonst gestaltet, ist wenigstens darin ein leidliches Vorbild, dass in diesem Fall die Hörer als Personen genommen werden, die frei zu entscheiden haben. Soviel Heuchlerthum sich hierin auch mischt, so ist doch die conventionelle Voraussetzung, ganz abgesehen, ob sie im

einzelnen Fall zum blossen Schein gemacht wird, das Angemessene. Eine Gruppe von selbständigen erwachsenen Menschen wird im Allgemeinen in Sachen des Cultusersatzes die Lehren nur als Mittheilungen und die Zumuthungen nur als Anregungen über sich ergehen lassen. Höchstens die ihrer natürlichen Eigenschaften wegen in hohem Ansehen stehenden Persönlichkeiten werden unter dem Eindruck mächtiger Gefühle soweit gehen, im Namen der ihnen und den Zuhörern mehr oder minder gemeinschaftlichen Gemüthstiefen und Verstandeskräfte auch eigentliche Verbindlichkeiten auszusprechen und innerhalb dieser Grenze auch mit berechtigten Zumuthungen aufzutreten. Es versteht sich, dass dies Alles nur für Menschen gilt, die zu würdiger Freiheit entwickelt sind. Denen gegenüber, die noch in der Gewohnheit der autoritären Hinnahme oder überhaupt in Untergebenheit unter herrische Einflüsse stehen, ist auch die Begegnungsart anzupassen. Im Namen der bessern Geistesmächte zu der Schuldigkeit antreiben und dies auch der Form nach als eine berechtigte Forderung geltend machen, ist noch bei Weitem keine solche Anmaassung, wie die, im Namen irgend einer erdichteten Autorität jenseitiger Art die Menschen haranguiren.

Nach dem Vorangehenden ist im Cultusersatz nur Eines wesentlich, dass sich nämlich in den betreffenden Vorstellungen und Gefühlen durch Mittheilung eine Bestätigung ergebe, und dass sich die Gleichgesinnten durch gegenseitigen Verkehr bestärken und weiterfördern. Auch das gedruckte Wort ist eine Gestalt des Verkehrs; aber es leistet nicht genug. Gedanken und Gefühle wollen in lebendigerer Weise gepflegt sein, als es in den meisten Fällen durch blosses Lesen möglich wird. Die Mittel der persönlichen Einwirkung sind in wesentlichen Beziehungen weit reichhaltiger. Namentlich wirkt die Gemüthskraft in der Rede ungleich mächtiger; denn wenn sie der Leser selbst nur schwach besitzt, so wird er ihrer weniger inne werden, da er nicht die active Fähigkeit hat, aus den Sätzen des Schriftstellers das ihnen entsprechende Leben in sich anzufachen. Die Passivität des Lesers und diejenige des Hörers sind nicht gleich schädlich; denn dem Hörer wird durch die Modulationen des Tones mehr nachgeholfen. Nicht aber blos das Gefühl, sondern auch der Verstand hört sich aus dem bereits mit angemessener Gliederung Gesprochenen eher heraus, als er sich etwa heraus liest, — wenigstens für Jemand,

der nicht die ganze Kraft des Schreibenden selbst in sich wachzurufen und gleichsam nachzuentwickeln weiss. Nun kommt es aber auch nicht blos auf Mittheilung von Wahrheiten, sondern auch auf Erregung von Willensantrieben und auf Gewöhnung an edlere Gefühlsgestaltungen an. Dies Alles lässt sich energischer nur durch den unmittelbaren Verkehr von Person zu Person vermitteln. Gesellschaft und Gemeinschaft sind daher im Cultusersatz durchaus nichts Ueberflüssiges. Auch muss sozusagen die Fahne der bessern Verhaltungsweise durch die Gemeinschaft öffentlich hochgehalten werden, und es muss dafür gesorgt sein, dass sich in diesem Sinne auch ein Urtheil öffentlich verlautbaren könne. Ich habe jedoch hierauf nicht näher einzugehen, da es sich vorläufig um die Hauptgrundlage, nämlich um die Einsichten und Willensantriebe selbst handelt, deren Pflege das Wesentliche im Cultusersatz ausmacht.

Das Wissen, um welches es sich im Cultusersatz handelt, ist nicht Wissenschaft überhaupt, sondern solche Wissenschaft, durch welche das Vertrauen auf die Welt- und Seinsordnung und der Sinn für die in der Naturordnung wahrnehmbare Gerechtigkeit ausgebildet wird. Beliebige Wissenschaft, so nützlich oder schön, ja selbst erhaben, sie übrigens sein möge, ist hier nicht am Platze. Es müssen diejenigen Seiten des Wissens zusammengefasst werden, die dem erwähnten Bedürfniss der bessern menschlichen Natur entsprechen. Beispielsweise kann hier auch die Astronomie viel leisten; aber es sind nur einzelne, sehr einfache Punkte derselben erforderlich; denn alle zu benützenden Thatsachen sollen eben nur das Gesammtbild einer mit dem edleren Bedürfniss des Menschen harmonirenden Weltauffassung vollenden helfen. Wer da sagen wollte, dass auch die Forschung selbst ein Cultusersatz sei, der müsste wenigstens hinzufügen, dass sie es nur für die geringe Zahl der Forscher selbst sein könne. Für Andere werden es nur die Ergebnisse. Jedoch hat sich auch der Forscher selbst zu hüten, seine ganze Thätigkeit für sich selbst mit einem Cultusersatz zu verwechseln. Sie ist es zum grössten Theil nicht, nämlich da, wo sie sich auf das für die Weltanschauung Gleichgültige richtet. Sie ist es aber nach andern Seiten auch nur dann, wenn sie von dem Gedanken getragen wird, in den betreffenden besondern Theilen für die Vollendung der Weltanschauung und der Lebensbehandlung

zu arbeiten. In diesem Sinne in die Dinge und deren Wesen eindringen, heisst in der That die edelste Art von Cultusersatz gewinnen, die auf theoretische Weise zu erzielen ist. Nach der praktischen Seite ist der Cultusersatz aber schon in jener bezeichneten Einwirkung auf die Empfindungen, Willensantriebe und Grundsätze zu finden. Für diese Einwirkung giebt es mannigfaltige Formen, unter denen auch die dichterische Anregung, soweit sie Wahrheit enthält oder einst enthalten wird, einen Platz beanspruchen kann. Nur versteht es sich, dass der Gehalt überall die Hauptsache bleibt, und dass die dichterische Gestalt, in welcher beispielsweise die Bestärkung des Vertrauens auf den guten Theil der Weltordnung erscheint, an sich selbst ein Nebenwerk, um nicht zu sagen ein Nebenspiel ist. Alles Spielerische muss von dem Ernst, den die cultusersetzenden Mittel der Selbstführung des Geistes zu vertreten haben, unbedingt fernbleiben. In Vergleichung mit diesem Ernst sind oft hochangesehene Dichterwerke nur als Dichteleien, aber nicht als der religionsersetzenden Geistesführung würdige Poesien zu betrachten.

5. Jedes Gemeinwesen bedarf, wenn es nicht aus den Fugen gehen soll, mehr als blos gewaltsamer und blos juristisch zwingender Mittel. Wollte man nun aber sich darauf beschränken, im gewöhnlichen Sinne des Worts eine Fahne für gute Sitte und gute Grundsätze aufzupflanzen, so wäre das zu wenig. Die geistigen Bindemittel müssen tiefer wurzeln, als in der gewöhnlichen Moral, die ihren Halt nicht in einem Wissen vom Charakter des Weltganzen hat. Die gemeine Privatmoral ist durchschnittlich in der Oberflächlichkeit ihrer Gesichtspunkte etwas durchaus Unzureichendes und meist auch noch Unzuverlässiges. Sie gilt allzusehr als eine ziemlich dehnbare und schwankende Theorie, die ein ebenso dehnbares und schwankendes Gewissen ergiebt. Es ist bisher nicht gelungen, die bessern ihrer Grundsätze an Etwas anzuknüpfen, was eine stärkere Verbindlichkeit mit sich bringt und den Spielraum der Willkür beschränkt. Gemeiniglich haben auch die neuern Staaten so gethan, als wenn die Religion die erforderliche Stütze wäre. In manchen Verfassungsformulirungen, wie in der preussischen, hat man es sogar ausdrücklich ausgesprochen, es solle das Christenthum als die maassgebende Grundlage angesehen werden. Die modernen Gemeinwesen werden aber, gleichviel ob die Regierungen es wünschen

nicht, durch die Mehrfachheit von Religionen und Confessionen unwillkürlich genöthigt, thatsächlich auch andere, von der Religion unabhängige Gesichtspunkte walten zu lassen. Nächstliegende Beispiele sind die Ersetzung der Trauung durch die Eheschliessung vor bürgerlichen Behörden und die Zurückführung der Taufe oder Beschneidung auf blosse Geburtsanmeldung und Namengebung ebenfalls vor bürgerlichen Behörden. Bei uns fehlt hiezu als Drittes zwar nicht die bürgerliche Todesanmeldung, aber wohl das bürgerliche Begräbniss, um die Hauptthatsachen, an die sich der Priesterstand stets geklammert hat, wenigstens für diejenigen Menschen, die ihm nicht freiwillig folgen wollen, von dessen Eingriffen und Zumuthungen zu befreien. Es ist dies auch eine wesentliche Wegräumung von Cultusstücken.

Wem eine solche Wegräumung zu Nüchternes allein übrig zu lassen scheint, der bedenke, dass die Herausschälung des Wirklichkeitskerns aus der Hülse des Aberglaubens genug dafür entschädigt, dass die, überdies hohlgewordene, ceremonielle Ausstattung und Anschaulichkeit in Wegfall kommt. In den nationalen Sitten und Festen, soweit sie ohne religiösen Beigeschmack dem modernen Völkerwesen entsprechen, ist noch genug Regsamkeit für die Sinne und kann sich auch später Manches bethätigen, was für importirte Zauberpraktiken dem Anschauungs- und symbolischen Bethätigungsbedürfniss einen bessern Ersatz bietet.

Was aber die Kunst im Allgemeinen betrifft, so wird sie da symbolisch, wo sie Ideen mit Absichtlichkeit durch Etwas ausdrückt, was nicht an sich selbst, sondern nur durch die Bildersprache, die es redet, Bedeutung haben soll. Nur selten ist aber eine solche Symbolik am Platze. Es giebt jedoch eine natürliche Symbolik, die nicht mehr Symbolik in jenem Sinne der Bildersprache, sondern ein naturgetreuer Ausdruck der Ideen in der Haltung und in den Zügen menschlicher Gestalt ist. Die Treue kann der Maler dadurch darstellen, dass er in dem Gesammtbilde namentlich das Auge mit dieser Eigenschaft darstellt. Freilich sind hier die Mittel bis jetzt nicht so leicht zu handhaben, wie bei den Gegenständen der älteren Kunst. Aber das aut Göttermacht, Schönheit und Reiz beschränkte Puppenwerk der alten Griechen, sowie die meisten religiösen Bilder der Italiener werden nicht als das Letzte und Höchste in der Kunst geltenbleiben. Die neuern Nationalitäten werden auch auf diesem Ge-

biet in reiner Weise ihre Charaktervorzüge veranschaulicht sehen wollen. Die in der Tiefe des neuern Völkergeistes wurzelnden Antriebe und Ideen werden auch künstlerisch zur ungemischten und freien Ausgestaltung gelangen. Keine bisherige Kunst hat das geleistet, was erforderlich ist, wie von mir schon im Falle der Dichtung dargelegt wurde. Die Nationalität oder, genauer gesagt, eine vorwaltende Nationalität ist die Grundlage des Gemeinwesens. Hierin besteht das moderne Nationalitätsprincip, und nationale Freiheit im Innern wie nach Aussen ist nicht möglich, wenn dieses sich nicht in allen Richtungen geltendzumachen die Kraft hat. Für weitere Völkergebiete nimmt es die Gestalt des Racenprincips an. Von nationaler Kunst reden, ist nun zwar eine alte Sache und noch mehr im Gebrauch als etwa der Ausdruck nationale Philosophie. Allein dabei die Nationalität tiefer und demgemäss als einen von Natur vorhandenen Charakter auffassen, der die ihm eigenthümlichen Eigenschaften und Gedanken in Gebilden der Kunst erst noch zu gestalten hat, — das liegt weit vom gemeinen Wege ab. Wer bei deutscher nationaler Kunst nur an Romantik und Mittelalter, also etwa nur an gothische Dome denkt, der verwechselt die reine nationale Natur und das wirklich Menschliche mit dem Zwitter, welcher aus der Mischung mit dem Christlichen entstanden ist und zeugungsunfähig bleiben wird.

Die reine Natur der deutschen Nationalität kann, ähnlich der griechischen oder überhaupt gleich denjenigen edel ausgestatteter Völker, die Kunst nur auf Ideale des Wirklichen, also in höchster Form nur auf den Menschen richten. Sie muss den Menschentypus der neuern Völker und insbesondere den germanischen Menschen mit seinen Charakter- und Verstandesvorzügen zum Ziele haben. Das Puppenwerk ist allerdings wenig in Vergleichung mit dem, was lebendig in Fleisch und Blut zum Dasein gebracht wird. Ein einziger Mensch, welcher in Leib und Geist den bessern Typus in besonders gelungener Artung vertritt, ist mehr werth, als Tausende von noch so kunstreichen Bildsäulen und alle andern Erzeugnisse der Kunst zusammengenommen. Wenn ich also hier von der Kunst in Marmor, in Erz oder auf Leinwand rede, so überschätze ich sie wahrlich nicht. Es ist ihr vielmehr die Rangstellung angewiesen, die sie in einer die Wirklichkeit richtig veranschlagenden Weltanschauung und

Lebensbehandlung haben kann. Um aber auch nur diese relative Bedeutung festzuhalten, muss sie sich Ideale bilden, wie sie bis jetzt noch nicht erfasst, geschweige ausgeprägt hat. Sie muss für den neuern Völkergeist etwas Aehnliches leisten, wie die griechische für den ihrigen. Sie muss sozusagen Göttermenschen schaffen; jedoch ich liebe den Ausdruck „Götter" auch da nicht, wo er blos die Ideale bedeutet. Um aber an das alte Herkommen der Sprache anzuknüpfen und sich so verständlicher zu machen, muss man im Ausdruck bisweilen eine Stufe hinabsteigen. Um also ganz speciell und gleichsam in einem häuslichen Beispiel die Angelegenheit zu veranschaulichen, so hätte die deutsche Kunst vor Allem den idealen Deutschen nach allen Richtungen seines Wesens durch schöpferische Vertiefung in die Bestandtheile seines Charakters zur plastischen und malerischen Darstellung zu bringen. Auf diese Weise würde mindestens etwas Besseres vor Augen geführt werden können, als das christliche Judenthum. Ob neuere Völker ausser im Charakter auch in der Formenschönheit die Griechen einst überflügeln, das wird von ihrer eignen Wandlung in Fleisch und Blut abhängen; denn bis jetzt scheint ihre natürliche Organisation noch nicht in jeder Richtung fein genug entwickelt zu sein, um vorläufig auch nach dieser Seite der Kunstvollendung die wünschenswerthen Aussichten zu eröffnen. Jedoch auch hievon abgesehen wird die Kunst ihren wesentlichen Beruf nicht verfehlen, wenn sie sich nur dem modern Menschlichen widmet, das antik Classische auf sich beruhen lässt und das romantisch Mittelalterliche in seinem Bestandtheil, der christliches Judenthum heissen könnte, auf Nimmerwiedersehen wegwirft. Alsdann kann auch das Gemeinwesen von ihr zur würdigen Veredlung wichtiger und öffentlicher Handlungen einige geistnährende Frucht einernten.

6. Die Moral, die bei dem Religionsersatz in Frage kommt, hat nicht jenen äusserst beschränkten und fehlgreifenden Sinn, der durch die eigentliche Christlichkeit hineingelegt worden ist. Dieser Sinn war und ist, wie es die Selbstrückwirkung gegen die Judeneigenschaften mitsichbrachte, wesentlich negativ. Die Zucht der schlechten Triebe oder vielmehr in richtig christlicher Widersinnigkeit die Ausrottung der Triebe, mit besonderer Vorliebe für den überhaupt als sündig gebrandmarkten Geschlechtstrieb, ist hiebei der Ausgangspunkt für allen falschen Moralschein und

für alle Moralheuchelei. Um dieser Verkehrtheit willen kann das Wort Moral unter Umständen gradezu widerwärtig afficiren. Mir hat es oft genug selbst moralischen Ekel erregt. Die bessere Moral findet sich von Nichts mehr abgestossen, als von ihrem Zerrbilde. Die palästinensisch christliche Moral, auch wenn sie in ihren besten Zügen und nach den Auslassungen des Reformators und Bergpredigers selbst betrachtet wird, ist vielfach ein Gemisch von unanwendbaren Paradoxien, ja Widersinnigkeiten und steht mit der gesunden und edlen Natur besserer Völker auf gespanntem Fuss. Von Freiheit und Würde enthält sie kein Körnchen, und in vielen Punkten ist sie gradezu eine Knechtsmoral. Edelmuth und Tapferkeit figuriren in ihrem Codex nirgend, wie denn auch bald das bereits zur Herrschaft gelangte Christenthum nicht Anstand nahm, die Tugenden der Römer und Griechen als glänzende Laster zu bezeichnen und so in Verruf zu bringen. Die Germanen mögen es sich also merken, dass ihre Tapferkeit aus dem jüdisch christlichen Gesichtspunkt nur ein glänzendes Laster ist. Die Naturvorzüge sind dies nach christlicher Schätzung stets; die Judennatur ist hier, wie immer im Christenthum, mit der Natur überhaupt verwechselt. Die Natur besserer Völker ist grade die Grundlage ihrer Moral. Fasst man die sittlichen Grundsätze nach dieser würdigeren Seite hin auf, so tritt der christlich angesteckte Begriff vom Moralischen zurück, in welchem die im Grunde gegen die gemeine Judenwollust gerichteten, aber thatsächlich natur- und menschenfeindlich gerathenen Vorstellungen die Hauptrolle spielen. Ehrlichkeit und Treue sind Tugenden des Naturcharakters; aber sie fehlen aus naheliegenden Gründen in der christischen Sittenlehre. Wie sollte auch auf dem Boden Palästinas von Ehrlichkeit und Treue ein Ideal erwachsen sein!

Man thut gut, die Moral immer so zu denken, dass sie sich auf alle aus der bessern Völkernatur entspringenden Tüchtigkeiten und Vorzüge bezieht. Tapferkeit, Edelmuth, Vertrauen und Treue sind im Judasvolke nicht zu Hause; sie haben dort von Anbeginn und sozusagen von Naturwegen gefehlt und können sich daher auch ebensowenig jemals einstellen, wie bei Schlangen und Katzen. Die Naturcharaktere bleiben im Wesentlichen dieselben, und es ist daher auch alle Humanität im Sinne besserer Menschlichkeit auf die edleren Naturanlagen neuerer Völker zurückzuführen. Ebenso ist dies mit der edleren Weltauffassung der

Fall, und die bessere Moral, im angegebenen Natursinne des Worts, vollendet sich in einem besseren Verständniss des Alls der Dinge. Auf diese Weise erweitert, ist die Moral allerdings fähig, Religionsersatz zu sein; denn sie ist alsdann nicht mehr blosse Moral in Beziehung auf Menschen, sondern auch Moral in Beziehung auf den Grund und Boden der Dinge. Die menschlichen Affectionen richten sich alsdann moralisch und ästhetisch nicht blos auf den Menschen, sondern auch auf das Ganze der Welteinrichtung. Was in der letztern an Zügen enthalten ist, die Theilnahme erwecken, darf aber nicht unverhältnissmässig den Menschen vom Menschen ablenken, sondern muss dazu dienen, das Verhältniss des bessern Menschen zum bessern Menschen noch fester zu vermitteln.

Vom Weltgeist reden, streift unter Umständen schon an bedenklichen Aberglauben; denn wo wäre der Geist in den Weltkörpern, wenn er nicht auf ihnen in lebendigen Wesen angetroffen würde? Gegen einen derartigen Gespensterglauben, der die Züge von Verstand und Charakter, die sich in der Einrichtung der Dinge finden, mit dem Geist lebendiger Wesen verwechselt, haben wir bereits Einspruch gethan. Es ist daher auch besser, zu sagen, Weltcharakter oder Seinscharakter, anstatt Weltgeist; — wo und solange nämlich das Wort Geist von nahezu ebenso falschen Vorstellungen begleitet wird, wie das Wort Seele. An den Ausdruck Charakter hat sich der religiöse Aberglaube noch nicht in gleicher Weise heften können. Für die menschlichen Affectionen giebt es daher in der Natur nichts Ebenbürtiges als den Menschen selbst. Lebendige Wesen anderer Weltkörper kommen, als ausser dem Verkehr mit uns befindlich, nicht in Frage. Uebrigens steckt aber in den Weltkugeln und ihren Beziehungen kein Geist, sondern dieser ist ganz und gar in die lebendigen Wesen übergegangen. Hieraus folgt, dass wir zwar intellectuell, ästhetisch und moralisch durch die Welteinrichtung erregt werden, aber dass dieser universelle Affect doch von anderer Artung ist, als jene gesteigerten Gefühle und Gedanken, mit denen wir das bewusste Dasein von Verstand und Charakter in lebendigen Wesen, in Unseresgleichen und ganz besonders in denjenigen Typen betrachten, die uns durch Vorzüge am nächsten stehen. So ergiebt sich, dass der Cultusersatz in der Pflege der edleren Menschlichkeit, Nationalnatur und Individualität

mit gleichzeitiger Vertiefung in die nach Maassgabe der bessern Eigenschaften gestaltete Weltanschauung besteht. Der ausgezeichnetste Fall nun, in welchem sich die Theilnahme des bessern Menschen für das Würdigere der Menschheit bethätigt, ist die Aufopferung der niedrigen Interessen und erforderlichenfalls des nackten Lebens für eine hohe geistige Angelegenheit, mag es sich nun um das Eintreten für hochwichtige Wahrheiten oder unmittelbar um die Verwirklichung derselben in Lebenseinrichtungen handeln. Beides ergiebt ein echtes Märtyrerthum, und in Beidem zeigt sich die moderne Welt der neuern Völker, wenn man nur näher zusieht, mit echten Beispielen besser und reichhaltiger vertreten, als die jüdisch christliche Vergangenheit. Das Wort Märtyrer ist griechisch, der vorherrschende Gebrauch christlich, aber die Sache nur bei bessern Völkern in ihrer edleren Tiefe erkannt und geübt. Nicht jeder freiwillige Tod im Sinne angeblicher religiöser Wahrheiten ist ein achtungswerthes Märtyrerthum. Sich von den Rädern des indischen Götterwagens zermalmen lassen, ist allerdings auch eine Art des Enthusiasmus; aber dieses Cultusstück, obwohl es mit Selbstaufopferung verbunden ist, kann uns nicht sonderlich andere Achtung abnöthigen, als wenn Motten, von der Flamme gereizt, in diese hineinfliegen.

Es kommt noch hinzu, dass, wenn die Vorstellung der Erlangung einer besondern jenseitigen Herrlichkeit leitend ist, dieser Umstand bereits Schatten auf die Reinheit des Märtyrerthums wirft. Es braucht alsdann kein echter Opfertod vorhanden zu sein; denn der Tod um jenseitigen Lohn und sozusagen auf Entschädigung hin ist kein reines Opfer. Jedoch ist es peinlich, grade in den bedeutendsten Fällen diesen Gesichtspunkt als vorwaltend voraussetzen zu sollen. Es ist schon übel genug, dass man vom Standpunkt der ruhigen und geklärten Wahrheit aus den Gedanken zu ertragen hat, dass der Märtyrer in der Hoffnung, die ihn beseelte, sich getäuscht hat. Eine Erfahrung davon konnte er glücklicherweise nicht machen, und so konnte er auch nicht enttäuscht werden. Für uns aber, die wir das fremde Schicksal betrachten, ist die Vorstellung von der Nichtigkeit jener Hoffnungen um so niederschlagender, je mehr Theilnahme uns im Uebrigen ein als Märtyrer Gestorbener durch seine Sache einflösst. Wir wünschen da unwillkürlich eine bessere

Ausgleichung, als sie das Gefühl einer falschen Hoffnung sein kann. Wir verlangen nach Etwas, was nicht blos im persönlichen Empfinden liegt, sondern der Wahrheit und Wirklichkeit bleibenden Seins angehört. Der Jenseitswahn, insofern auch der blosse Wahn an sich den Wähnenden befriedigen kann, ist eine schlechte Zahlung, und wenn es keine gediegenere Münze zur Ausgleichung der Schuldigkeiten gäbe, so wäre die Natur werth, wirklich zu Nichts zu werden, wenn man überhaupt sich diese ungeheuerliche Gedankenwendung von einer universellen Vernichtung auch nur hypothetisch gestatten will.

Glücklicherweise verhält es sich mit allem echten Märtyrerthum doch etwas anders. Der Kern desselben kann auch dann, wenn sich der Jenseitswahn damit verbindet, aber nicht die vornehmlich maassgebende Vorstellung ist, einen reinen Charakter haben. Es kann die Selbstentäusserung nämlich dennoch vorhanden und die Vorstellung vom persönlichen Fortleben nur ein Nebenumstand sein, an welchem die Handlung gar nicht hängt. Bei Sokrates wissen wir dies sicher; denn bei ihm war nicht einmal von einem entschiedenen Unsterblichkeitsglauben die Rede. Wo aber, wie bei Giordano Bruno, dem hohen Märtyrer aus dem Bereich des neuern Völkergeistes, der Glaube an ein Fortleben auf andern Weltkörpern bestand, da mag dieser Glaube wohl eine gewisse Erleichterung gewesen sein, bis zum letzten Athemzuge auf dem Holzstoss standhaft zu bleiben und das dort entgegengehaltene Crucifix mit gebührend finsterm Blick zurückzuweisen; aber die Aufopferung selbst stammte doch aus einer tiefer und wahrer begründeten Kraft. Sie wurzelte in der mächtigen Leidenschaft oder, besser gesagt, Gemüthskraft, die dadurch ihr Höchstes vollführte, dass sie sich unter dem Eindruck der Anschauung des Wahren und Edlen gestaltete und entflammte. Freilich ist das eigentlich Verzehrende hiebei nicht erst das Feuer des Holzstosses, sondern jenes innere Feuer, von welchem das nackte Leben nicht geachtet wird, wenn es gilt, etwas Höheres, nämlich die Bethätigung der edelsten Lebensregungen vor aufgezwungener Selbstvernichtung zu bewahren.

7. Die tiefere Ursache alles ursprünglichen und echten, also nicht wesentlich auf Aberglauben, Autorität und Nachahmung gegründeten Märtyrerthums ist die Kraft zu einer höheren Art von Leben. In diesem treibt die Anschauung eines auf die Person

mächtig einwirkenden Gegenstandes der Hingebung oder, wenn man will, die Liebe zu diesem Gegenstande zu einer der gemeinen gesellschaftlichen Lebensgefahr unterliegenden Handlungsweise. Der gewaltsame Verlust des Lebens ist nur das handgreifliche Merkmal, aber nicht das Wesentliche der Sache; denn da Leben unter gewissen Umständen schwerer als Sterben ist, so kann das Märtyrerthum auch in der Uebernahme eines derartig schweren Lebens bestehen; ja es wird Angesichts des Raffinements cultivirterer Epochen, in denen möglichst unscheinbar zu tödten versucht wird, öfter grade diesen Charakter annehmen. Will man das Märtyrerthum bis in seine Tiefen verstehen, so muss man von der Vollständigkeit der gegenständlichen Wahrheit absehen. Es ist genug, wenn Wahrhaftigkeit und edle Gesinnung das Antreibende gewesen sind. Die begleitenden besondern Vorstellungen können wenigstens zum Theil unrichtig sein, ohne dass deswegen die Bedeutung des Märtyrerthums aufhörte. Der Werth des letztern hängt allerdings von dem wahren Bestandtheil der Antriebe und Vorstellungen ab, wird aber durch die blosse Beimischung von Irrthum und Wahn nicht vernichtet, sondern nur verringert. Man könnte in dieser Beziehung eine Rangordnung der Werthe aufstellen. Je mehr und je ärger der Aberglaube und Wahn dabei im Spiele waren und je geringfügiger sich der Rest an bleibender Wahrheit stellt, um so werthloser werden derartige Acte. Die meisten christlichen Märtyrer handelten auf Autorität, aus Nachahmung und im Sinne eines starken Aberglaubens. Achtbar ist dabei nur die Kraft an sich selbst, aber an Ziel und Sache nur Weniges. Das vorbildliche Märtyrerthum von Christus selbst will freilich etwas anders aufgefasst sein; denn dieser handelte zum grössten Theil aus Ueberzeugungen, die er sich selbst geschaffen und an welchen die Autorität der ihm überlieferten ernstgenommenen Bestandtheile der Judenreligion weniger Antheil hatte. Wie alle reformatorischen Geister hohen Ranges schöpfte er das Wesentliche aus den Tiefen seiner eignen Natur. Aus dieser stammte auch diejenige Kraft des Herzens, die ihn den jüdischen Schriftgelehrten trotzen und der Grausamkeit und dem Hohn des Stammes, unter dem und für den er lebte, die Stirn bieten liess. Die Nachahmungen aber erhielten mehr den Charakter eines Leidens im Hinblick auf die verheissene himmlische Seligkeit. Christus selbst war dem Tod ausgewichen, soviel er konnte, und hatte noch

zuletzt gewünscht, dass, wie er sich ausdrückte, dieser Kelch, d. h. der bittere Kelch des Märtyrerthums, wenn es möglich wäre, ihm erspart bliebe. Die späteren Märtyrerchristen, aus der Zeit der grössern Verfolgungen, benahmen sich aber meist als solche, die autoritär, in der Anschauung und Vorempfindung jenseitiger Freuden, in den Tod gingen, und dies erinnert etwas an die schon erwähnten zermalmenden Räder des indischen Götterwagens. Wer aus eigner Einsicht und selbstentflammter Gemüthskraft den Weg geht, der unter Umständen zum Märtyrertode führen muss, wie dies in hohem Grade bei Christus der Fall war, — der beherrscht auch sein Werk eher und hat jedenfalls mehr Maass, als diejenigen haben können, die nur an sein Wort glauben und daher in gleichsam blinder, weil nicht von eigner Einsicht getragener Erregung handeln.

Um das Peinliche wegzuschaffen, womit uns ein wirklich bedeutendes Märtyrerthum gleichsam beunruhigt, sobald wir es als einem Wahn dienstbar betrachten müssen, haben wir zu untersuchen, ob nicht doch eine gegenständliche Wirklichkeit wenigstens zu einem Theil dabei leitend war. Wenn in der einen Beziehung eine Täuschung bestand, so kann doch in einer andern die Hoffnung des Märtyrers einen guten Sinn gehabt haben. Auch die hohe Leidenschaft einer edel und gross gearteten Liebe kann von täuschenden Vorstellungen und Erwartungen begleitet sein. In der Hauptsache aber täuscht sie nicht; denn sie ist nur der Ausdruck und gleichsam die Vorwegnahme nicht blos des ganzen individuellen, sondern des durch die Generationen fortsetzbaren Lebens. Sie ist die Freude des Menschen an dem Vorzüglichen seiner eignen Gattung, welches zugleich das über das Individuum hinausreichende Leben mitumfasst und die schöpferische Macht im Menschen durch die unmittelbare Empfindung erkennt. Die Phantasie kann hier fehlgreifen und zum Wahn ausschlagen; aber der Kern bleibt wahr. Er bleibt es auch, wenn Aufopferung aus Liebe einen andern Weg führt, als den zum Leben; denn auch in diesem Falle verfehlt die Hingebung ihr Ziel selbst dann nicht, wenn in einem Falle, wie der von Romeo und Julia, nur ein Andenken für die Ueberlebenden übrig bliebe. Die Liebe ist darum noch kein Wahn, weil das, für dessen Wahrheit sie der Gefühlsausdruck ist, unter Umständen untergeht; ebenso wenig als sie aus dem Grunde etwa ein Wahn sein müsste, dass sich in ihrem Gefolge

nicht unmittelbar die zu überschwenglich gestalteten und daher verstandesmässig unrichtigen Vorstellungen erfüllen können. Ueber eine Wahnnatur der Liebe ist gar zu viel gefaselt und gedichtelt worden. Der Wahn betrifft aber nur die fehlgreifenden Verstandesvorstellungen, die sich in die Form der Phantasie übersetzen und sich die Seligkeit anders ausmalen, als sie in der Naturwirklichkeit eintritt. Hiezu kommt noch später die Thorheit, sich an den Empfindungen nicht genügen zu lassen, und die noch grössere Thorheit des Bedauerns darüber, dass sie nicht immer und ewig vorhanden sind. Jedoch ich habe hier nicht die Herabwürdigungen der Liebe und die zugehörigen Anklagen gegen die Natur eingehend abzuurtheilen, sondern nur die Vergleichung mit Fällen wirklich aufopfernder und daher erhabener Gemüthskraft der Liebe zu benutzen, um einen doch wohl noch höheren Gegenstand, nämlich die echten Bestandtheile eines naturwahren Märtyrerthums, verständlicher zu machen.

Der wahrhaft uneigennützige Tod ist der für einen Gegenstand, dessen edle Natur dazu bewegt, die eigne daranzugeben, um ihn zu sichern. Dieser Gegenstand kann ein Mensch sein; er kann aber auch das Gute an der Menschheit und das Wahre sein, an welchem theilgenommen wird und für welches die Hingebung stattfindet. Trifft man nun auch nur ein Körnchen von dieser Art an, so ist die Hoffnung des Märtyrers, so wahnvoll sie auch übrigens gewesen sein möge, grade in dem Punkte nicht getäuscht, in welchem sie gegenständlich berechtigt war. In allem Uebrigen muss aber die subjective Befriedigung, die in dem Wahne selber lag, genügen; eine andere wäre die betreffende verkehrte Bestrebung auch wirklich nicht werth. Soweit also gegenständlich Wahres treibend ist, ist die Aussicht auf Erfüllung kein Wahn; soweit blos subjective Wahrhaftigkeit, also eine Ehrlichkeit im Irrthum vorhanden, insoweit ist die mit sich selbst einige Empfindung und Befriedigung der Lohn; wenn aber auch der gute Wille, wahr zu sein, irgendwo gefehlt hat, dann ist sogar der entsprechende Theil des Leidens unter Umständen eine gerechte Strafe. Ein Märtyrerthum für die Lüge, d. h. eine Bezeugung der wissentlichen Unwahrheit mit dem Tode, wäre ein sonderbarer Begriff. Wohl aber ist es möglich, dass sich in die Wahrheit auch ein Theil bewusster Vertretung von Trug einmischt, z. B. Spiegelfechterei mit Künsten, die von Andern für Wunder g

wurden, ja vielleicht gehalten werden sollten. Wunderthäter, die an ihre eignen Wunder glaubten, dürften, wenn sie auf eigne Hand und nicht etwa auf Autorität manipulirten, niemals existirt haben. Das Urtheil ist also in solchen Fällen nicht ganz einfach. Von angedichteten oder nachträglich sagenhaft erfundenen Wundergeschichten sehe ich natürlich ab; aber wenn man dem Kern der Worte und der moralischen Lehre in den überlieferten Schriften einige Bedeutung beimisst, so muss man auch den berichteten Thaten wenigstens zum Theil einen sachlichen Kern zugestehen. Ein blos mythischer Standpunkt ist auch gar zu einseitig und unkritisch. Dies vorausgesetzt, ist man nicht immer sicher, es auch nur in subjectivem Sinne immer mit reiner Wahrheit zu thun zu haben. Was Christus anbetrifft, so will ich nur das Positive zu Grunde legen. Er glaubte an seine Reformation des Judenthums und starb dafür; mir aber scheint, dass an Alledem allgemein menschlich und gegenständlich Nichts wahr gewesen ist, als sein Kampf gegen die Schriftgelehrten und seine Verurtheilung dieser Classe als eines Otterngezüchts. Dieses allein hat ihm auch den Tod bereitet, und in dem Zeugniss gegen dieses ist sein Märtyrerthum ohne Abzug stichhaltig und wird solange dauernde Folgen haben, als sich die Welt noch jener palästinensischen Vorgänge erinnert. In diesem Punkte haben sich die Erwartungen des Märtyrers, dass er in der Welt noch Viel für die Gerechtigkeit aufrühren würde, nicht getäuscht. Dies Gute soll aber zum grossen Theil noch erst kommen; denn so ziemlich alle andern Wirkungen seiner Lehren haben thatsächlich überwiegend dem bessern Menschen zum Unheil gereicht. Auch kann er selbst nicht ganz von der Verantwortlichkeit freigesprochen werden, da es zum Theil die unbrauchbare und irreführende Beschaffenheit seiner Lehren, also nicht blos deren Missbrauch gewesen ist, was der Welt, anstatt zum Heil, vorwiegend zum Unheil ausgeschlagen ist. Wenn es für diese Seite der Folgen eine persönliche Entschuldigung giebt, so mag es der Hinweis auf das Racenelement sein, in welchem derartige Lehren sich gestalteten.

Die Arabersemiten, die in intellectueller Beanlagung, sowie durch einige Tapferkeit und durch einige Fähigkeit zur Industrie, die sie namentlich als Moriscos auf spanischem Boden bekundet haben, doch weit über den Judensemiten standen, haben in der

Religion mit dem Muhamedanismus nur den autoritären fanatischen Tod im kriegerischen Kampfe, aber nicht ein eigentliches Märtyrerthum hervorgebracht. Dies liegt offenbar in der verhältnissmässigen Beimischung von Thatkraft; denn im Märtyrerthum waltet das Dulden vor. Im Uebrigen kann aber diese der Judennationalität überlegene und auch hin und wieder mit bessern Stammeselementen innerlich versetzte oder äusserlich zu gemeinschaftlicher Thätigkeit vereinigte Race mit ihren Eigenschaften als Schlüssel dazu dienen, wie Religionen entstehen und aus welchen gemischten Eigenschaften sie ihren Charakter erhalten. Die Moriscos in Spanien wurden noch im 17. Jahrhundert allgemein als Lügner, Betrüger und Phantasten angesehen. Auch ein Cervantes, der ein guter Menschenbeobachter war, ertheilt ihnen diese schmückenden Beiwörter. Aus dieser schönen Dreieinigkeit von Lug, Trug und Phantasterei begreifen sich neun Zehntel des Muhamedanismus und auch ein so elendes Büchelchen, wie der Koran, welches in einem Umfang, der ungefähr demjenigen des neuen Testaments gleich ist, eine ganze Welt von Zerfahrenheit und semitischer Abgerissenheit beherbergt.

Indessen hiesse es, sich zu sehr auf eine Species beschränken, wenn man Lug, Betrug und Phantasterei nicht auch noch als eine weit allgemeinere Raceneigenschaft erkennen wollte. Bei den Juden könnte Jemand meinen, sie hätten bei ihrem Mangel an jeglicher bildenden Kunst so gut wie keine Phantasie. Dies ist auch richtig, soweit es sich um Anschaulichkeit und Gestaltungskraft handelt; aber wenn ihnen die bildende und gestaltende Phantasie abgeht, so haben sie doch eine mehr bildlose Art von Phantastik und eine maasslose Ueberschwenglichkeit wüster Vorstellungstriebe. Von den übrigen Orientalen und auch von den verhältnissmässig bessern andern Semiten unterscheidet sich die meist starre Phantastik der Juden durch besondere Spitzigkeit und Eckigkeit und durch den denkbar weitesten Abstand von jeglicher Schönheit, so dass grade das Verzerrte und Hässliche in grossem Maass das Element dieser armseligen Caricatur von Judenphantasie ist. Trotzdem darf man aber bei den Juden die Phantastik, so schlecht auch die zu Grunde liegende Phantasie geartet ist, nicht vergessen, theils um die Geschäfte der Juden und die zugehörigen, oft sehr ausschweifenden Speculationen richtig zu würdigen, noch mehr aber, um Alles, was in der

Religion von der Judenrace seinen Ausgangspunkt genommen hat und sich mit Judenlug, Judentrug und Judenphantastik mindestens stark versetzt findet, in seinen Bestandtheilen gehörig zu veranschlagen.

8. Allen den angedeuteten Einmischungen entgehen wir bereits, wenn wir uns auch nur zum antiken Märtyrerthum des Weisesten der alten Welt zurückwenden. Sokrates trat für eine edle und gesunde Moral ein, die zugleich das Gute der Welt zu einem Theil entsprechend vorstellte. Sie hatte einige nationalgriechische Züge und war im Sinne des neuern Völkerideals, wie es sich jetzt gestalten lässt, freilich nicht alle Vollkommenheit, die wir heute zu erfassen und künftig zu pflegen vermögen werden. Sie hatte aber einen so schuldlosen, von unheilvollen Bestandtheilen freien Charakter, dass sich aus ihr, wo sie einfach nach den besten Berichten aufgenommen wurde, für die Welt noch kein Unheil ergeben hat. Wohl aber hat sie im Allgemeinmenschlichen, Natürlichen und Gesunden festigend gewirkt, und ihr ist es zu einem grossen Theil zu danken, wenn die Sophistik aller Zeiten sammt ähnlichem Truge immer wieder auch mit der Erinnerung an die alten, durch das Märtyrerthum geheiligten Waffen hat bekämpft werden können. Uebrigens hatte Sokrates vor dem drohenden Ausgang nicht gezittert und gezagt, wie es über Christus wörtlich berichtet wird, sondern er hatte im Gegentheil es unter seiner Würde gehalten, dem Tod ausweichen zu wollen, nachdem er einmal seinen Beruf bis an die Schwelle des letzten Geschicks standhaft erfüllt und sogar dem Richterpöbel von Athen mit einem ironischen Antrag die Stirn geboten hatte. Dies war aber auch ein Märtyrerthum aus und innerhalb einer von Natur bessern Nationalität, deren Culturcorruption die Auflehnung einer gesundgebliebenen Individualität voll edler Hoheit nur um so mehr herausgefordert hatte. Freilich war es gleichsam eine Nation von Sophisten, die dieser geistigen und sonstigen Corruption hatte anheimfallen müssen, und da Sokrates zu Hauptfeinden die Sphisten hatte, so ist in seiner Stellungnahme auch einige Aehnlichkeit mit jenem Gegensatz des Judäers gegen die Schriftgelehrten seines Volks nicht zu verkennen.

In dem Märtyrerthum Brunos mischte sich die Begeisterung für das Bessere antiker Weisheit mit den Antrieben des neuern Völkergeistes, mit dessen Wissenschaft und insbesondere mit Coper-

nicanischer, ja mehr als blos Copernicanischer Weltanschauung. Bruno betrachtete bereits alle Fixsterne als Sonnen, und dieser erhaben ausgelegte Weltbegriff vereinigte sich mit einer persönlich edlen Gestaltung der ihm von der neuern Völkernatur angestammten gutartigen Moral. Von daher stammt auch sein edler Optimismus, dessen Zerrbilder bei den Bestehlern Brunos, namentlich bei Leibniz, so überaus widerlich gerathen und sogar zum Gegentheil, nämlich zur Beschönigung des Schlechten und zu Albernheiten, ausgeschlagen sind. Bruno vertrat ein Stück moralischer Weltanschauung der edelsten Art, und er ist das an der Schwelle der neuern Zeit stehende grosse Beispiel eines Märtyrerthums, in welchem zuerst der entscheidende Antrieb ein Zug des neuern Völkergeistes war. Dennoch haben wir uns, wenn wir in den Jahrhunderten fortschreiten, das neuere Märtyrerthum etwas verändert zu denken. Auf Märtyrer für das Christenthum sind bedeutendere gegen das Christenthum gefolgt, und nachdem jenem die Macht abhanden gekommen ist, in dem einen oder in dem andern Sinn welche zu machen, sind es andere Factoren und Kräfte, die zu andern Formen des Zeugnisses und Wirkens für die Wahrheit veranlassen.

In das Märtyrerthum von Christus ist die jüdische Vorstellung von der Nothwendigkeit eines Opfers für die Sünden des Volks eingemischt worden. Auf diese Weise wäre ein solches Märtyrerthum eine Art Cultusstück und ein Nachhall der Menschenopfer. Eine solche Opferidee findet sich auch noch anderwärts, und das Schlimmste ist, dass sich sogar noch in die neuere Zeit hinein bezüglich alles Märtyrerthums eine verwandte Idee erhalten hat. Nicht die natürliche Aufopferung des Menschen für den Menschen, wie sie unter eng Verbundenen dem edlen Sinn entspricht, — nicht also etwa Fälle wie der, dass Jemand Qualen und den Tod lieber erduldet, als sich nöthigen lässt, einen wirklichen Freund oder geliebte Angehörige zu verrathen, — nicht Derartiges ist das Musterbild für jene sich noch in der neusten Zeit regenden Vorstellungen von einem Märtyrerthum für die Menschheit; sondern die Meinung ist die, dass die Menschheit Opfer nöthig und daher auf sie ein Recht habe. Dies kann man ihr nun nicht im Mindesten zugestehen. Soweit sie nämlich einigermaassen gut und einsichtig ist, bedarf sie ihrer nicht; soweit sie aber schlecht und bornirt ist, verdient sie keine Opfer. In keinem Fall kann sie

also Derartiges zumuthen. Im Gegentheil befindet sich die Menschheit, als Ganzes genommen, solange sie noch das Martyrium verhängt, selbst in jenem rückständigen und zum Theil verkehrten Zustande, der an die ursprünglichen Menschenopfer, die gewöhnliche Cultusstücke waren, widerwärtig genug erinnert. Ich kann mir kein wirklich achtungswürdiges Märtyrerthum für die Menschheit denken, ohne zugleich der Menschheit zu fluchen, dass sie schlecht genug war, zu jenem zu führen. Der Widerspruch dieser beiden Gedanken löst sich nur dadurch, dass die Menschheit im Allgemeinen aufhört, der Gegenstand zu sein, und dass innerhalb ihrer zwischen den guten und schlechten Elementen unterschieden wird. Wer freiwillig ein Opfer bringt, sollte fortan das deutliche Bewusstsein haben, dass es vernünftigerweise und nach sittlichen Gesetzen nur denen in der Menschheit gelten darf, die gut und demgemäss seiner würdig sind. Die allgemeine Menschheit ist ein täuschender Begriff; sie schliesst alles Mögliche, nicht blos bis an das Thier, sondern, was schlimmer ist, bis sozusagen an den Teufel ein. Die Art, wie auch noch heute durchschnittlich auf wirkliches Märtyrerthum der Vergangenheit gesehen wird, und wie man es es auch im Allgemeinen und für die Zukunft betrachtet, ist zu einem ansehnlichen Theil eine Niederträchtigkeit gemeinsten Schlages. Da wird kein Anstoss daran genommen, sondern es im Gegentheil als selbstverständlich angesehen, dass es Personen geben müsse, welche die Wahrheit ihrer Sache mit dem Tode bezeugen. Eine herrliche Beweistheorie, welche einigermaassen noch an Hexenproben und an den ursprünglich den Duellen zu Grunde liegenden Aberglauben streift! Der Tod ist nie ein zureichendes Beweismittel; ja er ist überhaupt für sich allein gar kein Beweismittel. Für die elendesten Dinge wird das Leben millionenfach eingesetzt; der Räuber sowie bisweilen auch der Spitzbube setzt es auf's Spiel; der eigentliche Söldner thut es um dürftigen Lebensunterhalt und der moderne Pflichtsoldat wird von Staatswegen genöthigt, es für jegliche Sache auszusetzen, wie gut oder schlecht sie auch beschaffen sein möge. Freiwillige Verachtung des Todes ist allerdings eine Art Merkmal, aber doch von nichts Anderem, als von der Abwesenheit der Feigheit. Wenn man einem edleren Menschen die Wahl stellt zwischen Unwürdigkeit und Tod, so giebt es für ihn eben thatsächlich keine Wahl; er begeht keinen niederträchtigen Verrath, sei es an

Andern, sei es an seinem bessern Selbst und an der Wahrheit. Der Tod ist hier eine Wirkung der bessern Gesinnung; aber nicht jeder anscheinend ähnliche Tod gestattet auch denselben Rückschluss auf eine solche Gesinnung. Wieviel politische Gauner, die sich als Berufene des Volks und der Menschheit anstellen, verfallen nicht auch dem Henker! Soll man diese ohne Unterschied etwa auch als Märtyrer nehmen?

Die Aufmerksamkeit wird auf den, welcher eine Lehre vertritt, allerdings dadurch gelenkt, dass er für diese sichtbarlich leidet und für sie nöthigenfalls stirbt. Das Märtyrerthum soll aber so wenig gesucht, als auferlegt werden. Beiderseits hat man die Pflicht, diese barbarische Thatsache so wenig als möglich aufkommen zu lassen. Die blosse Absicht, die Aufmerksamkeit zu erregen, wäre etwas Unwürdiges und streifte fast, um einen modernen und den niedrigsten Gebieten angehörigen Ausdruck zu gebrauchen, an Reclame. Es giebt elende Menschen genug, die im Wahnwitz hohler Eitelkeit ihr Leben für ein wenig eingebildeten Ruf ebenso daransetzen, wie Andere im gemeinsten und schlechtesten Kampfe für eine Geringfügigkeit autoritärer Scheinehre. Derartiges wird aber auf den Kenner nie Eindruck machen. Die Fälle echter Aufopferung sind von anderm Schlage; aber auch sie sind, wenn es sich um ein Märtyrerthum für eine Lehre handelt, nur nothgedrungen, wo keine andere anständige Wahl bleibt, zu übernehmen. Was aber die Verhängung des Märtyrerthums betrifft, so ist diese immer ein Zeichen der Schlechtigkeit, der Corruption und der Barbarei der betreffenden Zustände. Jedoch auch für die spätere Menschheit, die vom Märtyrerthum die Frucht einerntet, ist es eine Schande, dass sie in ihrem dürftigen Zustande der Einsichten noch immer soviel Gewicht auf die Bezeugung einer Wahrheit mit dem Tode zu legen hat. Verstände sie sich besser auf die Wahrheiten, so würde mindestens nicht mehr von einem eigentlichen Zeugniss, sondern höchstens von den in barbarischen Zeiten verübten Attentaten auf den Ueberzeugungsausdruck und demgemäss nur von einer Ueberzeugungsbethätigung die Rede sein. So wenig sich mit dem Schwert etwas beweist, ebenso wenig kann die blosse Einsetzung des Lebens, ohne andere bestätigende Umstände, ein Beweisstück für die Wahrheit eines Gedankens oder für die Güte einer politischen Bestrebung sein.

Es sind nicht etwa blos astronomische Wahrheiten, die anders erwiesen sein wollen, als durch den Tod ihrer Vertreter. Galileis Sache ist darum nicht weniger durchgedrungen, weil er sich dem Tode für sie entzogen und nur sonstiges unvermeidliches Leiden übernommen hat. Das politische Märtyrerthum aber wird in der Gegenwart und wohl auch noch für eine ziemlich ausgedehnte Zukunft, insofern die Hinrichtung für Grundsätze dabei mehr im Spiele ist als für die entsprechenden Handlungen, die vorherrschende Hauptgestalt des aufgenöthigten Opfertodes bleiben; denn alle andern Ursachen oder Gesichtspunkte treten mehr in den Hintergrund. Hier ist es aber klar, dass die Kraft zum Leben auch die Kraft zum Sterben giebt. Beide Kräfte stehen nicht etwa nur im Verhältniss, sondern entstammen einer und derselben Wurzel, ja sie sind in ihrem letzten Grunde eine und dieselbe Energie. Was sich also in einem würdevollen Tode bekundet, ist eine derartige Energie und nichts weiter. Ob eine an sich gerechte Sache zu Grunde liegt, muss auch ungeachtet jener Energiebethätigung aus andern als solchen Thatgründen selbständig entschieden werden. Sicherlich ist der Tod in einem Kampfe, der auch nur von der einen Seite auf Leben und Tod geführt wird, stets in Sicht; aber es ist eine falsche, bei uns vornehmlich durch das Christenthum begünstigte Vorstellung, dass der Werth eines solchen Todes in einem Zeugniss für Wahrheiten oder, besser gesagt, Vorstellungen liege. Ueberhaupt hat alle Religion, da sie nicht auf nachweisbare Wahrheiten, sondern nur auf autoritäre Glaubensvorstellungen geht, den natürlich menschlichen Begriff von echter Aufopferung verdorben. Sie hat die Fähigkeit zur Aufopferung gemissbraucht, indem sie dieselbe auf die Bezeugung von Etwas ablenkte, was nur Glaube im ungediegenen Sinne des Wortes ist. Ein solcher Glaube, der seiner Art nach nie durch Erweiterung des Wissens bestätigt werden kann, bedarf allerdings in grossem Maass jener subjectiven Beweismethode durch den Tod. Er braucht Blutzeugen für seine Jenseitigkeiten, da er aus den sachlichen Eigenschaften des Diesseits nichts schöpfen könnte, als etwa seine eigne Hinfälligkeit. Anders verhält es sich mit wirklichen Wahrheiten, wohin aber die Sätze der Religion nicht gehören. Solche natürliche und ungefälschte Wahrheiten erweisen sich aus der äussern Natur oder aus dem menschlichen Innern. Die Eigen-

schaften und die Energie des letzteren bethätigen sich auch ohne religionsartiges Märtyrerthum. Wie es also einen Cultusersatz geben muss, so hat auch das durch die Religionseinmischung entstellte Märtyrerthum sich durch verändertes Verhalten zu ersetzen. In diesem Verhalten wird der Tod nicht gescheut; aber es wird nicht darauf ausgegangen, Zeugniss abzulegen, sondern es wird eine Sache nur mit aller Energie wahrgenommen, deren das Leben fähig ist. Diese Energie schliesst selbstverständlich die Todeschancen, ja oft Schlimmeres als diese, wie in jedem äussersten Kampfe, mit ein.

Neuntes Capitel.

Geistesführung in Staat und Gesellschaft.

1. Jeder Wortausdruck, welcher den Ersatz der Religion durch Vollkommeneres bezeichnen soll, wird, wie er auch ausfallen möge, zunächst einen Mangel haben müssen. Es ist dies derselbe Mangel, der ursprünglich auch dem Worte Religion selbst anhaftete. Solange nämlich ein Wort nur seine unmittelbare und nächste Bedeutung hat, umfasst es nicht alle jene Gedanken, die sich in weiterer geschichtlicher Entwicklung daran knüpfen. Gewissensscheu mit Rücksicht auf die Götter, — das war der älteste Begriff, der durch jenes Wort unmittelbar angezeigt wurde. Was hat sich nun aber nicht in den seitdem verflossenen Jahrtausenden durch Vorstellungsverknüpfung dazugesellt! Der alte urrömische Sinn ist vergessen und nur den Gelehrten noch auffindbar. Das Wort an sich ist zu einem blossen Rahmen geworden, in den sich eine Menge von Ideen eingefasst findet, die weit über die ursprüngliche Bedeutung hinausreichen. Aehnlich würde sich der Gang der Entwicklung nun auch gestalten, wenn, um die falschen Vorstellungsverknüpfungen zu entwurzeln, irgend eine neue Bezeichnung, also etwa Geistesführung, oder wie sonst das Wort gewählt und angenommen werden möchte, geschichtlich in Aufnahme käme. Das neue Wortzeichen würde dem unmittelbaren Sinne nach zunächst immer keine genaue Deckung für das sein, was dabei gedacht werden soll. Auf der einen Seite wäre es vielleicht zu allgemein, auf

der andern zu beschränkt. Die Wörter an sich sind es eben nicht, wodurch die Begriffe gesichert werden. Es ist vielmehr das Herkommen, mit einem Wort eine Anzahl von Vorstellungen zu verbinden, wodurch der Sinn ein charakteristischer wird. Nicht blos in der Wissenschaft und Kunst entstehen die technischen Bedeutungen erst durch den speciellen Wörtergebrauch, sondern es ist überall die thatsächliche Anschliessung eines bestimmten Ideenkreises an ein Wort, wodurch dieses Wort für einen specielleren, bereicherten und bestimmten Sinn gleichsam gestempelt wird.

In einem untergeordneten Sinne waren die Religionsstifter gewissermaassen auch Geistesführer und die Religion eine Geistesführung, aber freilich von sehr beschränkter und willkürlich autoritärer Art. Andere Persönlichkeiten waren Geistesführer in einem höheren Sinne, wofür Sokrates bereits das antike Beispiel gewesen ist. Man kann also sehr wohl von Geistesführung reden, wo es sich um eine bessere Nachfolgerin der Religion handelt. Dennoch kann nicht jede Geistesführung gemeint sein; denn wo sie nicht das Ganze und das tiefste Fundament der Dinge im Auge hat, da ist sie, so heilsam sie übrigens sein möge, doch kein Religionsersatz. Selbstführung des Geistes ist sicherlich eine edlere Gestaltung, als religiöses Verhalten; aber in dieser Selbstführung muss der Hinblick auf den Grund und Boden der Welt und auf das Gesammtgute aller Dinge enthalten sein. Die kennzeichnende Bedeutung und hiemit der entscheidende Charakter kommt also in das Wort Geistesführung erst dadurch, dass man dabei an Alles denkt, was als Vollkommeneres, über die Religion Hinausführendes und zugleich für alle Welt Gültiges nachgewiesen worden ist.

Wie die Religion in erster Linie für den Einzelnen eine Bedeutung hat, so ist dies in noch höherem Maass mit ihrem Ersatz, also mit dem der Fall, was wir im Laufe dieses Capitels kurzweg Geistesführung nennen wollen. Die höchste und hiemit völlig normale Gestalt der Geistesführung ist die Selbstführung von Kopf und Herz in jener höheren Richtung, die in Gedanken und Gefühlen von dem Hinblick auf die edlen Züge in der Gesammtheit aller Dinge bestimmt wird. Nun kommen Gesellschaft und Staat, auch schon bezüglich der Religion, wenn man die Frage recht versteht, erst in zweiter Linie in Anschlag. Ja

die innigste Verbindung, die sich von Natur ergiebt und die bereits ein Element der Gesellschaft ist, die Familie, gehört ebenfalls hieher. Auch innerhalb ihrer bleibt der Einzelne ein selbständiges Element, und es giebt für ihn Ereignisse, bei denen auch für die stumpfeste Auffassung klar wird, dass er gleichsam mit sich selbst einsam abrechnen muss. Dahin gehört vor allen Dingen das Sterben, falls es mit hellerem Bewusstsein erfolgt oder ihm viele bewusste Annäherungen daran voraufgehen. Wenn irgendwann, dann hat solchen und ähnlichen Thatsachen gegenüber der einzelne Mensch die Veranlassung, seine Gedanken für sich selbst, soweit er noch die Kräfte dazu hat, in Ordnung zu halten und diejenigen Ueberzeugungen wachzurufen, die ihn Angesichts einer derartigen Lage befriedigen. Was er in dieser Hinsicht mit sich selbst im Hinblick auf den Grund und Boden alles Seins und in der Erinnerung alles Edleren abzumachen hat, geht ihn persönlich, ausschliesslich und allein an. Die Theilnahme Anderer kann hiebei sehr wohlthätig, kann und darf aber nicht entscheidend sein. Das individuelle Eigenschicksal, wie es zu Nichts wird, ist eben eine Thatsache, und alles Gemeinschaftsgefühl oder, genauer gesagt, alle gedanklich e Theilnahme für den edleren Kern der Gesammtnatur, der ausserhalb des Individuums vorhanden war und ohne dieses fortbesteht, — alle theilnehmende Anschauung dieses Bleibenden ändert an jener Thatsache der Vernichtung selbst nichts. So zeigt es sich denn, dass hier eine Angelegenheit vorliegt, die in erster Linie den Einzelnen und erst in zweiter die menschliche Gesellschaft und die öffentlichen Einrichtungen angeht. Man muss sogar diesen Gedanken verallgemeinern. Alles Leben ist in erster Linie ein individuelles oder, stärker ausgedrückt, ein vereinzeltes. Das Dasein eines Einzelwesens mit abgesondertem Körper und Bewusstsein ist die Grundgestalt alles eigentlichen und selbständigen Lebens. Man lebt in sich und nicht in Andern. Freude und Schmerz sind etwas Eignes und sind es auch dann, wenn sie auf Mitempfindung mit den Gefühlen Anderer beruhen. Souveränetät und Höhepunkt des Seins liegen im Einzelnen, und zwar auch da, wo die gesellschaftliche Verbindung die Ursache von Schicksalen und Lebenserweiterungen ist. Alle Lebensangelegenheiten haben daher nicht blos ihre Ausgangspunkte, sondern auch ihre Zielpunkte und Gipfelungen im Einzelnen.

Was können nun Angesichts dieses ersten Grundsatzes die Gesellschaft und der Staat mit der Geistesführung zu schaffen haben? Beantworten wir die Frage zuerst für die unvollkommene und gebrechliche Form der Geistesführung, für die Religion. Es ist grundfalsch, dass die Haupteinrichtungen des Staats und der Gesellschaft auf Religion beruhten. Es ist aber auch nicht richtig, zu bestreiten, dass die Religion auf einige dieser Einrichtungen einen Einfluss gewonnen habe. Hiezu kommt, dass die religionsseitig geflissentlich gepflegte Einbildung, es hänge in Staat und Gesellschaft das Wichtigste von der Religion ab, selbst dazu führt, dass die Menschen unter dem Druck dieser Täuschung oft wirklich nur mit Rücksicht auf die Religion so zu handeln glauben, wie sie thatsächlich aus ganz andern, ihnen selbst verborgenen Bestimmungsgründen handeln. Wo in der That eine derartige Vorstellung, welche beispielsweise die Moral als durch die Religion getragen ansieht, erst gewohnheitsmässig eingenistet ist, können die natürlichen guten Ursachen schliesslich durch die künstliche Stütze ausser Thätigkeit gesetzt werden und so an Kraft einbüssen. Leute, welche nur aus Religion recht handeln zu können vermeinen, werden sich leicht dem Schlechten ergeben, sobald die Religion bei ihnen wurmstichig wird oder sich ganz auflöst. Wo dagegen die Sittlichkeit ein natürliches und festes Fundament hat, wird sie durch die nothwendigen Schicksale der Religion nicht mitgelockert. Die guten Antriebe und guten Grundsätze, die aus dem natürlichen Charakter folgen, bleiben gleich diesem Charakter selbst bestehen, auch wenn die Religion weggespült wird.

Anders aber gestaltet sich die Sache, wo die Religion zur Krücke und die gesunden Beine dabei durch verhältnissmässigen Nichtgebrauch träge oder gar lahm geworden sind. Wird dann die Krücke weggenommen, dann will es zunächst mit dem selbständigen und freien Gang, ja überhaupt mit dem Laufen nichts Rechtes werden. Der Wahn also, ohne Religion keine Moral haben zu können, ist selbst eine eingeimpfte moralische Krankheit. Die Grundlagen guter Sitte sind vor aller Religion vorhanden. Gesetzt also auch, die Religion könnte, soweit in ihr ein Körnchen Wahrheit mitenthalten wäre, zur Moral Etwas thun, so würde dies eben auch nur eine Zuthat sein. Bei echter Geistesführung, welche mehr ist als alle Religion und den

Beruf einer Veredlung und Vertiefung der Beweggründe besser erfüllt, stellt sich das Verhältniss sehr klar. Auch hier handelt es sich nur um eine Zuthat zu den Fundamenten, die auch ohne diese Geistesführung gegeben sind; aber diese Zuthat gestaltet sich zu einer Vollendung. Gesellschaftliche und staatliche Einrichtungen und Verhältnisse haben ihre eignen Grundlagen und Naturgesetze; aber es kommt durch die höhere Geistesführung, welche den Einzelnen bestimmt und ausserdem die Gesetze sowie das Verhalten der öffentlichen Organe durchdringt, eine Vollendung hinzu, die sonst nicht vorhanden sein könnte. In diesem Sinne kann man sagen, dass sich auch die Moral erst in der Geistesführung vollende. Es ist etwas Anderes, sei es in roher, sei es in verfeinerter Weise, die Natur- und Verstandesgrundlagen guter Sitte und guten Rechts bethätigen, und wiederum etwas Anderes, die Art dieser Bethätigung dadurch veredelter gestalten, dass noch ein tieferes Bewusstsein über den Zusammenhang aller Dinge eingreift und demgemäss eine Rücksicht auf diesen Zusammenhang mitmaassgebend wird.

Was vorher von der Religion gesagt wurde und einen günstigen Einfluss derselben voraussetzte, gilt natürlich nur von deren leidlichen Bestandtheilen. Hieher gehört besonders das, was der neuere Völkergeist aus seinem eignen Wesen in das Christenthum hineingelegt hat; denn im Uebrigen ist Christenthum auch Semitenthum, wenn auch freilich ein zum Theil gegen sich selbst gekehrtes Semitenthum. In allen positiven Fragen von Staat und Gesellschaft leistete das ursprüngliche Christenthum nicht nur Nichts, sondern richtete im Gegentheil mit seinen compasslosen Paradoxien und Ueberschwenglichkeiten da, wo es von einzelnen Menschen ausnahmsweise einigermaassen ernst zu nehmen versucht wurde, nur Verwirrung an. In seiner thatsächlichen Rolle ist es freilich an die Bedürfnisse von Staat und Gesellschaft angepasst worden, aber hiedurch auch noch mehr zu Etwas geworden, wovon sich garnicht sagen lässt, welche Grundsätze und ob es überhaupt deren noch habe. Die Maximen und Praktiken, welche von den Priestern für ihre Herrschaft dem Staate und der Gesellschaft gegenüber ausgebildet wurden, sind hiebei nicht als Religion, sondern als Kirchenpolitik zu veranschlagen. Sie sind eine Nachbildung der jüdischen Priesterherrschaft, also erst recht ein auf die neuern Völker aufgepfropftes

Erbstück des Semitenthums. Man versteht daher die Kirche am besten, wenn man sie als eine semitische Herrschaftsschablone erkennt. Nun versteht es sich nach allem Bisherigen von selbst, dass die Religion oder speciell das Christenthum, insoweit bei uns Beides semitische Racenreligion ist, auf die Moral, sowie auf die Einrichtungen des Staats und der Gesellschaft jederzeit einen schädigenden Einfluss geübt haben muss; denn die bessere Moral und die bessern gesellschaftlichen und staatlichen Ansätze des modernen Völkergeistes konnten durch Einflüsse semitischer Art, wie auch das specielle religiöse System beschaffen sein mochte, nur eine Degradation erfahren. Wenn daher etwas Gutes geschehen ist, so hat es sich nicht durch den Semitismus und speciell Hebraismus der christlichen Religion, sondern durch die Rückwirkung des neuern Völkergeistes auf diese Religion, also, kurz gesagt, trotz der fremden Religion durchgesetzt.

2. Auch bei ganz niederer Entwicklung des Geistes haben Gesellschaft und Staat bestanden, und die Religion ist Etwas, zu der erst eine grössere Entfaltung von Irrthum und Trug gehört, als ihn der an das Thier grenzende Standpunkt möglich macht. Die Lebensgewohnheiten und gar eigentlichen Sitten der Thiere, in denen beispielsweise ein dauernderes Zusammenleben der Geschlechter schon einen Anfang zur Ehe darstellt, beweisen deutlich genug, wie es bestimmte Charakterantriebe, Neigungen und Vorstellungen sind, die zu bestimmten Verhaltungsarten, Verhältnissen und Lebensgestaltungen führen. In ähnlicher Weise hat man sich auch die ersten rohen Grundlagen menschlicher Gesellschaft und Sitte zu denken. Der Verstand, welcher dabei leitend wird, hat zunächst mehr Chancen, zu irren, als das Richtige zu treffen. Er legt die an sich unschuldige Phantasie eher tausendmal falsch aus, ehe er ein einziges Mal die wahre Ursache einer Gemüthserregung und eines zugehörigen traumartigen Hirnbildes auffindet. Aus derartiger Unfähigkeit entsprang ein Gespensterglaube, und hier ist auch die Quelle des Götterglaubens und der Religion zu suchen. Der zunächst unerfahrene und daher in seinen Bethätigungen gleichsam abenteuernde Verstand hat die Phantasie gemissbraucht und, wie andere Phantastik, so auch die Religionsphantastik geschaffen. Mit der bessern Erfahrung muss er dann sein eignes Werk wieder rückgängig machen, um sich nun strenger in den Bahnen der Wahrheit und

Wirklichkeit zu halten. In den Institutionen des gemeinsamen Lebens hat sich nun aber von vornherein eine Menge religiösen Unverstandes, d. h. eine Menge von falschem Gebrauch des Verstandes und der Phantasie, als religiöse Beigabe oder Weihe verkörpert. So ist es namentlich mit der Eheschliessung gegangen, für welche beispielsweise schon im allerältesten römischen Recht besondere Priesterformen mit ganz besondern Wirkungen bestanden, und man kann derartige priesterliche Einrahmungen des natürlichen Verhältnisses auch allenfalls bis in die indogermanischen Vorstadien der edleren Culturvölker zurückverfolgen. Was aber schon bei bessern und freiern Völkern, deren Verstand und Charakter höher geartet war, nicht vermieden wurde, musste bei den niedrigen und knechtischen Racen Asiens und insbesondere bei den hebräischen Semiten die Hauptsache werden. So konnte ein Netz des Aberglaubens die natürlichsten Einrichtungen umfangen halten, und dieser Trug, welcher Gesellschaft und Staat auf falsche übernatürliche Ursachen gespenstischer Art bezieht, ist es ja grade, der theils in grober, theils in verfeinerter Gestalt uns, infolge der Ansteckung während unserer nationalen Kindheit, noch heute zu schaffen macht. Wenn die alten, aber bessern Völker bei wichtigen öffentlichen Angelegenheiten, wie bei Kriegsunternehmungen, noch an etwas Entlegeneres dachten, als was sie ihr gemeines und nächstes Verständniss der Dinge lehrte, so hatten sie hierin im Allgemeinen wohl Recht. Wenn sie aber ihr Nichtwissen des entlegeneren Zusammenhangs durch vorgebliche Zauberwerke und durch Zauberglauben ersetzten, so war dies zu einem geringen Theil ein ursprünglicher Selbstbetrug des fehlgreifenden Verstandes, gestaltete sich aber thatsächlich und überwiegend zu bewusstem Betrug seitens der Zauberer und Priester. Ja auch schon ursprünglich muss ausser der natürlichen Verirrung zum Aberglauben die betrügerische Benutzung dieser Schwäche den Hauptantheil an der Entstehung der Religionen und Culte, sowie an den in die natürlichen und bürgerlichen Einrichtungen eingemischten Religionsvorstellungen und Cultusstücken gehabt haben. Lug, Betrug und Phantastik haben sich nicht blos bei den jüdischen und andern Semiten gegattet, sondern haben auch innerhalb der bessern Völker eine Rolle gespielt und sind dort zunächst vornehmlich im Priesterbereich vertreten gewesen. Die neuern Culturvölker aber, unter denen die besten in

angestammter Weise am wenigsten davon hatten, sind durch die Ansteckung semitischer Religion darin mehr, als ihre eigne Natur mitsichbrachte, eingetaucht worden.

Es ist daher heilsam, dass die neuere und neuste Geschichte immer entschiedener die Gesellschaft und den Staat aus der Religion herausschält. Soweit das Bestreben, den Staat von der Kirche gänzlich zu trennen, den Sinn und auch wirklich den Erfolg haben kann, ihn von ihr unabhängig zu machen, ist es berechtigt. Wo aber, wie im Protestantismus, die Kirche dem Staat untergeordnet ist oder, besser gesagt, überhaupt keine selbständige Kirche mehr besteht, da heisst es offenbar zurückschreiten und die weltliche Macht von Staat und Gesellschaft schwächen, wenn man diese sogenannte Kirche aus der Untergebenheit entlässt, vermöge deren sie seit dem Reformationszeitalter allein zum Dasein gelangt ist. Die bestehende Unterordnung unter den Staat kann und muss zu weiterem Fortschritt benutzt werden; denn der Protestantismus hat nicht als Religion oder gar Kirche, sondern nur insoweit eine Berechtigung, als er eine Aufraffung der besten Theile des Nationalgeistes neuerer Völker gegen die römische Herrschaft des Christenthums gewesen ist. In diesem Sinne muss er sich, wenn er überhaupt noch zu irgend Etwas gelangen will, weiter entwickeln oder, besser gesagt, er muss in dieser Richtung von andern Kräften entwickelt und vorgeschoben werden; denn die active Kraft ist ihm mit dem Glauben längst abhanden gekommen. In diesem Bereich ist daher die Unterordnung der Religionseinrichtungen unter den Staat festzuhalten; denn durch Gesellschaft und Staat kann allein in allgemein verbindlicher Weise dafür gesorgt werden, dass etwas von der bessern Geistesführung sozusagen auf die öffentliche Fahne geschrieben werde.

Jedoch auch da, wo, wie der katholischen Kirche gegenüber, die Macht der weltlichen Gesellschaft und des Staates noch nicht bis zu der im Protestantismus herrschenden Unterordnung entwickelt ist, darf die Trennung von Kirche und Staat nur bedeuten, dass Gesellschaft und Staat in ihren eignen Einrichtungen die Kirche völlig von sich ablösen, nicht etwa umgekehrt, dass sich die Kirche den Gesetzen von Gesellschaft und Staat entziehen dürfe. Den Staat verstehe ich hier als die allgemeinste Organisation der Gesellschaft in allgemein verbindlichen Einrichtungen und nach allgemein verbindlichen Grundsätzen. Der thatsächliche Staat, wie

er geschichtlich geworden ist, entspricht, soweit er auch hinter seiner höhern Aufgabe noch zurückgeblieben ist, diesem Beruf immerhin in einigem oder jedenfalls doch in irgend welchem Maasse, und er ist daher ein nothwendiger Anknüpfungspunkt für alles Weitere, wie verändert und umschaffend es auch angelegt sein möge. Die Controle aller bestehenden kirchlichen Einrichtungen muss daher auch dem Katholicismus gegenüber immer weiter ausgedehnt, und dieser muss möglichst auf das Maass des allgemeinen politischen Vereinsrechts zurückgeführt werden. Das Princip ist also ein einheitliches gegenüber allen Kirchen und natürlich auch gegenüber der Synagoge, nämlich Entwicklung immer mehr eingreifender Controlbestimmungen, durch welche die Unterordnung der religiösen Körperschaften unter den Staat vollzogen wird. Diese Unterordnung darf sich nicht blos auf die äussern Gesetze, sondern muss sich auch auf die moralische Nothwendigkeit beziehen. Die Gesellschaft, indem sie sich als Staat zu allerseits verbindlichen Einrichtungen organisirt, muss ihre Grundsätze in jeder Beziehung aufrechterhalten. Sie kann beispielsweise nicht dulden, dass Religionen, Confessionen oder Secten in ihre Dogmen Etwas aufnehmen oder darin Etwas beibehalten, was den Fanatismus gegen die eigne Nation schürt oder es für ein verdienstliches Werk oder auch nur für erlaubt erklärt, die nicht der betreffenden religiösen Körperschaft Angehörigen zu betrügen, zu übervortheilen und auszubeuten. Die Einmischung ist in dieser und andern Beziehungen auch schon unter den heutigen Verhältnissen vollkommen berechtigt. Das demnächst zu erreichende Ziel aber bleibt, dass die von der Religion freie Gesellschaft durch den in gleichem Sinne religionsfreien Staat jeglicher Kirche und allen religiösen Körperschaften die Einhaltung derjenigen Rücksichten und desjenigen Maasses auferlege, welches mit der modernen Völkermoral nationaler Art noch allenfalls verträglich ist. Die Geistesführung hat hier in positiver Weise für Gesellschaft und Staat die Stützpunkte zu liefern; denn sie wurzelt nicht im individuellen Belieben, sondern im nationalen Charakter, der die Religion oder, was in Europa und Amerika dasselbe ist, den directen oder indirecten Semitismus, d. h. Judenthum und Christenthum auszuscheiden hat. Ohne positive Anhaltspunkte im Geistigen, d. h. ohne aus dem die Religion ersetzenden Vollkommeneren zu schöpfen, würden Gesell-

schaft und Staat nicht im Stande sein, ihre Einrichtungen und Grundsätze selbstgenugsam zu gestalten und so zu vollenden.

Die blosse Wegschneidung alles Religiösen aus den Institutionen, so wohlthätig und anerkennenswerth sie auch sonst ist, kann kaum als halbes Werk gelten; denn ein solcher Zustand der Einrichtungen lässt dem Einzelnen nur die Wahl, sich mit blosser Religionslosigkeit zu begnügen oder aber irgend einer der Kirchen oder Secten anheimzufallen. Beispielsweise sind Schulen, die sich von der Religion frei halten, zwar eine gewisse Bürgschaft dafür, dass dort nicht in speciellen Lehrstunden unter der Rubrik Religion etwas solcher Rubrik Entsprechendes eingeimpft werde. Es ist aber ganz unmöglich, in gewissen Lehrfächern, wie namentlich in der Geschichte und in der Literatur, irgend welche Ansicht und Auffassung über die Kirche, die Religion und überhaupt über Thatsachen und Vorstellungen zu vermeiden, in denen die Menschen ihre Phantasien bethätigt haben. Auch soll so Etwas gar nicht zu umgehen versucht, ja nicht einmal beschränkt, sondern im Gegentheil zu einem Hauptpunkt der Orientirung gemacht werden. Andernfalls wären allgemeine und specielle Geschichtsdarstellungen wenig nütze, und nicht einmal die eigne Nationalliteratur liesse sich ohne Eingehen auf die von der Religion beeinflussten oder ihr verwandten Vorstellungen der Schriftsteller und Dichter leidlich verständlich machen. Reine Fachbeschränkung mag allenfalls in der Mathematik durchführbar sein; aber schon die Geographie berührt sich, sobald sie auch nur nebenbei ein wenig Cultur- und Sittengeographie wird, sofort mit der Völkercharakteristik nach Gefühlen, Neigungen, Vorstellungen und Phantasien.

Hienach ist schon allein zur Einrichtung öffentlicher Schulen, wenn nicht Alles haltungslos durcheindergehen soll, irgend ein Princip der allgemeinen Geistesführung nothwendig. Nimmt man die Religion als falsche Geistesgängelung aus der Schule blos heraus, und überlässt man es demgemäss den religiösen Gruppen und Körperschaften, für sogenannten Unterricht in der Religion durch ihre Priester und Prediger selbständig zu sorgen, so bleibt so ziemlich das alte System bestehen. Der einzige Unterschied ist der, dass die Bildungsschule von der Religionsschule getrennt wird und dass im günstigsten Fall von Staatswegen sich Niemand genöthigt findet, auch eine der Religionsschulen zu besuchen. Wohl aber nöthigen hiezu die Körperschaften, je nachdem sie

Macht haben, indirect mehr oder minder. Wollen also weltliche Gesellschaft und Staat in ihren öffentlichen Schulen nichts Halbes leisten, so müssen sie dort für eine sichere Führung des Geistes im Sinne der bessern Völkermoral, der nationalen Charaktere und der entsprechenden Welt- und Lebensanschauung sorgen. Dieser Zweck bringt natürlich den Ausschluss aller semitischen Racenelemente aus dem Lehrpersonal religionsfreier Schulen mit sich; denn die Semiten tragen die Feindschaft gegen die bessere Völkermoral und entsprechende Weltanschauung, sowie eine niedere Auffassungs- und Behandlungsart aller Dinge schon im Blut. In den christlichen Schulen sind sie eher angebracht; denn im Religionsgebiet ist der Streit zwischen Christenthum und anderm Semitismus nur ein häuslicher zwischen zwei Secten, von denen auch die zweite, die christliche, ursprünglich eine Semitensecte war. Schliesslich wird sogar das Christenthum noch am längsten für die Hebräer vorhalten, und es ist ja keine seltene Erscheinung, dass die sich am eifrigsten als Christen Anstellenden grade Judäer sind, die als Prediger und Priester fungiren oder in einer sonstigen, sei es gesellschaftlichen, sei es staatlichen Position ihr Geschäft haben. Auch ist ja, unsern Nachweisungen zufolge, das Christenthum ursprünglich grade der Schlechtigkeit der jüdischen Semiten als Correctiv angepasst, und die national bessern Völker passen ihrerseits mit ihrem verhältnissmässig guten Charakter dazu nicht. Sie sind, kurz gesagt, dafür zu gut, möge man nun den Verstand oder das Gemüth in Anschlag bringen. Die Schule erreicht also ihren bessern, der neuern Nationen würdigen Standpunkt nur dadurch, dass sie die Geistesführung nicht aus einer der semitischen Racenreligionen entlehnt, sondern aus dem Schatz der eignen Völkerbegabung entnimmt.

Veranschlagt man das ganze Unterrichtssystem bis zu seinen Höhen hinauf, so lässt sich nicht einmal die systematische und denkerische Mathematik, geschweige die Geschichte der Mathematik, gründlich und aus allen Gesichtspunkten lehren, ohne auf Formen und Quellen des allgemeinen Aberglaubens mit gelegentlichen Beleuchtungen hinzuweisen. Sogar der Zusammenhang des allgemeinen und wissenschaftlichen Aberglaubens mit dem religionistischen muss hier nur zu oft in Frage kommen, und überdies sind die nationalen Anlagen erst eine tiefere Erklärung für manche Art der mathematischen oder auch blos mathe-

matistelnden Geisteshaltung. Fort also mit dem Wahn, es könne überhaupt irgend etwas gründlich und in gehöriger Vollkommenheit gelehrt werden, ohne dass dabei irgend eine Art der Geisteshaltungen oder Geistesführungen bethätigt werde! Mag nun die niedere Form autoritärer Lehre oder kritische und letztgründliche Mittheilung der Zweck sein, — in beiden Fällen, in den tiefsten Niederungen und auf den äussersten Höhen, werden Bestandtheile irgend einer Art von Geisteshaltung in jedes Lehrfach mehr oder minder eingemischt, und eine dem Religiösen und gewöhnlich Moralischen wo nicht gleiche doch analoge Färbung ist eine Nothwendigkeit, die man nicht zu bedauern, sondern der man genugzuthun hat. Die Emancipation von aller Religionistik und schlechten Moral ist daher nicht durch blosse Trennung, durch Hinauswerfen oder gar Proclamirung blosser Indifferenz zu erreichen, sondern muss direct und durch eine entsprechende Affirmation von etwas Besserem betrieben werden. Ich halte nichts von jenen selbst haltungslosen und kahlen Einrichtungen, in denen angeblich die Religion nicht berührt wird, in der That aber sozusagen jede Unhaltung des Geistes sich indirect breitmachen und beispielsweise jeder Hebraismus ungenirt sein Wesen treiben kann. Eine von Religionismus freie Schule ist eben nur gegen diesen möglich, und der vermeintliche Weg der Indifferenz eine arge Täuschung.

3. Ueberhaupt sind Gesellschaft und Staat nicht blos als äussere Verbindung und Ordnung, sondern auch als etwas Geistiges zu denken. Es ist nicht allein die Zwangsgewalt des Gemeinwesens, die in Anschlag gebracht werden muss, sondern es sind auch die Grundsätze in Frage, durch die bestimmt wird, wo und wie eine solche Zwangsgewalt auszuüben sei. Diese Bestimmung lässt sich nun nicht ohne geistige und sittliche Principien treffen, geschweige ohne sie auf eine vollkommenere Gestalt bringen. Auch gesellt sich unter Umständen zum Zwange noch etwas Anderes, wie beispielsweise im Gefängnisswesen, wenn sich die Gesellschaft berufen glaubt, auch für die Besserung der Sträflinge zu sorgen. Aber auch schon das Gefängnisssystem überhaupt ist oft fälschlich durch eine verkehrte Geistesführung, nämlich durch die Jenseitigkeiten der Religion, der gesunden Haltung entfremdet worden. Ein Quälen um des Himmelreichs willen sollte dort vom Staat nicht geduldet, geschweige inaugurirt werden. Auch

Schon überhaupt das gefängliche Isolirsystem erinnert oft an seinen Ursprung aus Neigungen zur religiösen Geistestortur. Gesellschaft und Staat haben ein Recht auf echte Strafe, d. h. auf die Anthuung wirklicher Uebel; aber aus dem Gesichtspunkt scheinheiliger Besserungszwecke sollte doch kein Raffinement von Uebeln eintreten, welche die Grenze, wo Wahnsinn hervorgebracht wird, mindestens streifen. Soll von Amtswegen auf Besserung hingewirkt werden, — ein Punkt, der mit Strafe eigentlich nichts zu schaffen hat, — so mag es wenigstens eine gesunde Zucht für das Leben sein.

Man verliert sozusagen den Schwerpunkt aller Dinge, wenn man irgend Etwas mit Rücksichten betreibt, die ausserhalb der niedern oder höhern Wirklichkeit im Reiche gemeiner oder auch überschwenglicher Erdichtungen ihre Gegenstände haben. Gesellschaft und Staat müssen aber je länger desto mehr ihre Vollendung darin suchen, dass sie Alles nach der Wahrheit und Wirklichkeit einrichten. Hiebei schwindet nichts wirklich Hohes aus dem Gesichtskreise, sondern das wahrhaft Hohe gelangt hiebei erst zu seinem vollen Recht, indem ihm sein phantastisches und abergläubisches Zerrbild platzmachen muss. Es giebt einen sehr wichtigen Fall, vielleicht den wichtigsten von allen, in welchem Gesellschaft und Staat in eindringlichster Weise das Gewissen in Anspruch nehmen und auf die Verletzung von Treu und Glauben fast die höchsten vorkommenden Strafen gesetzt haben. Es ist dies der Fall des Eides. Die Scheu vor den Göttern ist seine älteste Stütze; in allen Zeiten der Aufklärung fällt diese Stütze aber fort, sobald es sich um Personen ohne Götterglauben handelt. Heute ist man an den Hauptsitzen der Cultur dahin gekommen; dass sehr viele Personen in dem Eide nichts mehr sehen, als eine Aussage auf Gefahr von so und so viel Jahren Zuchthaus im Falle der Ueberführung, wissentlich die Unwahrheit versichert zu haben. Wer jedoch diesen äusserlichen Strafrest und diese Strafgefahr überhaupt für den Kern der Sache hält, verwechselt diesen gradezu mit der Schale. Allerdings sind wir heute übel daran. Der Zeugeneid in Straf- oder Civilsachen und der zugeschobene Parteieneid sind, wo der Schwörende sicher ist oder zu sein glaubt, nie überführt werden zu können, bei geschäftlicher oder anderer Gewissenlosigkeit in der That nicht mehr Nöthigungsmittel zur Wahrheit. Für eigentliche Schufte waren

sie es allerdings auch zu andern Zeiten nicht, vorausgesetzt, dass diese Schufte nicht durch abergläubische Scheu ein wenig in Schranken gehalten wurden. Bekanntlich haben sich aber die ärgsten Verbrecher, wenn sie gläubig waren, mit der Religion immer leicht abzufinden vermocht, und die Religion hat es auch meist verstanden, hiezu selbst die bequemsten Wege zu weisen. Sie hatte für Alles ihre Sündenvergebung und bisweilen pränumerando durch Ablass für noch erst zu vollführende Verbrechen. Gesellschaft und Staat könnten den Verbrecher nicht so leichten Kaufs entlassen, ohne sich selbst zu vernichten; aber die Religion vollführt ihre Geschäfte nur mit Rücksicht auf das uncontrolirbare Jenseits, und da kann sie die diesseitigen Interessen der Menschheit und Gerechtigkeit gelegentlich in den Kauf geben.

Gegen ganz abnorme Schurken wird jedes Sicherungsmittel der Wahrheit nur soweit reichen, als die einflössbare Furcht im besondern Fall ihre Wirkung thut und das Interesse an dem jedesmaligen Schurkenstreich überwiegt. Derartige Ungeheuer sind aber in einigermaassen normalen Zeiten auf tausende von Menschen nur vereinzelte Exemplare. Nur in besonders corrupten Epochen, zumal unter einer schlechten Race, mögen sie bisweilen nach ganzen Procenten der Bevölkerung zählen. Bei ihnen werden die schlechten Antriebe des Charakters stärker sein, als eine etwa auch noch vorhandene abergläubische Furcht. Fehlt aber letztere, so wird die Rechnung mit der staatlichen Strafgefahr grade so viel und so wenig ausrichten, wie sonst bei allen andern Verbrechen. Die völlig regelwidrigen moralischen Monstra können aber nicht das Maass für die Gesetzgebung sein; sonst müsste man auch die Gegenvorkehrungen und Strafen ins Ungeheuerliche steigern. Was also den zu gewärtigenden Meineiden gegenüber in Anschlag kommen muss, ist deren voraussichtliche Häufigkeit. Ist die Religion auch da, wo sie anscheinend von den Leuten noch festgehalten wird, thatsächlich zur Mumie geworden, in welcher der Geist lebendigen Glaubens fehlt, so wird die religiöse Wirkung auf das Gewissen eben auch die eines Leichnams sein. Wirkliche Scheu ist alsdann nicht mehr vor göttischen, sondern nur noch vor gerichtlichen Strafen vorhanden. Bei diesem Zustande ist aber der Eid kein eigentliches Gewissensmittel mehr, und er verfehlt demgemäss seinen hauptsächlichsten Zweck.

Man schliesst seine Thüren, nicht weil alle Leute Spitzbuben

sind, sondern weil man der wenigen wegen, die es sind, gegen alle auf der Hut sein muss. Eine verhältnissmässig geringe Beimischung von schlechten Individuen macht, insoweit die Leute einander nicht kennen, die Gesellschaft unsicher. Aehnlich verhält es sich bei dem Eide; aber man kann sich auf ihn ganz und gar nicht mehr verlassen, sobald er auch nicht mehr im Entferntesten einer schliessenden Thür gleicht, d. h. wenn er als religiöse Einrichtung auf das Gewissen der Aufgeklärten durchschnittlich keine oder doch nur eine sehr geringe Wirkung ausübt. Hiemit soll nicht gesagt sein, dass nicht eine grosse Anzahl ehrlicher Menschen vorhanden ist, die den Eid als Gewissenssache nimmt, obwohl für sie die Kraft der Religion nicht mehr vorhanden ist. Ehrliche Leute scheuen sich eben vor ihrem eignen guten Selbst, falsches Zeugniss abzulegen oder das Gewinnen eines Processes durch die ausdrückliche Versicherung einer entscheidenden Unwahrheit zu erkaufen. Dieser Preis ist ihnen, auch abgesehen von Ueberführbarkeit und Strafgefahr, ein unzahlbarer; denn sie müssten die Münze dazu aus einem Vorrath nehmen, den nur die von Natur schlechten oder die verdorbenen Charaktere besitzen. Wo das Gewissen, d. h. das moralische Bewusstsein, schon an sich zureicht, da bedarf man nun aber keiner besondern religiösen Vorkehrung. Es ist genug, wenn die fragliche Versicherung als entscheidend unter allen beliebigen Aeusserungen ausgezeichnet und so nicht nur die Fahrlässigkeit, sondern auch jede bewusste Unwahrheit, die sich in anscheinenden Kleinigkeiten einschleichen könnte, ausgeschlossen wird. Bisher hat es noch kein Jurist gewagt, zu behaupten, dass nach den herrschenden Grundsätzen die Gerichte in allen Dingen auf ungemischte Wahrheit Anspruch hätten, so dass also eine Auslassung beispielsweise nichts von der Gegenseite Unbewiesenes bestreiten dürfte, trotzdem dass die Richtigkeit der bestrittenen Thatsache dem Bestreitenden wohlbekannt ist. Im Gegentheil ist es im bürgerlichen Process die vorherrschende Gewohnheit aller Parteien und selbsverständlich noch mehr der Advocaten, schon aus Chicane so ziemlich jede erforderliche Thatsache, deren Beweis dem Ansprucherhebenden schwierig oder unmöglich werden könnte, von vornherein zu leugnen. Die Verhandlungsmaxime, wie sie heute verstanden wird, ist etwas durchaus Entartetes und trägt die Schuld an dem angedeuteten

Abhandenkommen aller guten Grundsätze. Unter diesen übeln Umständen ist der Eid der einzige Fall, in welchem Wahrheit gefordert wird. In allen andern Fällen ist auf wissentlich oder fahrlässig unwahre Auslassung keine Strafe gesetzt. Das alte römische Recht selbst war nicht so verkommen, sondern betonte die processualischen Strafen der Processchicane nicht wenig. Unredlichkeit und nicht in gutem Glauben geschehene Processacte brachten strafende Processnachtheile mit sich. Der von einer Partei der andern angetragene oder der erstern zurückgeschobene Eid war eine private Vertrauenssache und eine göttisch geschärfte Berufung an das Band von Treu und Glauben zwischen den Menschen.

Frischte man die Strafen der Chicane wieder auf und setzte schon einfach auf wissentlich oder fahrlässig falsche Behauptungen verschiedentliche Processstrafen, so würde nicht nur das Princip der Wahrheit wieder mehr zu Ehren gebracht, sondern auch der Eid oder entsprechende Vorkehrungen in vielen Fällen entbehrlich. Auch die unrichtige Zeugenaussage müsste an sich selbst und von vornherein, nicht aber erst vonwegen einer nachher oder vorher erfolgten Vereidigung, je nach Wissentlichkeit oder Fahrlässigkeit, unter Strafen gestellt sein, die sämmtlich und in erster Linie das verletzte Princip von Treu und Glauben zu treffen, sich aber in zweiter Linie auch nach der Bedeutung des Gegenstandes und der möglichen oder thatsächlichen Folgen der Unwahrheiten zu richten hätten. Nur bei sehr erheblichen Thatsachen sollte man eine ausdrückliche Berufung auf das zwischen den Menschen heilig zu haltende Band von Treu und Glauben, d. h. in einer weniger misszudeutenden Sprache, von Treue und Vertrauen einführen.

Das Bedürfniss, unter Umständen Etwas durch besondere Berufungen zu betheuern, bleibt auch privatim bestehen, wenn göttische Vorstellungen und Rücksichten als unwahr erkannt und als Betheuerungsmittel unbrauchbar geworden sind. Jenes Bedürfniss wird aber dem gesetzten Menschen nur selten nahetreten; denn es ist der Regel nach würdiger, sich auf das einfache Wort zu beschränken. Stets aber müssen jene Betheuerungsmittel solange einen rein privaten Charakter behalten, als sie nicht etwa in der verbindlichen Anrufung der Gesellschaft bestehen, die Unwahrheit an dem Lügner zu rächen. Solche Formen

sind aber auch überflüssig, wenn die Strafen ohnedies, z. B. bei falschem Zeugniss, regelrecht und ausnahmslos in Aussicht stehen. Nicht also blos der Eid, sondern alles Eidähnliche sollte schliesslich aus dem privaten wie aus dem öffentlichen Leben verschwinden. Vorläufig und für den Uebergang könnte man aber gleichsam moralische Versicherungen von besonderer Form einführen, etwa den bestimmt formulirten Ausspruch, durch den, in unserer Sprache geredet, die innerlich und äusserlich rächende Nemesis herausgefordert wird für den Fall bewusster Falschheit der Aussage. Die Verletzung der Menschheit und des im besondern Fall auch ganz besonders in Anspruch genommenen Vertrauens wäre hier das gleichsam geistige Verbrechen. Es verurtheilt sich sozusagen Jemand im Voraus selbst, indem er die Gerechtigkeit ausdrücklich und in einer nicht missverständlichen Form über ihn zu kommen herausfordert. Eine Hinweisung auf den Grund und innern Zusammenhang aller Dinge und auf die innere, oft sehr verborgene Gerechtigkeit verschuldeter Schicksale wäre immerhin zulässig und entfernte sich von allem Eidähnlichen und den gemeinen Eidsurrogaten nicht minder als unser Religionsersatz von aller Religionistik.

Das Geistige im Staat ist das, was ihn davor bewahrt, zum Leichnam zu werden, in welchem die Würmer ihr Wesen treiben. Die blosse Gewalt ist es nicht, woran das öffentliche Leben hängt. Der Geist der Gerechtigkeit, von dem sie getragen wird, ist es, der ihr allein Ansehen giebt. Wie die Kirche sich zersetzt, so kann auch der Staat (und zwar nicht blos dieser oder jener einzelne Staat) verfallen, sein Leben aushauchen und nur als Mumie fortbestehen. Sichere Anzeichen einer Verwitterung staatlicher Zustände sind Fälle, in denen es sich zeigt, dass die Justiz sinkt und, statt Gerechtigkeit zu üben, sich an blosse Interessen prostituirt. Hier sieht man am deutlichsten, wie die mangelnde Geisteshaltung, wie das Abhandenkommen der sittlichen Grundsätze das Verderbende ist. Es wird nun aber meist übel angebracht sein, mit einer neuen Geistesführung unmittelbar in das Verwitternde eingreifen zu wollen. Man überlasse die Staatscorruption ihrem Schicksal, das sie verdient, und man denke daran, gleichsam ausserhalb Staats- und gemeiner Gesellschaftsverwesung eine geistige und materielle Verbindung derer zu schaffen, die dem Charakter nach besser sind und sich sowie

ihre Nachkommen vor der Infection wahren wollen. Dies wird auch die beste Vorbereitung für die neuen Gebilde sein, die an der Stelle des Verwesten dem Leben seine Gestalt zu geben haben.

4. Beseitigung des Schädlichen und Freimachung der Kräfte sind werthvoll, aber noch nicht das Werthvollste. Das Schaffen in neuen Richtungen und die Erkenntniss der Wirklichkeitsziele haben eine noch höhere Bedeutung; denn sie sind das Positive, auf das es ankommt. Jedoch glaube man nicht, positiv sein zu können, ohne zugleich auch negativ zu verfahren. An der Voraussetzung des Gegentheils sind Alle gescheitert, deren Positivität die Nothwendigkeit des Verneinens und Wegräumens ganz oder halb umgehen wollte, wie St. Simon, A. Comte und so ziemlich alle sich in ähnlicher Richtung bewegenden Gesellschaftstheoretiker. Es entstanden diese Theorien in Epochen der Reaction, und ihre Urheber hatten nicht jenen höchsten Grad von Selbständigkeit, der schliesslich über alle zufälligen Eindrücke jeweiliger Geschichtswendungen und Zustände, ja überhaupt über die Geschichte vollständig erhebt. Comte gerieth sogar in den Gedanken hinein, eine geschichtliche relative Heilsamkeit der frühern Existenz der Kirche darthun zu wollen. Angenommen nun, dass über die Nothwendigkeit der Vernichtung des Unwahren und Schädlichen kein Zweifel obwalte, so kann man sich ohne Zweideutigkeit in den positiven Perspectiven ergehen.

Staat und Gesellschaft haben hier eine neue Aera vor sich, sobald in ihnen die vollkommeneren Gesichtspunkte in gehörigem Maasse wirksam werden. Da ist beispielsweise an Erziehung nicht in erster Linie zu denken, sondern es ist die Naturgrundlage in Fleisch und Blut, welche vor allen Dingen die sichtende und schaffende Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen hat. Es ist wahrlich nicht gleichgültig, ob die Stammesvorzüge hier gepflegt und in ausgesuchter Weise erhalten werden, oder ob sie durch schlechte Mischungen oder sonst durch Verwahrlosung verderben. Der Gesichtspunkt der geschlechtlichen Zucht, wie er sich durch individuelle Freiheit und Einsicht bethätigen lässt, ist hier vollkommen am Orte. Die verschiedenen Nationalitäten der modernen Völker haben alle Ursache, auf diesen Punkt besonders zu achten: denn hier sind auch die Grundlagen aller übrigen Kraft und Eigenart der neuern, für die Geschichte ton-

angebenden Stämme zu finden. Hier liegt überhaupt die Wurzel für das Lebensglück der Menschen; denn wo die Natur schon etwas verfehlt hat, da kann nachträglich durch Mittel der Erziehung und Civilisation nur verhältnissmässig wenig, ja oft gar nicht geholfen werden. Unter der Herrschaft der Religion wäre nun eine grundsätzliche Rücksicht auf diese Naturbasis nichts Geringeres als die Ur- und Hauptsünde selbst; denn nach der herrschenden Religion, die in einer Zeit der Corruption entstanden und daher weltpessimistisch gerathen ist, besteht die Hauptsünde grade in dem, wodurch das Leben hervorgebracht wird. Ueberdies ist die alte Judensage über Adam und den Sündenfall auch schon von dieser Richtung, was freilich nicht Wunder nehmen kann; denn Juden in die Welt gesetzt zu haben, ist sicherlich nicht zu den Verdiensten der Natur zu rechnen und mag daher immerhin als Sünde gelten. Nach einem aufgeklärten System der vergleichenden und genetischen Zoologie muss jene, wie manche andere Speciesbildung, als Verirrung und falsche Mischung animalischer Triebe gelten, die dem zuzurechnen ist, was sich selbst zu dieser Fehlbildung gestaltet hat. Wo eine Menschenspecies nichts taugt, da ist es erklärlich, wenn es bei ihr zuletzt dahin kommt, dass die Bessern in ihr, im Grauen vor dem entsprechenden Leben, die Welt überhaupt verwerfen, wie dies schon Christus, aber noch mehr das weitere Christenthum that. Dies ist aber nur eine Rückwirkung gegen die sehlechte Speciesnatur bestimmter Völker, nicht aber gegen die Menschennatur besserer Nationen. Derselbe Grund also, aus welchem die modernen Völker von der Judenüberlieferung und Religion auf die Dauer keinen Gebrauch machen können, bringt auch den Beruf mit sich, Leib, Herz und Hirn im Sinne der bessern Stammesnatur auch physiologisch zu wahren und immer veredelter zu entwickeln.

Der eben nur in einem Grundzuge bezeichnete Gegenstand ergäbe ein weites Thema, wenn man ihn näher behandeln wollte. Der auf ihn bezügliche Theil der Geistesführung tritt aber schon aus den Grenzen dieser Schrift heraus, die den Religionsersatz nur in den Hauptzügen kenntlich zu machen hat. Ebenso ist es mit der Erziehung, für die es sich von selbst versteht, dass die Geistesführung an Stelle der Religion unvergleichlich bessere Früchte zeitigen muss. Doch auch die Erziehung ist hier nicht

mein Thema, ebensowenig wie das Hinwirken auf besser gemischte Zeugungen. Nur sei daran erinnert, dass die erziehungsmässige Zeitigung der bessern Antriebe, Gefühle und Gedanken allerdings keine kleine Angelegenheit ist, dass aber hierin die Familie, wo sie einigermaassen unzersetzt und unverdorben wirklich besteht, einen weit ausgiebigeren Beruf hat, als die öffentliche Schule oder als Erziehungsanstalten, die stets etwas kasernenhaft gerathen müssen. Wo freilich allzuviel verwahrlost ist und eine des Namens würdige Familie kaum angetroffen wird, da mögen Erziehungskaserne und öffentliche Schule auch in dem fraglichen Punkt noch als verhältnissmässige Wohlthaten oder, besser gesagt, als das geringere Uebel gelten. Für den eigentlichen Unterricht versteht es sich von selbst, dass die Massenschule hier schon aus Rücksichten der Wirthschaftlichkeit der Regel nach nicht zu vermeiden ist. Im rein Wissenschaftlichen aber und in der verstandesmässigen Bildungsproduction thut die Gesammtdrillung auch weniger Schaden. Unter den durch die Religion geschaffenen vormundschaftlichen Zuständen ist sogar der Massenunterricht der kürzeste Weg, das wieder auszuscheiden, was durch eben diese Mittel eingeimpft erhalten wurde. Die positive Geistesführung muss sich aber zuerst bei den Einzelnen, in vielen Familien und bei einem freien Theil der Gesellschaft festgesetzt haben, ehe die Organisatoren des bessern Staats die hinreichende Stütze finden, um mit durchgreifender Abschaffung des Aberglaubens und mit der systematischen Bethätigung der Geistesführung in allen Anstalten vorzugehen. Jedoch hat man nie darauf zu rechnen oder gar zu warten, dass eine Mehrheit oder auch nur eine sehr ansehnliche Menge zuvor gewonnen werde. So lange die Ursachen der falschen Bevormundung und Missleitung fortbestehen, bleibt die Majorität aller Schichten und bis auf einen geringen Bruchtheil die ganze letzte Massenschicht in einem gewissen Grade in nicht blos äusserlicher, sondern auch innerlicher Geistessklaverei. Es sind die Minderheiten, denen stets die Initiative der Action gehört hat; die Mehrheiten finden sich begreiflicherweise immer erst nachträglich.

Die Sorge für die sozusagen ungeborene und die unerzogene Welt ist nur eine Seite der Angelegenheit. Die gesellschaftlichen Verhältnisse selbständiger Menschen, namentlich in Beziehung

auf die gegenseitigen Berufsleistungen, sind vielseitiger. In erheblichen Richtungen hängt ihre gute Gestaltung vom bessern Gewissen ab. Wo kein directer oder indirecter Zwang, kein Interesse und auch keine blos äusserliche moralische Nöthigung ausreichende Bürgschaften sind, da kann nur der allgemeine gute Geist in seiner freiwilligen Bethätigung das Gewünschte schaffen. Man denke nur an die gewissenhafte Ausübung eines Handwerks, einer niedern oder höhern Kunst, einer amtlichen Thätigkeit u. dgl. Man denke im Specielleren an die unscheinbareren Fälschungen der Nahrungsmittel und an den Unfug mit den Vivisectionen. In derartigen Fällen lässt sich allerdings auch äusserlich einschreiten; aber gründlich kann nur geholfen werden, wenn auch der freie Wille durch das Gewissen, d. h. durch die Geistesführung in besserm Sinne, bestimmt wird. Ferner hängt auch überhaupt die Freude an einer guten Ausübung des Berufs und an der vorzüglichen Beschaffenheit der Arbeitserzeugnisse von solchen Gesichtspunkten ab, die durch kein blosses Gewinninteresse ersetzt werden können. In allen diesen Dingen ist die Geistesführung an Stelle der Religion der letzte Anhaltspunkt.

Das Gute um des Guten willen thun, darf nicht hohle Phrase bleiben; es muss bedeuten, dass der gute Charakter eben auch seine Art und Weise aufrecht zu erhalten vermöge. Letzteres ist aber nicht möglich, wenn nicht auch der moderne Völkergeist dazu gelangt, seine sittlichen Gesetze und höchsten Ideale auf eine allerseits sichtbare Fahne zu schreiben. Wieviel heilsamer würde sich nicht schon die Gesellschaft gestalten, wenn nur etwas mehr Treue in den allgemeinen Verkehr und etwas mehr Zuverlässigkeit in den eigentlichen Geschäftsverkehr käme! Dennoch ist diese geringfügige Forderung noch bei Weitem nicht das, was von einer durchgängigen Ersetzung der Religion durch Geistesführung verlangt werden kann und im Laufe der Entwicklung zu verwirklichen ist. Ohne den Kitt einer bessern Geistesführung würden sonstige Systemveränderungen socialer und politischer Art auch nicht zusammenhalten. So gut sie übrigens sein möchten, so würden sie mehr Unheil anrichten als Heil bringen, falls die alten schlechten Antriebe und Verworrenheiten des Aberglaubens und des Mangels an Charakter fortbeständen. In der That heisst es auf Flugsand bauen, wenn man sich unterfängt, Gesellschaft und Gemeinwesen

durch blosse Aenderung materieller Institutionen umschaffen zu wollen. So wenig die blosse Privatmoral oder eine öffentlich bekannte, aber in Werken und Einrichtungen unfruchtbare Moral etwas Entscheidendes helfen kann, ebenso dürftig, ja noch dürftiger nimmt sich ein blosses Gerippe äusserlicher Einrichtungen aus, wenn Fleisch und Blut, Wärme und Geist dazu fehlen.

5. Indem Gesellschaft und Staat an die Stelle der Religion die Geistesführung setzen, vertauschen sie nicht blos die theoretischen Vorstellungen, sondern auch die praktischen Uebungen. An die Stelle des Cultus tritt theils das, was schon früher auseinandergesetzt wurde, theils kommt noch hinzu, was als Wirklichkeitsangelegenheit die Menschen nun weit intensiver in Anspruch nehmen muss. Die Ideale sind nämlich alsdann nicht mehr von der phantastischen überweltlichen Art, sondern gehören selbst der Wirklichkeit, also ausser dem Einzelleben dem Gesellschafts- und Staatsleben an. Es ist, um auch einmal die alte Sprache der Religion zu reden, das Himmelreich nicht ausser der Welt zu suchen, sondern in der Vollendung der Natur selbst insoweit zu finden, als ein solcher Begriff nicht abergläubisch und daher überhaupt noch berechtigt ist. Gemeine Antriebe, Verhältnisse und Gestaltungen sind jederzeit das allgemeine Loos, und das im Edlen wirklich Ausgezeichnete ist eben stets die Ausnahme. Dem Ideal entspricht nur Weniges; aber es müssen verschrobene Ideale falscher Art sein, denen gar nichts entspricht oder entsprechen kann. Die Meinung, es sei in allen Fällen nur Annäherung möglich, stammt selbst aus den verhältnissmässigen Niederungen der Gesinnung. Gewiss ist für den gemeinen Tross geistiger Ganz- oder Halbsklaven die Annäherung schon etwas Schweres; ja sie findet meist nur in einem kläglichen Maasse statt. Für die bessern Naturen ist aber das Gute jeder Art kein blosser Gegenstand elender Annäherung, sondern sie tragen es in sich selbst in solcher Gestalt, in welcher es unter den jedesmaligen Umständen überhaupt bestehen kann. Dagegen ist die Rechnung mit den gemeinen Antrieben darum so sicher, weil auf zehntausend Fälle, in denen sie nackt und ledig gelten, kaum einer kommt, in welchem ein höherer mächtigerer Antrieb sich hinzugesellt und einen andern Ausschlag giebt. Diese nothwendige Bewandtniss hindert aber nicht, dass sich das Gemeine

im Niveau allmälig abgeändert und selbst etwas gehoben finde. Es bleibt alsdann das Gemeine; aber es bessert sich, und ihm gegenüber steigern sich dann auch diejenigen Vorzüge, durch welche die seltenen Ausnahmen gebildet werden. Dahin zielt eben die Geistesführung ab, die selber ihren Ursprung nur in den am meisten gesteigerten Ausnahmecharakteren haben kann. Das Wort Führung würde weniger passend sein als es ist, wenn in irgend einer Zeit die Selbstführung des Geistes nicht blos in einem gewissen Umfang bei Allen eingebürgert sein, sondern auch alle Punkte umfassen könnte. Für die Initiative der Wenigen wird aber stets noch Etwas übrig sein; denn sonst hörte der Typus des Schaffens, der nach allen bisherigen Erfahrungen in der Natur allein denkbar ist, offenbar auf. Die charaktervollsten und begabtesten Einzelnen werden immer die Ausgangspunkte werden, von denen aus die Hebung des allgemeinen Niveau sich bewerkstelligt.

Kunst und speciell Dichtung können für den Einzelnen und die Gesellschaft wirklich Anmuthendes und Förderndes leisten, vorausgesetzt, dass sich die schöpferische Kraft und Form in ihnen auch mit Geistesführung verbunden finde. So ist es besonders an der Dichtung deutlich, dass sie ihren Werth in dem Maasse verliert, in welchem sie unwahre Gedanken und abirrende oder unedle Gefühle zum Ausdruck bringt. Sie muss überall das Wirkliche, darf aber nur das Edle und Höchste in der Wirklichkeit zum Gegenstande haben. Widmet sie sich dem Durchschnittlichen und gemein Niedern, so sinkt sie hiemit eben auch zum Realismus der Gemeinheit hinab. Zwischen Wirklichkeitsidealen und realistischen Plattheiten gähnt eine weite Kluft. Real sind das Niedere und das Hohe; aber der Realismus, wie Wort und Sache gewöhnlich genommen werden, haust im Gemeinen und daher Niedern. Die Dichtung hat die hohlen phantastischen Ideale jeglicher Art von Jenseitigkeit und Ueberschwenglichkeit zu meiden; aber es ist ihr mehr als blos gestattet, falls sie es vermag, eine spätere, noch erst zukünftige Wirklichkeit, also Ziele des Wirklichkeitsstrebens zum Gegenstande zu haben. Ohne falsche Zukünftelei soll sie das Edle und Grosse auch schon in der Anlage und im Werden erfassen und so eine wahre Voraussicht an die Stelle falscher Prophetie setzen. Sie löst ihre höchste Aufgabe grade da, wo sie einem gegenwärtig

noch lebendigen Streben, also den entsprechenden Gefühlen und Gedanken, einen Ausdruck verschafft, in welchem man auch die Theilnahme an der Zukunft gewahr wird. Schon die von Natur bestehende Liebe der Geschlechter ist nichts, dessen Sinn auf die Gegenwart beschränkt wäre. Um wieviel mehr müssen die sonstigen höher gearteten Empfindungen und Gedanken der bessern Menschheit eine Seite haben, die über das jeweilig Vergängliche des Tages hinausweist! In dieser Beziehung zeigt es sich auch wiederum recht klar, was der moderne Völkergeist für die Poesie zu werden hat. In ihn und speciell in den Charakter der einzelnen Nation muss sich die Dichtung versenken, um aus diesen Tiefen eine vollendetere Wahrheit und veredelte Formen des Fühlens und Denkens heraufzuholen. Den hier fraglichen Geist tragen die Völker und die Einzelnen in sich selbst, haben ihn also nicht in romantischer Verschraubung blos in der Vergangenheit zu suchen. Im Gegentheil ist das Gewesene, insofern es schon verwest ist, stets ein schlechter Gegenstand für eine wahre Wirklichkeitspoesie. Immerhin mag die rückwärts gewandte Umschau auch die geschichtlichen Züge anderer Epochen zugleich mit allen ihren Fehlern, also auch mit dem Aberglauben, allenfalls zur poetischen Darstellung bringen; aber Sage und allzu entfremdete Geschichte sind nicht das Feld, wo eine bessere, dem Wirklichkeitsideal nachstrebende, nicht von höherer Geistesführung gänzlich verlassene Poesie zu ernten hat. Ueberall muss es Grundgesetz sein, dass die sogenannte Dichtung nur eine Form sein darf, die Wahrheit und zwar nur diejenige Wahrheit darzustellen, die wegen ihrer Auszeichnung vor den gemeinen platten Beschaffenheiten wirklich besondere Theilnahme verdient. Die Grundsätze der Freiheit, der Treue, der Gerechtigkeit und des Vertrauens sind natürlich auch hier maassgebend, und es ist eine arge Verirrung, die Poesie oder irgend welche andere Kunst von den Gesetzen sittlicher Wahrheit und edlen Charakters entbunden zu wähnen. Auch die Dichtung darf das Schändliche nicht darstellen, wo sie nicht zugleich die Perspectiven einer gebührenden Rache zu eröffnen vermag, und wäre dies auch nur durch die Hindeutung auf einen weitern Zusammenhang möglich, der die anscheinend unvergoltene Handlung umrahmt. Uebrigens versteht es sich von selbst, dass der blos spielerische und nicht ernst gemeinte Gebrauch der Göttergestalten und des

Volksaberglaubens gänzlich in Wegfall zu kommen hat. Nur bei der Schilderung der Menschen mit allen ihren Fehlern gehört die Reproduction jener Vorstellungen zur Wahrheit der Sache selbst; aber es ist auch hiebei zu bedenken, dass ein Sichinalleshineinversetzen seine Grenzen haben muss, wenn sich der Dichter nicht unwürdig preisgeben und gleichsam prostituiren soll. Uebrigens ist es ein falscher Satz, dass man die Ueberzeugungen des Dichters nicht aus dem Gegenstande herausmerken oder, was dasselbe heisst, nicht in demselben finden dürfe. Eine objective Poesie von diesem falschen Schlage hat nie existirt und soll auch nicht einmal in einer Annäherung versucht werden. Doch die Verfolgung dieser Verhältnisse zwischen dem Dichter und seinem Gegenstande würde hier zu weit führen. Hier ist es genug, zu wissen, dass der Dichter entweder mit dem Gegenstande eins sein oder, wo dies nicht möglich ist, den Gegenstand seinem bessern subjectiven Maass unterwerfen muss, so dass er von dem Verkehrten nur soviel zeigt, als zur gehörigen Charakteristik von dessen wesentlicher Beschaffenheit nothwendig ist.

Hätten Moralität und Gerechtigkeit, sowie eine entsprechende Anschauung der Gesammtwelt erst auf die Kunst zu warten, so wäre es mit ihnen allerdings schlecht bestellt. Im socialen Zusammenhange ist Poesie sowie überhaupt Kunst, sobald diese den Gesetzen der Wahrheit und Gerechtigkeit zuwiderläuft, sogar schädlich. Zu dem unmittelbaren Uebel, welches in der Verschönerung und Beschönigung des Falschen liegt, kommt noch die erschlaffende, abstumpfende, ja schliesslich entnervende Wirkung, die mit der ausartenden Pflege blosser Schöngeisterei verbunden ist. Schon Plato hatte, wenn auch etwas zu puritanisch, vor den Dichtern gewarnt, weil diese die ungehörigen Gefühle gleichsam begössen, die Wollust anregten u. dgl. Er hatte sie deswegen in seinem Idealentwurf von einem Staate aus diesem gradezu ausgeschlossen. Das war einerseits zu viel und andrerseits zu wenig; zu viel, weil die Gesellschaft durch gute Poesie und überhaupt bei maassvollem Genuss künstlerischer Eindrücke in Gefühlen und Gedanken wirklich gefördert werden kann; zu wenig, weil die blasirende Wirkung jedes Kunstgenusses vergessen ist, bei welchem das Maass der Wahrheit nicht auch schon in der Poesie selbst die übertriebenen Steigerungen ve-

hindert. Uebrigens war ein Plato auch nicht dazu angethan, die Phantastik, der er im Denken selbst als ehemaliger Halbpoet huldigte, in der eigentlichen Dichtung zu verpönen. Auch hatte überdies sein Grund etwas von dem religionsartig Düstern an sich. In unserm Zusammenhange aber soll alle Kunst nur, wie es sich gebührt, der bessern Geisteshaltung theilhaft sein, wenn sie als gesellschaftlich heilsam gelten will. Ein Stückchen Religionsersatz kann sie eben nur insoweit sein, als sie sich zu einer speciellen Form der Geistesführung herausbildet und demgemäss die Wege dieser streng einhält. Weit gefehlt aber, dass sie selbst die Quelle der höchsten Grundsätze der Geistesführung wäre, ist sie vielmehr, und zwar auch nur im günstigsten Falle, ein Feld, welches von jener Quelle her berieselt wird.

Urkräftiger als alle künstlerischen Schattenbilder von Gefühlen und Gedanken sind die wirklichen Anregungen der natürlichen Empfindungen durch das Leben. Ohne eigne Erfahrung der letzteren bleibt überdies alle Kunst des Wortes ohnmächtig genug. Sie führt den Unerfahrenen gleichsam in das Hohle und gewöhnt ihn, einen möglicherweise gehaltreichen Satz als blosse Phrase zu gebrauchen. Der Gehalt der Dinge muss in seinen einfachsten Elementen unmittelbar an und aus den Dingen selbst erfahren werden; sonst ist alle Bemühung künstlerischer Vereinigung solcher Elemente zu neuen schöpferischen Gesammtgestalten vergebens. Die Dichter haben aber nur da, wo und insoweit sie wahrhaft gross sind, selbst diejenige Kenntniss des menschlichen Innern und des äussern Lebens, durch welche sie in den Stand gesetzt werden, auf die Gemüther natürlicherweise und wahrheitsgemäss einzuwirken. Nur dadurch, dass sie wahr und maassvoll sind, überdies aber an die geringern Grade der Durchschnittsgefühle anknüpfen, um eine höhere Steigerung einigermaassen verständlich zu machen, erzielen sie auch in der gemeinen Breite des Massendaseins einige gute Erfolge. Nun aber vergleiche man Alles, was die Dichter beispielsweise in der Anregung des Mitgefühls leisten können, mit dem, was das Leben und dessen Thatsachen hierin vermögen. Man wird so innewerden, dass den Dichtern im besten Falle wesentlich nur die Rolle einer Bestätigung und Formveredlung des bereits vorhandenen geistigen Gehalts zufällt. Die milden Einrichtungen, die man in der Gesellschaft auf das entwickeltere Mitgefühl der modernen Völker, nicht aber

etwa auf die dem bessern Charakter fremde und importirte Religion, zurückzuführen hat, sind jedenfalls keine Frucht dichterischer Erregung von Mitleid. In echten Wirklichkeitsverhältnissen, wo der Schein jeder Religionseinmischung beispielsweise auch in der Krankenpflege mit der Wahrheit zu vertauschen ist, wird die Quelle derartiger Institutionen der Gesellschaft genugsam klar und demgemäss, soweit sie unrein geworden ist, auch geklärt werden. Handwerksmässige Anregung der Gefühle ist hier ebensowenig eine Ursache von etwas Gutem, wie in der sogenannten Philanthropie. Letztere entlarvt sich durch den Kenner meist als unwahr, heuchlerisch und, wo nicht selbstsüchtig geschäftlich, doch mindestens, was nicht weniger schlimm ist, als Pflänzchen kleinlichst persönlicher und hohlster Eitelkeit windiger Existenzen. Die ganze Humanität wird durch diese Missgewächse gefälscht; denn die wahre Quelle edler Menschlichkeit und wahrer Menschenfreundlichkeit, die selbstverständlich nur den guten Zügen im Menschen mit Wohlwollen entgegenkommen kann, ist der bessere neuere Völkercharakter in seiner höheren Entwicklung. Letztere beruht aber auf den Erfahrungen des Einzellebens und der umfassenderen Lebensschicksale ganzer Nationen.

6. Für den Religionsersatz in Gesellschaft und Staat stellt sich die Frage, ob er etwa ähnlicher persönlicher Organe bedarf, wie die Religion in den Priestern aufweist. Grundsätzlich ist dies, wie schon früher angedeutet, zu verneinen; denn die Vormundschaft über erwachsene Personen würde verewigt, wenn sich die Gesellschaft für die Lehre des Vollkommeneren Leute bestellen wollte, deren bezahltes Handwerk es wäre, sie ihr in bestimmten Zwischenräumen und bei gewissen Gelegenheiten ans Herz zu legen. Es wäre ein Abweg, den Priester- und Predigerstand nachahmen und in der Menschheitsgeschichte auf diese Art noch einmal gleichsam wiederholen zu wollen. Man bedenke wohl den Ursprung jeglichen Priesterthums. Ein solches würde nie entstanden sein, wenn Lehre oder Zucht die Zwecke gewesen wären. Letztere waren vielmehr ursprünglich überall nichts Anderes als Zauberwirkungen und ein zugehöriger Verkehr mit den Göttern oder dem Gotte, sowie Opfer, Gebete, Zukunftsschau u. dgl. Erst nachträglich hat sich, und zwar vorzugsweise im Protestantismus, also bei den modernen nordischen Völkern, das Predigen und hiemit die Lehre in den Vordergrund geschoben. Diese Wendung

ist aber schon relativ ein Ersatz- und Abschwächungsmittel des eigentlichen Priesterthums. Sie ist eine Erfindung des neuern Völkergeistes auf dem Wege zur Abschaffung der Religion. Eigentliche Lehre, auch wenn sie nicht einem autoritär willkürlichen Glauben gilt, gehört, insoweit sie von besonders angestellten Lehrern ausgehen soll, in die Zeit des Unterrichts und hat ihre ordentliche Stellung als Jugendbildung. Für weitere Lebensalter muss sich die Kenntnissnahme auf freierem Wege durch gleichheitlichen geistigen Verkehr, darf sich aber nicht durch eine neue Art von Geistlichen vermitteln. Von den Priestern und Geistlichen kann daher der vollkommenere Zustand keinen Gebrauch machen. Diese Erbschaft kann er in keinem Falle antreten; denn aus dem Menschenmaterial der religiösen Armee lässt sich eher alles Andere, als etwa für das Uebergangsstadium eine Anwaltschaft der besseren Menschheitssache machen.

Den ausgesprochenen Grundsätzen steht es nicht entgegen, dass, solange der geistige Kampf dauert, für diesen besondere Organe erforderlich sind. Was den Menschen solange eingeimpft worden ist, kann nicht durch blosse Verhinderung der Neuimpfungen sofort verschwinden. Schafft man das Cultuspersonal ab, so muss man dafür sorgen, dass die bis dahin unmündig Erhaltenen sich nun nicht, wenn auch nur für den Augenblick, haltlos fühlen. Wo Lücken entstehen, muss man sie ausfüllen; denn es wird, wenn jene Maassregeln platzgreifen, erst ein Theil der Gesellschaft zureichend selbständig sein. Alle übrigen Theile werden durch eine feste Geistesordnung aus der vorangegangenen Sklaverei erst herauszuziehen sein. Diese Anleitung zur Selbständigkeit erfordert nun offenbar zeitweilig besondere Organe. Man wird aber wohl zuzusehen haben, dass dieser Zwischenberuf von Lehrern für Erwachsene nicht selbst zu einer Art Predigerthum werde. Wenn sich, wie in der grossen französischen Revolution sogar Erzbischöfe, so bei künftigen Uebergangsvermittlungen irgend welche bisherige Religionsbeamte zu Erklärungen finden oder gar drängen, dass sie bis dahin das Falsche vertreten und gelehrt haben, so kann so etwas selbstverständlich dazu beitragen, den irren Zustand der Gemüther rascher zu beseitigen. Auf diese Weis bricht die alte künstliche Autorität in sich selbst zusammen. Solche Abkürzungsmittel sind daher nicht von der Hand zu weisen; aber es wird grade denen am wenigsten

zu trauen sein, die am schnellsten bereit sind, sich selbst Lügen zu strafen. Man kann Wahrheit in der Zukunft da nicht erwarten, wo in der Vergangenheit am Gegentheil gegen besseres Wissen und blos um der Würden und Einkünfte willen festgehalten wurde. Solche abtrünnige Personen können daher nur als Gegengift gelten, und hat man sich ihrer entsprechenden Eigenschaft stets zu erinnern.

Die Umwandlung der gesammten Priesterschaft in ein die Abschaffung der Religion vermittelndes Uebergangsorgan ist als erspriesslich kaum vorstellbar. Eine allmälige Abschaffung vollzieht sich allerdings auf dem Wege der Verderbniss insoweit, als eine grosse Anzahl Priester und Prediger selbst den Glauben ganz oder zum grössten Theil einbüssen. Was sie alsdann dennoch gegen besseres Wissen wirken und manipuliren, wird nothwendig im Eindruck immer schwächlicher. Dieser Verfall und diese Corruption sind aber nur die eine Seite der geschichtlichen Vorbereitung der Umschaffung. Andererseits giebt es auch ehrlichere Naturen, die, wo sie nicht überzeugt sein können, nicht mitspielen. Diese kehren dann aber auch der ganzen Sphäre den Rücken und suchen ihren Beruf in der Gesellschaft auf andern Wegen, und zwar auch nicht auf denen der Philosophastrik, deren Trug ein verfeinertes Zubehör und gleichsam ein Extract der Theologie ist. Aus solchen bessern Naturen, die einen Beruf zur echten Geistesführung hätten, aber vor der Hand mehr oder minder davon entfernte Thätigkeiten ergreifen müssen, können sich wenigstens zum Theil später auch die Leiter derjenigen Gesellschaftsgruppen rekrutiren, die mit der vorläufigen, nicht staatlichen, sondern noch erst frei gesellschaftlichen Organisation der neuen Geistesordnung vorangehen. Ich sage aber ausdrücklich „zum Theil"; denn es wäre ein Unglück, wenn die überwiegende Mehrzahl der zunächst kurzweg als Geistesführer zu bezeichnenden Personen nicht anderwärts herstammte. Aus einem Mönch wird nicht allzuleicht ein Giordano Bruno, und wenn so Etwas in irgend einem seltenen Falle der Geschichte einmal daraus wird, so bleibt doch noch immer viel zu viel von den Manieren und den allgemeinen Vorstellungsrichtungen der früheren Lage haften. Die umgebildete oder vielmehr in der Umbildung begriffene Gesellschaft bedarf vor allen Dingen solcher Elemente, die noch mit keinem Fuss im Reiche des Gegentheils und der Verneinung der bessern und höhern Zwecke gestanden haben.

Auch erwarte man nicht, dass Regierungen, in welcher Art sie sich auch gestalten mögen, irgend etwas Entscheidendes thun können, ehe nicht in der Gesellschaft selbst die Vorbereitungen getroffen sind. Zunächst sind es immer Einzelne, dann kleinere oder grössere gesellschaftliche Gruppen, welche die Hauptarbeit verrichten, nämlich für die Umschaffung einer gehörigen Anzahl von Elementen des Gemeinwesens sorgen. Letzteres kann als Ganzes und in Form einer Regierung das Werk schliesslich nur adoptiren; denn selber zeugt es in der fraglichen Beziehung gar nichts. Es ist in seiner amtlichen Thätigkeit eben stets nur Organ des Bestehenden. Erst wenn das alte Bestehende durch ein neues Bestehendes in der freien und lebendigen Gesellschaft zu einem ansehnlichen Theil verdrängt ist, so dass die entscheidende Geistesmacht dem Neuen zufällt, können auch die Einrichtungen der äussern Organisation und Gewalt des Staats dem Vollkommeneren principiell und systematisch dienstbar gemacht werden. Staatsmänner vermögen nur wenig und auf die Dauer garnichts, wo sie kein zuverlässiges Fundament in der Gesellschaft vorfinden. Sie kommen daher mit ihren Maassregeln stets später als die entsprechenden Bestrebungen und Vorgänge bei Einzelnen und in der Gesellschaft. Die geistige Initiative der Einzelnen, die ausserhalb der Autorität stehen, geht immer voran und kann daher auch der Regel nach nicht sofort zur äussern oder gar vollen That werden. Alle Arten von Gewalthabern dagegen sind auch bei dem besten Willen ohnmächtig, das geistige Gute zu vollbringen, wo die Gesellschaft noch überwiegend von den Mächten des Aberglaubens befangen gehalten wird, oder wo sich Interessen entgegenstemmen, die, ohne eigentlich dem gröbern Aberglauben zu huldigen, ihn doch in den Massen als vermeintlich nützliches Niederhaltungsmittel conservirt wissen wollen.

Die eben erwähnten Interessen werden verschwinden. Auch ist es überhaupt nicht ein äusserer Widerstand, welcher gegen die Ersetzung der Religion am längsten vorhalten kann. Die Rechnung mit der innern falschen Gewöhnung der Gemüther ist wichtiger. Jedoch auch hier ist nur ein einziger Punkt, bei welchem der Widerstand als etwas Bedeutenderes in Anschlag zu bringen ist. Dies ist die künstlich erregte Hoffnung im Sterben oder überhaupt in Nöthen, die an dem Leben verzweifeln lassen. An die fragliche Schwäche der Menschen werden sich nicht nur die Priester am

längsten klammern, sondern es werden auch die Menschen selbst vielfältig an Unsterblichkeitshoffnungen festhalten. Auf diese Weise glauben sie, wo nicht ihr ganzes Ich, doch ein Stück davon, zu bewahren. Hienach werden auch oft Solche trachten, die den Priestern längst den Abschied gegeben haben, auf keine geistlichen Zaubermittel etwas geben, wohl aber in ihrem Privatglauben ein ausserweltliches zukünftiges Leben als wichtigsten Artikel zurückbehalten haben. Weil hier das Interesse am Ich im Spiele ist, so muss dieses Pünktchen der Religion sich innerlich am meisten widersetzen. Auch giebt es kein anderes Mittel, die Menschen, die einmal durch die Religion in diese Unwahrheit hineingerathen sind, von diesem Stück unberechtigtem Selbstinteresse, d. h. von dieser Selbstsucht des Ich zu erlösen, als eine Befreiung nicht etwa blos von den Vorstellungen über ein angebliches Seelending, sondern auch von denen, die auf der falschen Verdinglichung des Ich beruhen. Das als Ding gedachte Ich ist eben auch eine Erdichtung. Was am Ich thatsächlich ist, sehen wir in der Wirklichkeit; jeder andere Begriff davon kann auf die Dauer nur eine auf den Egoismus speculirende Charlatanerie bleiben. Dem Ich hat man aber nicht blos theoretisch, sondern auch praktisch beizukommen. Der Tod ist, wenn er nur richtig, d. h. als Vernichtung verstanden wird, der von der Natur bestellte Verbündete gegen die Selbstsucht. Eine wirkliche und berechtigte Theilnahme des Menschen, welche über die eigne Vernichtung hinausstrebt, hat sich anderwärtshin zu wenden. Sie hat das, was ausser dem Ich liegt, in die eignen Affectionen einzuschliessen. Auf diese Weise kann der Mensch auch unbeschränkt hoffen, aber freilich nicht für sein Ich; wohl aber für Etwas, was seinem Fühlen und Denken lieb und werth ist. Das sind dann würdige Perspectiven in Todesgedanken. Der Act des Sterbens selbst ist, soweit Andere bei ihm gegenwärtig sind, lieber mit Schweigen zu achten, als mit falschen Trostgründen zu behelligen. Natürlich versteht sich dies nur vom Standpunkt des Religionsersatzes. Die Gesellschaft kann daher auch hier durch ihre Sitte nichts einführen, was etwa dem Regime der Zaubermittel oder auch nur eines auf Unwahrheit gegründeten Zuspruchs ähnlich sähe. Die Deutschen möchten so Etwas auch wohl am frühsten entbehren können. Schon Siegfried, der Held des Nibelungenliedes, in welchem doch schon das Christenthum äusserlich etablirt ist, starb ohne jede Gedanken-

regung jenseitiger Art. Der Dichter aber, aus dessen Geist dieses Todesbild entworfen ist, hat bereits mitten in einer vom Christenthum beherrschten Welt gelebt. So mächtig war jedoch unwillkürlich der bessere Völkergeist in ihm, dass die mit dem Würdigeren unverträglichen Vorstellungen, wenigstens bei den entscheidenden Punkten, wegblieben. Eine höhere Entwicklung des Verstandes und Gemüths zeitigt im Menschen allerdings auch Regungen und Bedürfnisse nach einem vollkommeneren Bewusstsein über alles das, was den Tod des Einzelnen überdauert. Philosophastrische Flausen aber, wie die, es bestehe das Ich in einem allgemeineren Ich und bleibe darin wenigstens zum Theil erhalten, — derartige Windigkeiten, für welche Spinozas halbe Unsterblichkeit mit dem Fortbestehen eines Theiles vom Einzelgeiste das Vorbild sein könnte, sind wahrlich da nicht am Platze, wo der Gegenstand ernst genommen und aufrichtig ohne die Schlupfwinkel der Halbheiten und Zweideutigkeiten entschieden wird. Was jenen höheren Bedürfnissen entspricht, ist schon früher von uns dargelegt worden, und hier war nur daran zu erinnern, dass ein Ersatz des zu vernichtenden Ich nur in den Vorstellungen gefunden wird, die sich auf die bleibende Welt richten. Diese Affectionen werden im günstigen Falle die Natur einer Art Liebe zum bleibenden Guten annehmen, durch welches der Mensch Alles vertreten sieht, was er selbst etwa noch wollte und im Guten zu wollen berechtigt war.

Ist der Ichwahn beseitigt, so bleibt kein Ding, sondern nur ein Vorgang übrig, und dieser ist das einzig Wirkliche, das einzig Interessirende am Einzelmenschen. Wohl aber kann sich die weitere Theilnahme darauf richten, welches Verhältniss dieser Vorgang zu allen andern Vorgängen des Seins und zu diesem selbst habe. Auch an die Zukunft kann sich die Hoffnung knüpfen, dass er in irgend einem Wesen und Vorgang eine bessere Beleuchtung erfahre, dass sich also für irgend ein künftiges Bewusstsein das als gerechtfertigt und ausgeglichen zeige, was etwa an einem Schicksal oder dem Schicksal überhaupt noch Unbefriedigendes gewesen. Mit dieser Idee begiebt man sich aber schon, so rationell sie an sich gehalten ist, hart an die Grenze, wo das Leere, das Dunkle und die Träume beginnen. Die Zuversicht und das Vertrauen, mit welcher der gute Charakter voraussetzt, es sei für ihn die Ordnung der Dinge auch in deren

unerkannten Gebieten befriedigend, ist das einzig Stichhaltige. Dies ist aber auch genügend und ersetzt dem gerecht bescheidenen Einzelmenschen den Eitelkeitstand persönlicher Unsterblichkeitsvorstellungen. Sogar unsere eigenste Wendung, derzufolge anstatt blos ideeller Theilnahme am Ganzen eine nie näher zu kennzeichnende reale Theilhaftigkeit daran allenfalls vorausgesetzt werden mag, würde sofort zu etwas Bedenklichem ausarten, wenn sie sich fälschlich auf Conservirung der Individualität erstrecken wollte. Der Punkt, in welchem der Individualvorgang mit dem Gesammtvorgang im Sein zusammenhängt, ist und bleibt ohne nähere Kennzeichen. Er ist selber eine Grenzvorstellung nicht nur für unser Wissen, sondern auch für unsere Annahmen und für unser berechtigtes Vertrauen. Besser ganz auf nähere Einlassung mit derartig sich darbietenden Grenzbegriffen verzichten, als sie ins Träumerische und Phantastische ausmalen und der Schwäche irgendwelchen anscheinenden Bedürfens nachgeben. Die nothwendige Unbestimmtheit in den fraglichen Vertrauensregungen und gleichsam letztwirklichen Perspectiven ist das Beste und zugleich auch das Rationellste, woran wir uns halten können. Jegliche affirmativ denkerische Speculation nach dieser Richtung müsste nicht blos unsicher gerathen, sondern würde auch eine sachlogische oder vielmehr sachunlogische Thorheit sein. Es bleibt also auch Angesichts der Todesnähe oder herbster und quälender Schicksalsgestaltung dabei, dass nicht blos die Transcendenz sondern auch sozusagen jegliche Rescendenz, d. h. vermeintliche Rückkehr in den Urgrund etwas Trügerisches ist, dessen gelegentliches Gaukelspiel mit dem eignen Gemüth und Verstand im Innerlichsten zu vernichten und gleich im Keime abzuschaffen zu den Aufgaben unseres Cultusersatzes gehört. Generationen werden vergehen, ehe angestammte Gewohnheiten des Vorstellens und der Neigungen ganz entwurzelt sein können. Die schliessliche Entwurzelung ist aber gewiss, soweit Unberechtigtes und Selbstsucht den entscheidenden Kern des individualistischen und auch sonst falschen Jenseitswahns gebildet haben und in feinern Formen noch oft genug auch bei den besten Naturen noch immer bilden.

7. Im Hinblick auf die ferneren Gestaltungen der Geistesführung stellt sich die Frage, ob die letztere noch überhaupt durch so Etwas wie weltbeherrschende neue Religionsstiftungen

gekreuzt und in der Menschheitsgeschichte gleichsam durch ein zweites Mittelalter hinausgeschoben werden könne. In der jetzt übersehbaren Lage lässt sich, wie wir schon früher bemerkten, nichts auffinden, was nach solcher Verzögerung einer vollen Geistesaufklärung aussähe. Die ehemaligen Religionen haben nur noch wenig Leben, und wo unentwickeltere Völker, wie die russischen Slaven, von dem Christischen noch mehr umsponnen scheinen, da sind im Gegensatz hiezu auch grade die am entschiedensten emancipirten, ja alle alten Verrottungen der Weltgeschichte am thatkräftigsten bekämpfenden Elemente anzutreffen. Die Frage bleibt also nur noch die, ob neue Religionsstifter zu gewärtigen seien. An sich ist dies zwar keine Unmöglichkeit; denn an Bevölkerungen, die für Lug, Trug und Phantastik empfänglich sind, fehlt es ebenso wenig, wie an Interessen, die bei der Ausübung neuer Formen des Betrugs auch von Neuem ihre Rechnung finden und irgend eine religiöse Charlatanerie begünstigen würden, sobald diese genug umsichgegriffen hätte, um ihnen hinreichend dienen zu können. Allein es ist nicht abzusehen, wie unter den modernen Verhältnissen ein neuer Aberglaube, der nicht etwa eine blosse Formumwandlung des alten ist, zur Herrschaft über die maassgebenden Culturnationen gelangen sollte. Blosse Umwandlungen der bestehenden Religion blieben aber immer ein Stück Asiatismus und blieben demgemäss mit dem neuern Völkercharakter auch als Reformerzeugnisse unverträglich genug, um diesem schliesslich ganz weichen zu müssen.

Das Merkmal eines Religionsstifters besteht übrigens darin, im Namen einer vorgegebenen jenseitigen und daher nicht nachweisbaren Macht, also namentlich eines Herrgottes, Offenbarungen und Gesetze zu verlautbaren. Irgend einen Aberglauben haben alle bekannten Religionsstifter allerdings vorgefunden; denn die Menschen haben mit dem Fehlgreifen ihrer Vorstellungen nicht erst auf die Initiative einzelner Leiter in diesen Fehltritten gewartet. Die späteren Religionsstifter waren sogar immer darauf angewiesen, an ältere anzuknüpfen und sich mit deren Hinterlassenschaft auseinanderzusetzen. Sie schufen den Aberglauben nicht; sie entwickelten ihn nur und bereicherten ihn mit neuen individuellen Wendungen. Wie jede Krankheit ihren Verlauf und demgemäss auch ihre Geschichte hat, ja wie etwas Aehnliches auch mit allem Unheil und namentlich auch mit den

Verbrechensgattungen der Fall ist, so hat auch der Aberwitz und der auf ihm beruhende Aberglaube seine weltgeschichtliche Entfaltung. Er muss aber auch sein weltgeschichtliches Endschicksal haben; denn es kann nicht immer so fortgehen, dass die Menschen angebliche Nachrichten und Zumuthungen von Etwas her annehmen, was für sie jenseit alles Verkehrs und aller eignen Erfahrung liegen und nur durch Priestervermittlung zugänglich sein soll. Eine neue Religion kann daher nur auf kommen, insofern sich Leute finden, die irgend einem Menschen glauben, wenn er im Namen einer ausserweltlichen Autorität zu handeln vorgiebt. Auf eigne menschliche Autorität hin vermag Niemand eine Religion zu stiften; denn was er auch in Gang brächte, so wäre es doch nie eine eigentliche Religion, da eine solche nicht ohne eine aussermenschliche und aussernatürliche Autorität gedacht werden kann. Hier ist also die Grenze zwischen Wahrheitswidrigkeit und Religion auf der einen, und Wahrheit und Geistesführung auf der andern Seite. In einem allgemeineren Sinne war die Religion freilich auch eine Geistesführung, aber eben eine Irreführung des Geistes, in der sich zuerst ein Wenig ursprüngliche Selbsttäuschung mit sehr viel bewusstem Betrug und dann später auch noch mit dem theilweisen Betrogensein weiterfolgender Religionsstifter gattete.

Freilich liegt es sehr nahe, dass die rückständigeren Bevölkerungen noch neuen Religionsvarianten, ja selbst erheblicheren Neustiftungen von Religionen anheimfallen können. Dagegen ist nicht auf Weltdimensionen und eine entsprechende Herrschaftsrolle solcher etwa noch vorkommender Spätlingsgebilde zu rechnen. Der moderne Völkercharakter, ausgestattet mit vollerem Selbstbewusstsein und reicherer Erfahrung, wird mächtig genug sein, um allen Wiederholungen des Asiatismus der Religion die Entwicklung zur Herrschaft zeitig abzuschneiden. Hat er die Kraft, die alte Religionsära abzuschliessen, so wird er auch die Kraft haben, jeder neuen, die sich von irgendwoher ankündigen möchte, von vornherein den Eingang zu wehren. Was man aber bisweilen natürliche Religion genannt hat, ist entweder ein gesäuberter Auszug aus der eigentlichen Religion oder gar keine Religion, sondern ein Stück Philosophie, welches noch unklar und unentschieden genug ist, um überhaupt an die Religion anzuknüpfen. Derartige Halbheiten sind aber von zu ohnmächtigem Charakter

und Geiste, um in Rechnung zu kommen, wenn es sich um weltbeherrschende Kräfte handelt.

Die Berufung auf den modernen Völkercharakter mit dessen höherer Ausprägung von Verstand und Gemüth ist dagegen keine künstlich autoritäre oder gar mystische. Sie geht auf die menschlichen Kräfte in deren bisher verhältnissmässig vollkommenster Darstellung und Ausstattung. Was aus allgemeinem Menschenwesen überhaupt, ohne Unterscheidung der Species und des Typus stammen kann, ist, selbst wenn es gesichtet wird, mindestens unzulänglich. Erst durch höhere Speciesbildung entstehen auch die Ausgangspunkte für das geistig Höhere. Dies gilt nicht nur der Thierheit gegenüber von der Menschheit, sondern auch innerhalb der Menschheit gegenüber der schlechtern Race von der bessern, und innerhalb der bessern Race wiederum der wenigen guten Nationalität gegenüber von der noch besseren. Ja es erstreckt sich dieses Gesetz der Ausprägung eines vollkommener Menschlichen durch Speciesbildung bis auf die Individualisation; denn der Einzelne kann mit seinem eigenthümlichen Typus physisch der Stammvater eines ganzen Volks und geistig der Ausgangspunkt eines veränderten Gepräges der Denk- und Gefühlsweise, ja einer neuen Gattung der Geisteshaltung werden.

Wenn hienach die Selbstführung des Geistes als überlegener Ersatz der Religion, der aus dem modernen Völkercharakter entspringt, zur Geltung gebracht werden wird, so wird dies heissen, im Namen von Etwas reden, was sonnenklar auf der Hand liegt. Die betreffenden Eigenschaften neuerer Völker, auf die man als auf einen Grund zu bauen hat, sind weder unnachweisbar noch unverständlich. Sie finden sich nur verschiedentlich und oft in gemischter Weise ausgeprägt vor. Man muss sie also in ihren vollkommensten Darstellungen nehmen, um sie zum Leitfaden machen zu können. Auch ist es nöthig, dass sich das Bewusstsein über sie dadurch steigere, dass sie in und von einem Einzelnen besonders stark erprobt und besonders klar erkannt werden. Auf diese Weise allein kann sich ein Ausgangspunkt für Weiteres bilden; denn es hilft sehr wenig, dass sie in den Völkern nur als unbewusste Triebe bestehen. Zur Sache, um die es sich hier handelt, genügt kein sich selbst noch dunkler Drang, sondern nur das volle lichte Bewusstsein.

Die Religionsstifter redeten im Namen einer erdichteten

Autorität; die Vertreter der bessern Geistesführung werden im Namen des modernen Völkergeistes zu reden und thätig zu sein haben. Dieser Völkercharakter mit den besten seiner Eigenschaften ist seinerseits der Ausgangspunkt des bewussten Guten in demjenigen Maass, in welchem dieses bisher auf dem Planeten überhaupt zur Selbstdarstellung gekommen ist. Menschheit in ihrem besten Typus, also ausgestattet mit den besten Kräften, dem edelsten Wollen und dem eindringendsten Wissen, — das ist die Basis, auf die sich Weltauffassung und Lebensbehandlung gründen. Nun sollen nicht nur frühere, wenigstens in irgend einer Beziehung unvollkommenere Typen aus dem Dasein verschwunden sein, sondern es sollen auch die entsprechenden geistigen Typen weichen, um durch bessere ersetzt zu werden Die neuere Völkerwelt soll die bessern Seiten ihres Selbst auch in derjenigen Gattung ausprägen, die sonst Religion hiess und als solche an einigen Punkten vorüberstreifte, die der Menschheit wahrhaft am Herzen liegen.

Unter den Eigenschaften der neuern und insbesondere der nordisch germanischen Völker, in deren Bereich wir Freiheitssinn, Vertrauen, Treue und Gerechtigkeit hervorhoben, ist eine nicht besonders genannt, weil sie selbstverständlich schon unter den andern miteinbegriffen wurde. Es ist dies die Wahrhaftigkeit. Sie ist nichts als eine besondere Gestalt der Redlichkeit. Da sie es nun auch ist, die, mit erleuchtetem Verstande verbunden, allein zur Wahrheit führt, so ist die Entscheidung nicht schwer, ob die Wahrheit beispielsweise von einem in seinem Charakter arg betrügerischen und in seinem Verstande eng bornirten Völkchen ausgehen, ja ob sie überhaupt von Asien her in irgend einer zulänglichen Grundlegung kommen konnte. Nunmehr aber ist für die neuern Völker im Geiste nicht blos reiner Tisch gemacht, sondern dieser auch bereits mit dem Eignen und Bessern hinreichend besetzt. An den Völkern selbst und ihren besten Männern wird es sein, dem höhern Bewusstsein vom eignen bessern Geiste in Leben und Lehre private und öffentliche Geltung zu verschaffen. Was an Abänderungen der Gesellschaftsverfassung mit den Naturgesetzen des Menschlichen und mit dem Verstande vereinbar ist, wird sich ebenfalls nur aus dem modernen Völkercharakter durch dessen auch politisch eigenthümliche und schöpferische Kräfte herausgestalten. Aber dies ist nur eine

Angelegenheit zweiter Ordnung, wenn man sie mit dem maassgebenden Charakter und Geist vergleicht, aus dem die äussern Gestaltungen nicht blos erzeugt werden, sondern auch die Vollendung empfangen.

In blos zerstreuter Weise kann die Geisteshaltung, wie wir sie meinen, nur wenig wirken. Auch eine blos gesellige Verbindung genügt auf die Dauer nicht. Ebenso darf die Sache nicht darauf beschränkt werden, eine Lehre auszubreiten, sondern es muss auch ein Band für gegenseitige Stützung derjenigen geschaffen werden, die sich zu der Lehre halten und die zugehörigen Pflichten, namentlich der Gerechtigkeit und Treue, ausüben wollen. Die auf diese Weise im bessern Charakter Uebereinstimmenden müssen in allen Lebensangelegenheiten zueinander halten und ihre neue Geisteshaltung gleichfalls in allen Lebensangelegenheiten bethätigen. Dazu reichen aber die blossen Principien des Religionsersatzes nicht aus. Diese sind eben, wie das Wort es schon sagt, nur Anfänge. Beispielsweise will die Gerechtigkeit wie etwas Mathematisches entwickelt sein. Gute Antriebe genügen allein nicht; Verstand und bestimmtes Wissen zeigen erst den rechten Weg im gehörigen Lichte. Der Völkergeist ist aber für diese genaueren Erfordernisse nur die Unterlage, und seine noch unentwickelte Unbestimmtheit kann nur dadurch fassbare Gestalt gewinnen, dass in seinem Sinne wirkliches und specielles Wissen geschaffen wird. Dies ist aber die Aufgabe des Einzelnen, und keine Verbindung wird bestehen können, die nicht ein wohl umgrenztes und gut ausgefülltes Programm aufweist. Programme in diesen hohen Gebieten und von dieser weittragenden Art lassen sich aber nicht wie Parteiprogramme collectiv zusammendrechseln, sondern bedürfen individueller Einheit und erfordern individuelle Schaffenskraft. Ueberdies wäre es auch ein erbärmlicher Fortschritt, den bessern Charakter nur in Race und Nationalität, aber nicht in der Individualität anerkennen zu wollen. Das Unrecht der Religionen und Secten bezüglich der Individualitäten bestand darin, dass die Personen nach blosser Willkür ohne sachliche Norm zur Geltung gebracht wurden. Misst und wägt man aber die Personen nach klaren und begreiflichen Eigenschaften sowie nach notorischen und verständlichen Leistungen und legt ihnen nur dementsprechend die maassgebende Bedeutung bei, so ist

ein begründeter Personencultus kein falscher, sondern im Gegentheil der Widerstand dagegen ein Anzeichen der Niedertracht und herabgekommensten Geistesverflachung. In jenem Sinne wird es also, wie für alle Angelegenheiten, so noch weit mehr für die Durchsetzung der neuen Geisteshaltung, persönlich gekennzeichnete Fahnen geben müssen.

Wie oft es in der Zukunft zu solcher Fahnenträgerschaft komme, und was vereinzelten Individualitäten in dieser Richtung gelingen möge, das bleibt selbstverständlich eine offene Frage. Wer kann die Entwicklungen von Nationalitäten und Individualitäten im Voraus genauer absehen! Nur äusserster Mangel an jenem Maass, das in der gewöhnlichen aber leicht missverständlichen Sprache Bescheidenheit genannt wird, kann aus der Gegenwart heraus erweiterte oder noch vertiefte Zukunftsmöglichkeiten cassiren und die eigne Einsicht als keiner Ergänzung oder auch Variation fähig ausgeben wollen. Zu einer solchen Abschneidung des Rechts künftiger Individuen und Völker gehörte eine hebräische Stirn, und nur die letztere hat auch Derartiges in der Vergangenheit ins Angesicht damaliger und späterer Völker und Individuen fertiggebracht. Wenn der Hebräer Andern oder sich schmeicheln will, dann sagt er nicht etwa nur, noch war Keiner so, sondern es kommt auch in alle Ewigkeit kein Gleicher, geschweige Einer, der mehr wäre.

Ganz entgegengesetzt verhält sich der solide Mensch. Ein Sokrates hat nie die Zukunft zu seinen Gunsten gleichsam confisciren wollen. Er war überzeugt von gewissen Wahrheiten und von der Richtigkeit seines Strebens; aber er beanspruchte nicht närrischerweise ein Monopol auf alle Wahrheit und auf Vorwegnahme aller Zukunft. Er gehörte wahrlich nicht zu den Verrückten, ich meine natürlich, zu denen vom ansehnlichen Genre, auf die man sich bis heut noch nicht genug versteht und die unter Umständen ihre Geistesstörung als Weltkrankheit fortpflanzen. Auch im grob Physischen sind Krankheiten von inficirender Art bekanntlich mehr als blos epochemachend; sie propagiren sich durch die Jahrtausende; allein hier haben sich die Menschen wenigstens nicht dazu verirrt, ihnen einen speciellen Cultus zu widmen. Statt sie willkürlich zu pflegen, wehren sie sich dagegen, und sogar die sonst irrenhauswürdigen Tollheiten, welche die Impferei bis zur Syphilisation getrieben

haben, sind doch wenigstens nicht um den leitenden Schutzgedanken, also in der Hauptsache nicht ganz und gar um den Verstand gekommene Velleitäten gewesen. Erst wenn behauptet würde, die jedesmal fragliche Krankheit zu haben gereiche, auch abgesehen von aller Ansteckungsgefahr, dem Menschen zum Heil, dann wäre der Gipfel des Widersinns und das volle Maass medicastrischer Geistesstörung erreicht. Wenden wir uns nun von der medicinischen Verlehrtheit wieder zur eigentlichen und echten Geisteshaltung zurück, so hat sich diese in letzter Begründung stets auf den Verstand zu stützen und an den Verstand zu wenden. Selbst ihre Berufung auf Völker und Individuen darf nicht in das instincthaft Dunkle greifen, sondern muss das Erforderliche klar analysiren und anschaulich vor Augen legen. Alsdann wird sie auch weder zu wenig noch zu viel beanspruchen sondern das ihr gebührende Maass jederzeit richtig einhalten. So etwas bedeutet aber keinen Verzicht auf Geltendmachung und Organisation. Im Gegentheil würde sich die bessere Geisteshaltung und Geistesführung selber preisgeben und verrathen, wenn sie nicht mit allen gerechten Mitteln, innerlichen wie äusserlichen, für ihre Sicherung und ihre Weiterexistenz einträte.

Wie wenig übrigens der Zukunft in falscher Weise vorgegriffen werde, dafür nur noch die Andeutung eines Schlussgedankens. Der wahre Religionsersatz darf sich nicht als etwas absolut Fertiges geben, sondern wird ausser Ueberzeugungen und Theorien abgeschlossener Art auch noch Probleme miteinschliessen. Dahin gehören beispielsweise das Verhältniss von Individualität und Nationalität und die Frage nach der Tragweite des Verstandes gegenüber den variirenden Gemüthskräften. Vielleicht wird künftig noch mehr Werth auf den eigentlichen Verstand zu legen sein, als dies im neunzehnten Jahrhundert unter dem irreführenden Druck romantisch reactionärer Verherrlichungen blosser und dunkler Gefühle und gleichsam instinctiver Anlagen geschehen ist. Ein neues Jahrhundert spannt die Flügel aus, und vielleicht werden seine Wege und Methoden der Klarheit des achtzehnten Jahrhunderts wieder ähnlicher, ohne dessen Schwächen und Beschränktheiten zu theilen. Das neunzehnte war wesentlich ein reactionärer Rückschlag, und zwar in allen Beziehungen mit Ausnahme der Technik. Es hat daher den wenigen Individualitäten, die sich dagegen stemmten,

Mühe genug gekostet, sich unberührt über dem Sumpfe Positionen zu schaffen und die ihrer Gesundheit gefährlichen Miasmen wegzufächeln. Doch glücklicherweise haben wir fin du siècle, zu deutsch bestimmter ausgedrückt das Ende des Lügen- und Judenjahrhunderts par excellence. Frisch denn hinein in hoffentlich bessere Jahrhunderte und Jahrtausende, in denen die Ausmerzung des falschen Geistes und der üblen menschheitswidrigen Typen eine vollendete Thatsache werden soll und muss.

Anhang.

I. Schriften desselben Verfassers.

1. Philosophische.

Gesammtcursus der Philosophie.

Erster Theil: **Kritische Geschichte der Philosophie** von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. Vierte verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig 1894. O. R. Reisland . . . . . ℳ 9.—

Zweiter Theil: **Wirklichkeitsphilosophie.** Phantasmenfreie Naturergründung und gerecht freiheitliche Lebensordnung. Leipzig 1895. O. R. Reisland . . . . . ℳ 9.—

(Dritter Theil:) **Logik und Wissenschaftstheorie.** Leipzig 1878. O. R. Reisland . . . . . ℳ 9.—

Jeder Theil ist selbständig verkäuflich.

Der Werth des Lebens. Eine Denkerbetrachtung im Sinne heroischer Lebensauffassung. Fünfte, verbesserte Auflage. Leipzig 1894. O. R. Reisland . . . . . ℳ 6.—

† **De tempore, spatio, causalitate atque de analysis infinitesimalis logica.** Berlin 1861 . . . . . ℳ 3.—

† **Natürliche Dialektik.** Neue logische Grundlegungen der Wissenschaft und Philosophie. Berlin 1865 . . . . . ℳ 4.—

Cursus der Philosophie als streng wissenschaftlicher Weltanschauung und Lebensgestaltung. Leipzig 1875. Heimanns Verlag ℳ 9.—

2. Volkswirthschaftliche und socialitäre.

† **Carey's Umwälzung der Volkswirthschaftslehre und Socialwissenschaft.** Zwölf Briefe. München 1865 . . . . ℳ 2.50

† **Capital und Arbeit.** Neue Antworten auf alte Fragen. Berlin 1865 . . . . . ℳ 3.50

* **Kritische Grundlegung der Volkswirthschaftslehre.** Berlin 1866 . . . . . ℳ 8.40

Die Verkleinerer Carey's und die Krisis der Nationalökonomie. Sechzehn Briefe. Breslau 1867. Trewendt . . . . . ℳ 3.—

Cursus der National- und Socialökonomie nebst einer Anleitung zum Studium und zur Beurtheilung von Volkswirthschaftslehre und Socialismus. Dritte, theilweise umgearbeitete Auflage. Leipzig 1892. O. R. Reisland . . . . . ℳ 9.—

Kritische Geschichte der Nationalökonomie und des Socialismus. Dritte, theilweise umgearbeitete Auflage. Leipzig 1879. O. R. Reisland . . . . . ℳ 9.—

3. Zur Literatur.

Die Grössen der modernen Literatur populär und kritisch nach neuen Gesichtspunkten dargestellt. Erste Abtheilung: Einleitung über alles Vormoderne. Wiederauffrischung Shakespeares. Voltaire. Goethe. Bürger. Geistige Lage im 18. Jahrhundert. Leipzig 1893. C. G. Naumann . . . . . ℳ 6.—

Die Grössen der modernen Literatur populär und kritisch nach neuen Gesichtspunkten dargestellt. Zweite Abtheilung: Grössenschätzung. — Rousseau. Schiller. Byron. Shelley. — Blosse Auszeichnungen. Jahrhundertsabschluss. Leipzig 1893. C. G. Naumann . . . . . ℳ 8.—

Jede Abtheilung ist selbständig verkäuflich.

† **Die Ueberschätzung Lessings und dessen Anwaltschaft für die Juden.** 1881. (Neue Auflage in Arbeit) . . . . . ℳ 1.80

4. Vermischte.

† **Die Schicksale meiner socialen Denkschrift für das Preussische Staatsministerium.** Zugleich ein Beitrag zur Geschichte des Autorrechts und der Gesetzesanwendung. Berlin 1868 . . ℳ 1.—

Sache, Leben und Feinde. Als Hauptwerk und Schlüssel zu seinen sämmtlichen Schriften. Mit seinem Bildniss. Karlsruhe 1882. Reuther (jetzt Berlin) . . . . . ℳ 8.—

Die Judenfrage als Frage der Racenschädlichkeit für Existenz, Sitte und Cultur der Völker. Mit einer weltgeschichtlichen, religionsbezüglich, social und politisch freiheitlichen Antwort. Vierte, theilweise umgearbeitete und vermehrte Auflage. Berlin 1892. Reuther . . . . . ℳ 3.—

Der Weg zur höheren Berufsbildung der Frauen und die Lehrweise der Universitäten. Zweite verbesserte und mit Gesichtspunkten für Selbstausbildung und Selbststudium erweiterte Auflage. Leipzig 1885. O. R. Reisland . . . . . ℳ 2.—

5. Mathematische und naturwissenschaftliche.

Neue Grundmittel und Erfindungen zur Analysis, Algebra, Functionsrechnung und zugehörigen Geometrie, sowie Principien zur mathematischen Reform nebst einer Anleitung zum Studiren und Lehren der Mathematik. Von Dr. E. Dühring und Ulrich Dühring. Leipzig 1884. O. R. Reisland . . . ℳ 12.—

Neue Grundgesetze zur rationellen Physik und Chemie. Erste Folge. Leipzig 1878. O. R. Reisland . . . . . ℳ 3.—

Neue Grundgesetze zur rationellen Physik und Chemie. Zweite Folge enthaltend fünf neue Gesetze nebst Beleuchtung der nach der ersten Folge erschienenen Contrefaçons und Nachentdeckungen. Von Dr. E. Dühring und Ulrich Dühring. Leipzig 1886. O. R. Reisland . . . . . ℳ 4.—

Robert Mayer der Galilei des neunzehnten Jahrhunderts. Eine Einführung in seine Leistungen und Schicksale. Mit seinem Portrait in Stahlstich. (Nunmehr als erster Theil zu betrachten.) Chemnitz 1880. Schmeitzner . . . . . ℳ 4.—

Verlagshandlung von Schmeitzner eingegangen; Restexemplare sollen sich zu Leipzig bei Siegismund und Volkening befinden.

Robert Mayer der Galilei des neunzehnten Jahrhunderts und die Gelehrtenunthaten gegen bahnbrechende Wissenschaftsgrösse. Zweiter Theil: Neues Licht über Schicksal und Leistungen. Leipzig 1895. C. G. Naumann . . . . . ℳ 2.50

Kritische Geschichte der allgemeinen Principien der Mechanik. Von der philosophischen Facultät der Universität Göttingen mit dem ersten Preise der Benekestiftung gekrönte Schrift. Nebst einer Anleitung zum Studium mathematischer Wissenschaften. Dritte, wiederum erweiterte und theilweise umgearbeitete Auflage. Leipzig 1887. O. R. Reisland . . . . . ℳ 10.—

In dem Urtheil der Göttinger Universität, die den Namen des Verfassers nicht wusste, heisst es:

„Mit vollständigster und freiester Beherrschung der Sache und erstaunlicher Ausdehnung genauester literarischer Kenntniss sind nicht *nur* alle wesentlichen Punkte erörtert, sondern eine grosse Anzahl kleinerer Discussionen, welche die Facultät nicht für unerlässlich gehalten hätte, aber mit Dank anerkennt, da sie überall dem volleren Verständniss des Gegenstandes dienen, bezeugen zugleich die grosse Liebe und die Umsicht, mit welcher der Verfasser sich in seine Aufgabe vertieft hat. Dem ausserordentlichen so aufgehäuften Stoffe entspricht die Fähigkeit zu seiner Bewältigung. Durch feines Gefühl für klare Vertheilung der Massen ist es dem Verfasser gelungen, zugleich auf die ganze geistige

Signatur der Zeitalter, auf den wissenschaftlichen Charakter der leitenden Persönlichkeiten und auf die fortschreitende Entwickelung der einzelnen Principien und Lehrsätze ganz das belehrende geschichtliche Licht fallen zu lassen, welches die Facultät vor allem gewünscht hatte. Die ursprünglichen Aufgaben, an deren Behandlung jedes neue Princip oder Theorem entstand, sind überall mit vollendeter Anschaulichkeit reproducirt und die allmälige Umformung, die jedes erfahren hat, durch alle Zwischenglieder sorgfältig verfolgt. Die Berührungen der mechanischen Gedanken mit der philosophischen Speculation sind nirgends vermieden; sie sind nicht nur in eigenen Abschnitten entwickelt, sondern der feine philosophische Instinct, der den Verfasser auch auf diesem Boden leitet, ist ebenso deutlich in einer grossen Anzahl aufklärender allgemeiner Bemerkungen sichtbar, welche an schicklichen Stellen in die Darstellung der mechanischen Untersuchungen verflochten sind. Den angenehmen Eindruck des Ganzen vollendet eine sehr einfache, aber an glücklichen Wendungen reiche Schreibart. Voll Befriedigung, sich als die Veranlasserin dieser schönen Leistung zu wissen, durch welche ihre Aufgabe vollständig gelöst und viele Nebenerwartungen übertroffen sind, zögert sie nicht, dem Verfasser den ersten Preis hierdurch öffentlich zuzuerkennen." Mein Urtheil zum Urtheil findet man im Eingange des Werks in den „Hauptpunkten äusserer Vor- und Nachgeschichte" der Arbeit (S. XIV—XVI).

Für das mit einem * bezeichnete Buch ist die Verlagshandlung eingegangen, und befinden sich die wenigen restirenden Exemplare theils in der Buchhandlung von P. Kufahl, Berlin SW. Kochstr. 19, theils bei dem Verfasser, Adresse Neuendorf bei Potsdam, von dem solche gegen vorgängige Einsendung des Betrages ebenfalls zu beziehen sind. — Die mit einem † bezeichneten Bücher sind vergriffen und nur hier und da noch im Antiquariatshandel zu haben. — Alle übrigen Bücher sind durch jede ordentliche Buchhandlung nach Maassgabe der beigesetzten Preise jederzeit zu beziehen. Gegenüber etwaigen Bezugsschwierigkeiten und Verschleppungen seitens irgendwelcher Buchhandlung, worüber mir auch schon Klagen zugekommen, bleibt nichts übrig, als sich an eine andere Buchhandlung zu wenden.

II. Bemerkung zum Schriftenverzeichniss

über Plagiirungen der Neuen Grundgesetze zur Physik und Chemie.

Die im Verzeichniss aufgeführte Schrift „Neue Grundgesetze" etc. (erste Folge) erschien im Mai 1878 und erhielt sofort durch den Buchhandel eine umfassende Verbreitung im Inlande und nach Verhältniss der Sprache auch im Auslande. Ueberdies waren schon vorher Prospecte derselben an zahlreiche Fachgelehrte, sowie an Akademien des In- und Auslandes versendet worden. In diesen Prospecten war insbesondere das von meinem Sohn Ulrich entdeckte und von ihm in der Schrift selbst mit einer vollständigen Theorie und praktischen Anwendungen ausgestattete Siedecorrespondenzgesetz wörtlich formulirt. Die einzige Aufmerksamkeit jedoch, welche die Gelehrten dieser Schrift widmeten, bestand darin, dass sie dieselbe recht erfreulich kauften, sich aber, wie des Näheren nachher deutlich werden wird, auch nachträglich deren neuen Inhalt für sich, wie der Volksausdruck lautet, zu kaufen versuchten. Sie schwiegen Jahr und Tag über die Schrift in den Fachjournalen, gaben aber mündlich die Parole aus, es sei in der Schrift nichts Neues enthalten, das darin Enthaltene vielmehr schon überal zu lesen, und ich hätte mich mit dieser Schrift ganz besonders blamirt. Dies war die eine Seite des liebenswürdigen Gelehrtenverhaltens, dessen allgemeine moralische Signatur in früheren berühmten Fällen seit meiner Schrift über Robert Mayer auch dem weiteren Publicum eindringlicher bekannt und durchschaubar geworden ist. Die andere, noch unwürdigere Seite, die das Zubehör hiezu bildete, zeigte sich bald und zwar zuerst in Deutschland, dann aber auch im Auslande. Als Beispiele führe ich nur folgende Fälle an, weil sie sich weniger auf das von mir Herrührende, als vielmehr speciell und hauptsächlich auf das ebenso einfache als wichtige, darum aber auch handgreiflich verständlichere und zu handgreiflicher Aneignung äusserst bequeme Gesetz meines Sohnes über die correspondirenden Siedetemperaturen beziehen. Ich für mein Theil bin an die edlen Manieren der Gelehrten, an gleichzeitige Verschweigung und Plünderung meiner Schriften durch sie, genugsam gewöhnt und hätte viel zu thun, wenn ich Derartiges im Einzelnen verfolgen wollte.

Zuerst ist ein Theil des Gesetzes der correspondirenden Siedetemperaturen seitens eines Professors Winkelmann durch Vermittlung eines Mitgliedes der Münchener Akademie, eines Professors von Jolly, als neue und angeblich Herrn Winkelmann gehörige Entdeckung Juni 1879 jener Akademie vorgelegt und in deren Abhandlungen in Gestalt eines

Aufsatzes des Herrn Winkelmann veröffentlicht worden. Obenein ist die Aufnahme einer sachgemässen Reclamation, die mein Sohn an Herrn von Jolly eingesendet hat, von diesem Herrn verweigert worden. Schon kühner geworden, hat später Herr Winkelmann in einer Abhandlung der Wiedemannschen „Annalen der Physik" (Bd. IX, 1880) sich wesentlich den Hauptinhalt des Gesetzes der correspondirenden Siedetemperaturen unter Umhüllung mit einer unerheblichen Abänderung angeeignet und diese Procedur dadurch gekrönt, dass er zugleich das Gesetz dem Publicum gegenüber ostensibel als unwahr signalisirte. In diesem Fall gelang es meinem Sohn, wenigstens einen Artikel zum Schutz seines Gesetzes in die Annalen (Bd. XI, 1880) eingerückt zu erhalten. Eine besonders komische Erkennungsmarke der völligen Abhängigkeit war im Winkelmannschen Falle die Mitübernahme einer ganz zufälligen Rechnungsposition, nämlich von — 100° C. als einer Verdampfungsgrenze des Wassers.

Das vollständige Gesetz auch ohne den Schein einer Abänderung ist im Februar 1880 der Pariser Akademie der Wissenschaften als die neue Entdeckung eines Herrn P. de Mondesir durch ein Mitglied dieser Akademie, den bekannten Chemiker H. Sainte-Claire Deville, vorgelegt worden, und ist der betreffende Artikel des Herrn Mondesir auch damals in den „Comptes rendus" erschienen. Alsdann wurde das Gesetz meines Sohnes in dem Incognito einer französischen Entdeckung in deutsche Fachzeitschriften übernommen, wogegen er zunächst im „Chemischen Centralblatt" (December 1880) reclamirte. Dieselbe Reclamation, nur in französischer Sprache, war von ihm dem betreffenden Secretär der französischen Akademie mit dem Ersuchen um Aufnahme in die Comptes rendus zugesendet worden. Sie fand sich aber nur in wesentlicher Fälschung der Worte und des Sinnes (ebenfalls December 1880) zum Abdruck gebracht, so dass mein Sohn für diese ihm untergeschobene Fassung nicht verantwortlich ist. Später haben sich zu den Genannten auch noch Andere gesellt, welche mit Jenen und unter sich nunmehr über die Priorität der Aneignung markten mögen. So haben beispielsweise auch ein holländischer Professor Waals und ein preussischer Professor Clausius, unter verschiedenen aber schlecht verhüllenden Masken und Verzerrungen, in ihrer Manier das Gesetz reproducirt beziehungsweise verpfuscht. Letzterer Herr hat sogar in einer einschlägigen Abhandlung (Annalen der Physik, Bd. XIV, 1881) eine angebliche Zusammenfassung des seiner Verballhornung und vorgeblichen Production Vorangegangen riskirt, nämlich den Daltonschen ursprünglichen Ansatz, sowie eine Kleinigkeit in derselben Richtung von einem Herrn Groshans angeführt, die entscheidende Hauptsache aber, das seit 1878 vorliegende umfassende Gesetz, kühnlich weggelassen. Näheres

und die Beweisstücke für alles dies findet man in unserer gemeinsamen zweiten Folge der Neuen Grundgeseetz von 1886.

Seitdem hatten wir es eine Zeitlang verschmäht, uns sonderlich darum zu bekümmern, was etwa Weiteres an noch spätern Nachentdeckungen und Zudeckungen des Gesetzes zum Vorschein kommen möchte. Indessen ist uns nachträglich ein englisches Professorenpaar der jüngern Generation, die Herren W. Ramsay und S. Young, aufgestossen, welche das Gesetz, zersplittert in unbehülfliche und meist unexacte Specialgesetze, Ende 1885 wesentlich reproducirt und diese schlechteren Fassungen, an denen ihnen nichts gehört als die verschlechternden Abweichungen selbst, als eigne wichtige Entdeckung ausgegeben und in der Welt verbreitet haben. Wie daraufhin in Europa schliesslich ein förmliches Jagen nach dem Gesetz unter specialbetheiligten Gelehrten eingetreten, hat sich noch wieder in einem neuern französischen, ganz besonders qualificirten Falle gezeigt, dem gegenüber eine kurze, rein thatsächliche Reclamation meines Sohnes in Wiedemanns Annalen (Bd. LI, 1894) Aufnahme gefunden. Es hatte nämlich der Pariser Akademiker Herr L. Cailletet genau das Gesetz in der von meinem Sohn gegebenen, nur in andern Buchstaben ausgedrückten mathematischen Formulirung, als von einem Herrn Edmond Colot entdeckt, der Akademie vorgelegt (Comptes rendus, März 1892). Obenein hat sich Herr Colot bei seiner 1892 in den angeführten Comptes rendus producirten Veröffentlichung noch auf ein versigeltes Couvert berufen, in welchem er elf Jahre zuvor das Gesetz der Akademie überreicht habe. Nun, das wäre ein Jahr nach Herrn Mondesirs Veröffentlichung und drei Monate nach meines Sohnes ebenfalls in den Comptes rendus veröffentlichter Reclamation gewesen.

Die französische Akademie hat nun auf eine für die Comptes rendus eingesendete Reclamation meines Sohnes hin es vorgezogen, eine Commission zu ernennen und durch diese nothgedrungen eine Priorität, aber blos der Formulirung anzuerkennen, Herrn Colot aber in einer den wahren Sachverhalt umkehrenden Weise ein Anzeigen und Bewahrheiten (indiquer et vérifier) zuzusprechen und schliesslich den Reclamationsartikel selbst weislich ungedruckt bei den Acten zu mumisiren (vgl. Comptes rendus, Januar 1894). Grade mein Sohn hatte das Gesetz sogar in den Comptes rendus selbst, also öffentlich im eignen Organ der Akademie (in der Reclamation gegen Herrn Mondesir) angezeigt und ein paar Jahre vorher in unserer eignen Schrift ausführlich bewahrheitet, in Vergeichung womit Herr Colot statt wirklicher Bewahrheitung nur eine nachlässige und mangelhafte Anweisung für den Leser gegeben hat, durch eigne Mühe das Fehlende zu ergänzen. Ein halbes Jahr nach jener abgenöthigten Prioritäts-

anerkennung seitens der Akademie wurde in dem vom Herausgeber des Jaminschen „Cours de physique", Herrn Bouty, redigirten „Journal de physique" (Paris, August 1894) trotz Alledem wieder über die Entdeckung des Herrn Colot berichtet, ohne uns zu nennen. Eine Reclamation meines Sohnes wurde aber, statt in ihrer Integrität intact aufgenommen zu werden, noch schöner als seitens der Akademie im Mondesirfall, in einen Artikel verwandelt, der Herrn Colot den guten Glauben an eine eigne Entdeckung bescheinigte, unter Nennung meines Sohnes als des Verfassers des den Sinn umkehrenden Machwerks (Journal de physique, December 1894). Ueber diese verschiedenen Cailletet-Colot-talen Vorkommnisse und Zubehör findet manEingehenderes im zweiten 1895 erschienenen Theil meiner Arbeit über Robert Mayer, Cap. XV, Nr. 3—6.

Man sieht nun wohl genugsam, wie die Künste der Reproduction immer interessanter geworden. Völlig zulänglich waren sie aber doch immer noch nicht ausgefallen; denn es war uns gegenüber das Problem noch ungelöst, in die Vergangenheit zurückzuentdecken. Die Auffindung eines solchen Radicalmittels blieb für ein anderes unserer Gesetze einem englischen Gentleman vorbehalten, dessen unvergleichlich hervorragende That der Vergessenheit nicht anheimfallen darf, ja weiter unten mit einer lobenden Erwähnung gebührend prämiirt werden soll. Zuvörderst sei aber noch jener Colotschen Neuveröffentlichung doch auch ein Verdienst gutgeschrieben, nämlich dass sie den oben erwähnten Herrn Young (und hiemit indirect auch Herrn Ramsay) uns gleichsam gestellt hat; denn Herr Young, bedroht durch die Ueberlegenheit des bereits auch in deutschen Fachzeitschriften berücksichtigten angeblich Colotschen Gesetzes, hat sich zur Einlassung damit gedrängt gefunden, während unsere älteren wie neuern Veröffentlichungen und nachhaltigen Vertretungen des Siedecorrespondenzgesetzes seitens der beiden Herren Engländer verschwiegen geblieben waren. Etwas Specielleres hierüber findet man zunächst in einer auf die Hervorhebung der langjährigen Priorität und der einfacheren sowie richtigeren und klareren Fassung sich beschränkenden Reclamation meines Sohnes in der „Zeitschrift für physikalische Chemie" (Bd. XIII, 1894); alsdann aber in seiner am detaillirtesten eingehenden, mit reichhaltigen Tabellen ausgestatteten Darlegung in Wiedemanns Annalen, Bd. LII, 1894.

Die Thatsachen, aus denen mein Sohn das Gesetz 1877 erkannte, standen seit mehreren Jahrzehnten in Fülle Jedermann zur Verfügung; aber erst als seine Entdeckung veröffentlicht war, sprossten in den darauf folgenden Jahren allerorten die Nachentdeckungen hervor oder versigelten sich auch nach Abfassungsfällen in irgend einem akademischen Winkel zum einstigen Aufspriessen in späten, vielleicht günstigeren

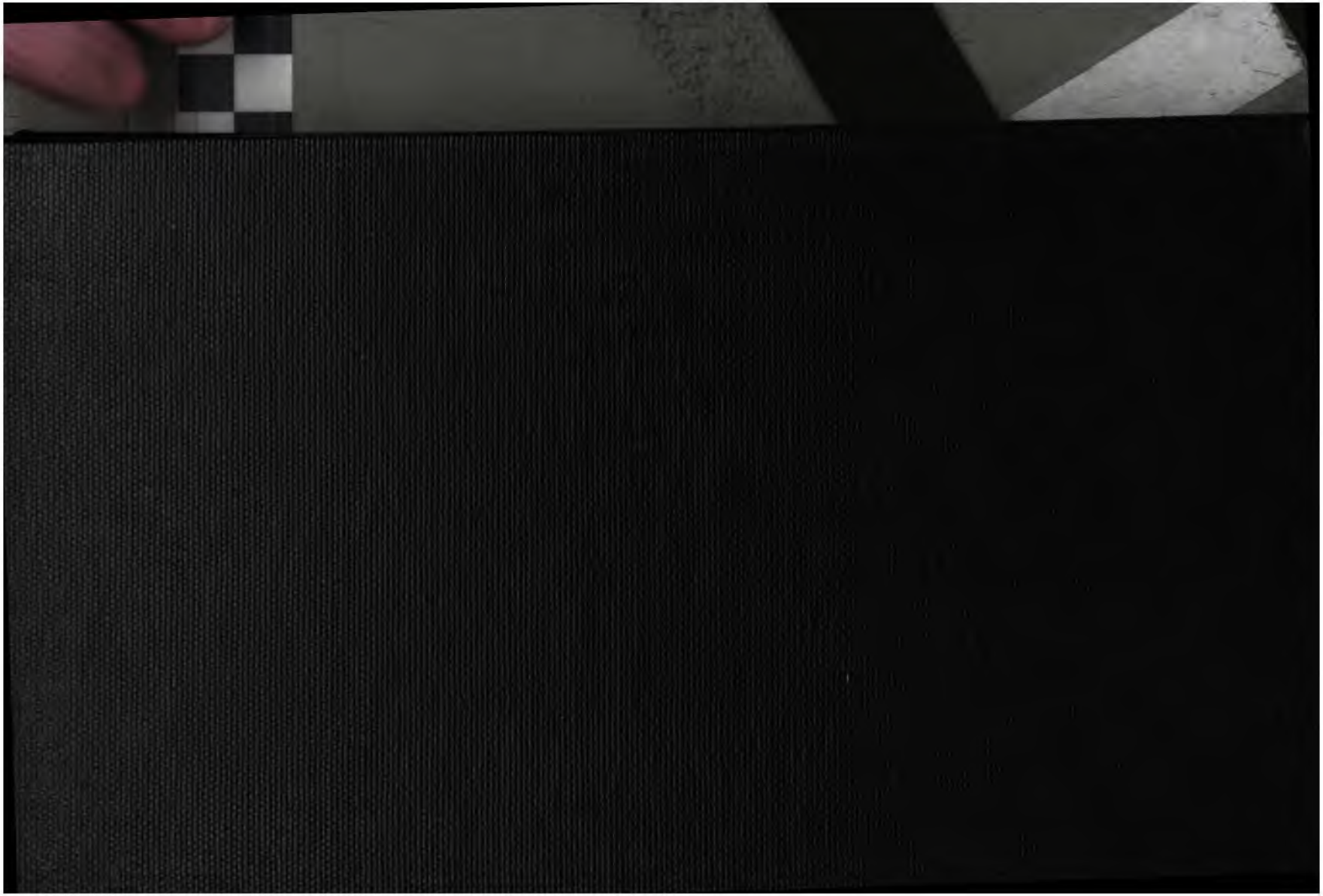
Zeitläuften. Mein Sohn hatte das Gesetz nicht eher finden können, als geschehen; denn er wurde erst, als schon die Thatsachen vorhanden waren, geboren und hat dieses Gesetz, welches von grosser physikalischer und chemischer Tragweite ist, in seinem 15. Lebensjahre aufgefunden. Wenn nun, nachdem er die fragliche sehr umfassende Wahrheit, um die sich 70 Jahre früher ein Dalton vergebens bemüht hatte, gesehen, auch andere ältere Leute, die schon längst, Einige davon schon zwei Jahrzehnte vorher, sie hätten sehen sollen, nun plötzlich sehen lernten, so ist dies wohl verständlich genug.

Es ist aber in derartigen Dingen oft noch mehr Komik, als schon der Rückimport deutscher Originalwaare aus dem Auslande insichschliesst, wie er auch einst R. Mayer gegenüber prakticirt worden war. Es hat nämlich die oben berührte Münchener Akademie in der ganzen Plagiatangelegenheit nicht blos die Palme der nachentdeckerlichen Priorität auf ihrer Seite, sondern sie hat offenbar auch den Apfel der höchsten Komik abgeschossen. Bei allem moralischen Ernst der Sache hat sie dennoch, wie die Leser der Gruppe meiner mathematisch naturwissenschaftlichen Schriften wissen, schon einmal den Humor regegemacht. Die Akademie der alten Mönchestadt hatte nämlich einen Dr. G. Berthold mit der Abfassung einer Geschichte der Physik beauftragt und dieser nichts Besseres zu thun gewusst, als sich unbekannterweise an mich zu wenden, um dazu Disposition und Materialien von mir zu bekommen, die ich selbstverständlich nicht verabfolgt habe. So ist der Münchener Akademie das Schicksal erspart worden, auf jene Weise vom Vater zu zehren; indessen der Sohn ist, wie erwähnt, nicht ganz heil davongekommen. Jedoch auch er hat schon früh gezeigt, dass er sich nöthigenfalls gegen Anzehrungen zu wehren wisse, und schon in sehr jugendlichem Alter ist ihm das Schicksal des zu wenig abwehrbereiten Robert Mayer ein zur Warnung leuchtendes Beispiel geworden. Auch bei Diesem hatten die Thatsachen, auf Grund deren er seine neue grosse Wahrheit entdeckte, mehrere Jahrzehnte lang aller Welt zur Verfügung gestanden; aber erst als er seine Auffindung 1842 veröffentlicht hatte, schoss in den nächsten Jahren im Aus- und Inlande ein ganzes kleines Nachzüglercorpschen von Nachentdeckern, Anmeldern und Ansprechern auf. Im Fall R. Mayers gesellte sich aber zu den Beraubungen noch ein besonderes Gelehrtenverbrechen, welches schlimmer war als das gegen Galilei verübte und in meiner Schrift über R. Mayer (2 Theile, 1879 u. 1895) dem Publicum dargelegt worden ist. R. Mayer hat überdies noch das besondere Schicksal gehabt, dass noch Jahrzehnte nach seinem Tode die Wiederherausgabe seiner Schriften in versteckt gegnerische Hände gespielt worden und er so in seinen eignen Büchern mit Entstellungen

und Verkleinerungen seiner Leistungen wie seiner Person umringelt worden ist. Demgegenüber bleibt meine Arbeit über ihn das bis jetzt einzige seiner würdige Denkmal und hat überdies die allgemeinere Bedeutung, die tiefe moralische Verderbniss und intellectuelle Verkommenheit der gewerbsmässigen Gelehrtenclasse sichtbarzumachen und zu zeigen, wie diese Classe gegenwärtig eine ähnliche Rolle spielt, wie vor ihr ausschliesslich die Priester. Es ist daher kein Wunder, wenn der mit allen Mitteln betriebene und, wenn verübt, mit allen Mitteln aufrechterhaltene Ehrendiebstahl oder auch Ehrenraub und andere verwandte saubere Stückchen in der Gelehrtenclasse mehr grassiren, als in der ungelehrten der gemeine Diebstahl und die sonstigen Gaunerstreiche.

Ueberdies ist aber zum vollen Verständniss gelehrter Manierchen neusten Schlages noch ein Wörtchen über solche Wendungen hinzuzufügen, vermöge deren die Wahrnehmung wissenschaftlicher Rechte mehr oder minder geschädigt oder gar unmöglich gemacht wird. Ungefähr gleichzeitig mit den englischen Wieder- und Fehlgeburten des Siedecorrespondenzgesetzes (1885) wurde dieses von sogenannten Landsgenossen, namentlich einem Herrn Kahlbaum, späteren Baseler Physikprofessor, mit einem ganzen Bazar richtiger Ramschexperimente zu verschütten und zu verstecken versucht. Besagter unglücklicher Experimenter glaubte sich nun 1894 in den Berichten der Berliner chemischen Gesellschaft mit dem Schein eines Angriffs auf das Gesetz gefällig hervorthun zu sollen. Eine Erwiderung seitens meines Sohnes wurde nur nach vorgängiger äusserster Beschneidung aufgenommen, war aber trotzdem wirklich Sachkundigen gegenüber einschneidend genug, ja vernichtend für das gegnerische intellectuelle Deficit, das mit seinem eignen Experimentiristoff nicht einmal zu rechnen, nämlich nicht einmal das Abc der Theorie der Beobachtungsfehler zu beobachten vermocht hatte. Nur für die Augen und die blosse Eindrucksauffassung des meist nichtspecialistischen Lesepublicums des fraglichen Organs war noch eine professorale Scheinantwort möglich, die ihre Schwäche durch anmaassliche Redensarten zu stärken suchte, Angesichts der bereits erprobten Sicherheit, dass innerhalb dieser ehrenfesten Zeitschriftsarena dem Gegner nicht im Mindesten gleicher Wind und gleiche Sonne, ja nicht einmal gleicher Raum und gleiche Waffen verstattet würden. Letzteres stand ja schon durch jene Castration des ersten Abwehrartikels fest, bestätigte sich aber nun noch glänzender, indem eine Replik von einer mit dem Angriff contrastirend ruhigen Haltung und von geringerer Seitenzahl als jener trotz Alledem nicht mehr aufgenommen wurde (vgl. Berichte der Deutschen chemischen Gesellschaft, Jahrgang 1894 S. 3028 und 1895 S. 366).

BL 51 .D78 1897 C.1
Der Ersatz der Religion durch
Stanford University Libraries
3 6105 040 922 945

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004